





Briefe aus Wien

verschiedenen Inhalts

an

einen Freund in Berlin.

Von

Johann Friedel.



Leipzig und Berlin,

1783.



Vorrede.

Ich habe bey diesen Briefen nicht viel zu erinnern. Den Gesichtspunkt, aus welchem ich wünschte, daß sie beurtheilt würden, wird der unbefangene Leser von selbst auffinden können, so bald er die Zeit — in der ich sie schrieb, — die Gegenstände, über welche ich schrieb, — und endlich die Absicht, — warum ich sie schrieb, überdenket. Es war freylich ein Wagestük, auch bey der besten Absicht, meine Mitbürger auf gewisse Gegenstände aufmerksam zu machen, eben diese Gegenstände, und auch

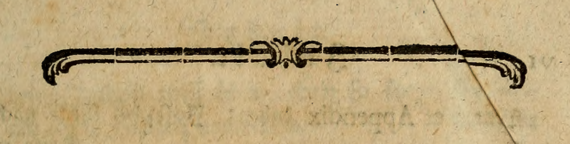
 eben

eben diese Zeit zu wählen. Ich würde meinen Lesern übrigens ein schlechtes Kompliment machen, wenn ich es für nöthig fände, sie zu erinnern, daß ich nie den Gedanken im Sinne hatte, die berührten Gegenstände zu erschöpfen. Ich wollte sie nur berühren, nur aufmerksam darauf machen. Belohnung genug für mich, wenn unsere bessern Köpfe diese Sachen weitläuftiger ausführen wollten. —

Wien den 1ten März 1783.

Der Verfasser.

Inhalt.



Inhalt.

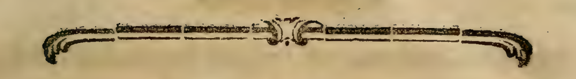
Erden

Fünf

Ein

Drey





Erster Brief.

Herzensfreund,

Dank Ihnen für Ihren zärtlichen Wunsch, in meinem Vaterlande recht glücklich zu leben. Ja, Freund, wills auch; und kann es. Das ist ein Vorzug vor vielen unsrer Nachbaren, die rings um uns auf die Riesenschritte staunend sehn, mit denen uns der wohlthätigste Monarch unserm dauerhaften Glücke entgegen führt.

Was für ein himmelweiter Abstand zwischen Ländern, deren Einwohner nach dem Genusse eines ruhigen Glückes schmachten, aber wie Tantalus diese süße Frucht nie mit ihren gierigen Lippen erreichen können, und zwischen Ländern, deren Monarch kein ander Glück kennt, als das Glück der Seinen!

Zwar pauket so mancher feile Panegyrist mit einem Bombast von lautschallenden Worten die Thaten seines Fürsten aus, die, wenn sie der Forscher vor seinen Richterstuhl zieht, da stehn, wie falscher Schmuck. Nur der untergelegte Flitter giebt diesem den betrüglichen Schimmer. Der Schwächling, gewohnt, mit der Eule im Dunklen zu wohnen, drückt bey dem erkünstelten

Glanze die Augen zu, und ruft mit lautem Gekreische Wahrlich! das war Abglanz der Sonne. —

Der Sonne? — Keine Lüge, Freund! — Sonne wars nicht, nur ein Strahl, den der kühne Prometheus vom Olympe stahl. Mögen Odendichter, und Biographen, und Politiker — und Lobredner sich heischer schreyn, über jeden Schritt ihres grossen Mecäns, — er bleibt doch nur ein Pigmäe, den die Geschichte nach Jahrhunderten in einem kleinen kleinen Lichtstrahle kaum erblicken wird. Das Uebermenschliche, was die Zeitgenossen eines Fürsten an ihm oft wahrnehmen, — wird zum Alltagswerk in den Augen der spätern Enkel; und nicht selten leben die Seufzer der unterdrückten Nationen erst in der Folgezeit auf, und ertönen vom Elende, und Unterdrückung, von denen der lebende Fürst nicht eine Spur entdecken konnte, weil der Weihrauch dummköpfigter Schmeichler seine Athmosphäre mit solchen Nebelwolken umzog, durch die er unmöglich spähen konnte, — und vielleicht aus Selbstzufriedenheit und Wohlbehagen nicht spähen wollte.

Wenn Fürsten das kühne Raisonnement der Nachwelt sich stets vor Augen stellten, würden sie wohl so oft lediglich vom Geitz nach Ehre sich lenken lassen? Würden sie nicht zurückschaudern vor eben dem Phantom, nach dem sie streben? Würden sie nicht einsehn lernen, daß die Opferschale ihrer Zeitgenossen meistens nur mit

Schmei-

Schmeicheley gefüllet ist? — Kopf und Herz müßten sie verleugnen, wenn sie dies nicht einsähen.

Aber wozu diese Deklamationen, fragen Sie mich? — Wozu? Freund! von Ihnen hätt ich diese Frage nicht vermuthet. Doch, weil Sie einmal da ist, will ich darauf antworten.

So wie jede Handlung des Bürgers nur vom Innern ihren Adel erhält, nur durch die Güte der Absicht, nicht vom Geräusche, das sie erweckt, ihre Größe erhält, eben so erhält die Regierung des Fürsten nur durch diese edlen Absichten ihren Glanz. Freylich hat der Fürst andre Pflichten, als der Unterthan; — aber seine Hauptpflicht; — die Einzige: warum er auf dem Throne sitzt, ist doch allemal das Glück seines Volkes. — Er selbst darf nie mit in Rechnung kommen. Nicht sein Glück, nicht seine Ehre, — die Ehre, das Glück seiner Völker muß die Triebfeder seyn, die ihn in Thätigkeit setzet.

Zwar kann das Privatinteresse des Fürsten vom Interesse des Volks ohnehin nicht getrennet werden, ohne der einen oder andern Parthey wesentlichen Nachtheil zu bringen. Entweder verliehrt das Volk, wenn der Fürst auf den Flügeln der Fama hoch in Wolken herum schwebt, — und leider ists fast allemal der Fall, — oder der Fürst selbst stürzt von seiner Höhe, wie Ikarus tief in das Meer der ewigen Vergessenheit zurück.

 Der

Der kühne Flug nach schimmernder Ehre kann vom Fürsten nie vollendet werden, wenn ihn nicht das Freudengeschrey seiner glücklichen Völker auf seinem Fluge begleitet.

Die Geschichte hat tausend Beyspiele. — Alexander ward vergöttert; er konnte nichts weniger als Jupiters Sohn seyn. Seine Schmeichler sagtens ihm: — und er glaubt' es. Allein was sagt der Philosoph izt von diesem Eroberer, der Menschen würgte, weil er — nichts bessers verstand? — O Alexander könntest du aufwachen, in die Kreise der jetzigen Zeitalter dich hindrängen, und den gekrönten Eroberern laut ins Ohr rufen; „Liebe Vettern, ich habe nach einem „Hirngespinnst von Ehre gestrebt. Glauben mir „Eure Liebden, hätt ich mein Macedonien, so „klein es ist, glücklicher gemacht, ich würde der „Unsterblichkeit ungleich würdiger seyn, als ich „es izt bin, da ich Persien verwüstete, um Städte „zu erobern, die ich zum Zeitvertreibe meiner „Maitressen einäschern könnte."

Ich weiß nicht, was ich von Alexandern und allen denen denken soll, die sich blos von ihrer Laune regieren lassen, und sich Plane vorzeichnen, auf denen sie dem Tempel der Unsterblichkeit entgegen zu wandeln glauben. — Ist's ihnen um Unsterblichkeit zu thun, ich gestehs ein, je launigter ihr Plan ist, je eher können sie

darzu

darzu gelangen; — aber geitzen sie nach der Unsterblichkeit des Herostrats, — oder nach jener, in deren Tempel wahre Ehre auf seinen Altären thronet, die nur die Menschenfreunde mit ihren Lorbeern krönet?

Sehn Sie, Freund! kein Stand, selbst der des Fürsten ist von Schwäche, und verstimmten Vorurtheilen frey. Darf man sich wundern, wenn Schwäche und Vorurtheile so oft ihre Schritte lenken? Nur wenige, und gerade die, von denen ihre Zeitgenossen am wenigsten Geräusch zu machen pflegen, schütteln diese Fesseln ab, und opfern sich — wie Kodrus — zum Wohle ihrer Nationen auf. — Heil dem Zeitalter, in welches die Regierung eines solchen Mannes fällt! Heil ihm selbst! — Das Menschengeschlecht, vom Schöpfer darzu bestimmt, auch auf diesem Erdballe schon auf dem Pfade seines Glückes weiter fortzuschreiten, erwacht unter ihm mit neuem Leben; unterdrückte Gefühle der Freude, der ungeheuchelten Dankbarkeit erregen sich in seinem Busen, und hinterlassen der Nachwelt den heissen Wunsch, doch Mitgenossen ihres Glückes gewesen zu seyn.

Diese glückliche Epoche hat **Joseph** über uns gebracht. Ich will Sie heute nicht mit Schilderungen dieses großen Menschenfreundes, den man **mit Recht**, nicht aus Schmeicheley, den **Einzigen** nennen kann, — aufhalten. Nur die Erinnerung will ich hier anfügen,

 daß

daß es ein ungleich größeres Verdienst für den Fürsten ist, wenn er es dahin bringt, daß der Unterthan seines Glückes genießen, in ungestöhrter Ruhe genießen kann, ohne dieses Glück erst erschleichen zu müssen, als es ihm Ehre bringt, seine Unterthanen nur als Gehülfen anzusehen, die er an seinen Triumphwagen anspannt, wenn es ihm gefällt. Sie verstehn mich, was ich damit sagen will. Beziehende Beyspiele sind beleidigend; Sie werden mir also den Aufschluß ersparen, und ihn selbst hinzu denken.

Leben Sie wohl, Freund! Sie schreiben mir doch bald? mir, der ich mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit bin

Ihr

N. N.

Zweyter Brief.

So? glauben Sie denn wirklich, daß ich über dem Glücke, wieder in meinem Vaterlande zu seyn, meine auswärtigen Freunde vergesse? — Und warum? — weil ich mit keiner Sylbe in meinem letzten Briefe Ihrer erwähnte? — Sie thun mir Unrecht. Man kann seines neuen Glückes genießen, und seine fernen Freunde nichts destoweniger mit dem wärmesten Herzen fort lieben. Ich bin zwar kein Romanheld, es ist wahr! —

Ich

Ich schlage mich nicht meiner Dulcinea wegen mit Windmühlen, oder mit Drachenschwänzen, an denen zehn Köpfe hangen, die Feuer und Gift von sich sprühen, ohne mich von meiner Herzenskoniginn durch Untreu reißen zu lassen. Solche Rittertugend hab' ich von der Tafelrunde des alten Königs Arthur nicht ererbt. Aber demohngeachtet ist mir das Band der Freundschaft, das Herz gegen Herz geknüpfet, ewig heilig. Mögen Z**, und U**, und P***, nach allen drey Welttheilen zersprengt werden, und ich in den äußersten Winkel des vierten verbannt seyn, — als Freunde werd' ich sie nie vergessen; nie aufhören zu wünschen, daß ich in ihren Armen und an ihrer Seite meine glücklichsten Tage endigen könnte. —

Sagen Sie ihnen doch, daß ich sie alle noch liebe, und daß ich eifersüchtiger auf ihre Freundschaft bin, als irgend ein Mädchen auf die Liebe ihres Adonis. —

So viel auf den Eingang Ihres Briefes! Nun auch auf das Wesentliche desselben. — Sie sprechen von unserm Monarchen mit einer Begeisterung, die mich noch einmal so stark für Sie einnimmt. Sie sagen, daß der Anfang seiner Regierung schon einen gereiften Fürsten verkündige, der im Verborgenen lange vorher schon an dem werdenden Glücke seiner Völker arbeitete; — daß er den Fürsten Europens zur neuen Epoche diene, wie Ihr Friedrich in dem Zirkel der Krieger; daß Sie

 wünsch-

wünschten, diesem menschenfreundlichen Fürsten anzugehören, um sich satt an ihm zu genießen? —

Mehrere, mein Freund, wünschen sich dasselbe; und unrecht haben Sie, und alle, die dieser Wunsch belebt, wahrlich nicht. Er verdient von allen geliebt, — wir, von allen beneidet zu werden.

Ich kann ohnmöglich dem Drange widerstehn, mit Ihnen heute ein Wörtchen vom Kaiser zu schwatzen. Wes das Herz voll ist, fließt der Mund über.

Franz als Vater verdient, wie Therese als Mutter zum Beyspiel aufgestellt zu werden. Beyde erzogen ihre Prinzen so, daß sie, auch ohne den äußerlichen Schimmer der hohen Geburt, und des Ansehens, immer die liebenswürdigsten des Volkes waren. Joseph, ausserordentlich feurig in seinem Knabenalter, rasch und entschlossen schon in seinen Jugendhandlungen, schien als Prinz in den Augen seiner Lehrer mehr zerstreut, mehr nur oberflächlich mit den Wissenschaften beschäftigt; seine nie zu befriedigende Begierde, alles zu wissen; seine Lebhaftigkeit mit der er alles, was ihm aufstieß, untersuchte, und in demselben Augenblicke wieder neue Gegenstände auffaßte, über die er wieder Aufklärung forderte, ließ sie mehr — Leichtsinn befürchten, als sie vermuthen konnten, daß eben diese Leichtigkeit, mit der er von Gegenstand zu Gegenstand den Unterricht hinzog, jenes glückliche Genie verrathe, das in der Folge

mit

mit Adlerblicken die wichtigsten Geschäfte schnell zu überschauen im Stande seyn würde. Er wetteiferte mit seinen Geschwistern nicht darinn, sie in der Pünktlichkeit der bestimmten Unterrichtungsstunden zu übertreffen; oft schweifte seine noch junge Seele in neuen Regionen herum, wenn seine Lehrer von trocknen Gegenständen sprachen. — Kaum schlossen sie den Mund, so stürzten schon hundert Fragen von den Lippen des jungen Prinzen, die deutlich genug verriethen, daß seine Seele nicht bestimmt sey, dem Schneckengange des pädagogischen Unterrichts sich zu unterjochen, sondern selbst ausfliege, um Kenntnisse zu sammeln. — Wenn Sie wollen, so war er der nachläßigste Auswendiglerner — aber dafür der geschäftigste Selbstdenker. Die Knabenseele, die von selbst Dinge ausspähet, um darüber belehrt zu werden, ist vollgewichtiger, als die Seele des aufmerksamsten Jünglings, die jedes Wort, so wie's vom Munde des Lehrers kommt, zwar begierig und treu auffängt, aber auch dann, wie erbeutete Waffen, — auf einem Haufen ohne Nutzanwedung liegen läßt.

Diese Lebhaftigkeit, und diese Neugierde — denn so mußte man die Wisbegierde dieses Prinzen in diesen Jahren nennen, — vereinbart mit dem glücklichsten Gedächtnisse sezte ihn bald in den Stand, seine großen und erhabenen Talente zu entwickeln. Nun erstaunte man, den Prinzen, dem man wenige Jahre

vorher noch einen zu großen Grad von Leichtsinn aus einem übelverstandenen Vorurtheile zuschrieb, sich dem anhaltendesten Studium widmen zu sehn; zu sehn, wie er rastlos an allen den großen Wissenschaften hing, die noch weit über seine Jahre waren. Man wunderte sich, woher mit Einemmal diese glückliche Wendung seines Karakters kam, die ihm keine Beschwerniß zu groß seyn ließ, die er nicht durch seinen Fleiß überwand, und kein Hinderniß in den Weg setzen konnte, das er nicht bey Seite zu schaffen strebte. Man würde sich aber über diese Stimmung seines Geistes weniger gewundert haben, wenn man, wie's leider! selbst bey Prinzenerziehern oft zu geschehn pflegt, nicht die Grundsätze der Pädagogik für unfehlbar gehalten, wenn man den Gang gemeiner Seelen nicht mit dem Fluge des Genies verwechselt hätte. Große, thätige Seelen entwickeln sich selbst. Indeß der Lehrer noch am A kauet, frägt sie schon nach dem Z. Josephs **Neugierde** ward also die Ursache der nachfolgenden Wisbegierde; seine Lebhaftigkeit, die Quelle der Leichtigkeit, alles schnell und treu aufzufassen.

Er war bestimmter Kronerbe. Franz, den man zu wenig kennt, und der es, — ohngeachtet er seine große Laufbahn ohne blutige Lorbeern endigte, — doch verdiente, geliebt zu werden, — Franz, sag ich, war der erste, der die großen Keime seines Sohnes aus dem rech-

ten

ten Gesichtspunkt faßte. Durch väterliche Zärtlichkeit gewann er das Herz des Prinzen ganz; aber durch gemessnen Ernst wachte er, daß die glücklichen Keime des jungen Prinzen durch verführerische Hofschranzen nicht zum Miswachse gebracht würden. Franz war fast von den ersten Jahren an der eigentliche Mentor und Lehrer seines würdigen Sohnes; und es war ein Glück mehr für uns, daß Er es war.

Man irrt sich, wenn man diesen großen, wahrhaft menschenfreundlichen Monarchen, der Franz I. wirklich war, unter die unthätigen zählet. Freylich weiß sein Biograph, der nur Biograph nach dem Gerüchte der Zeitungsblätter und der gedruckten Reichskammergerichtsakten wird, ausser einigen Schlachten, denen Franz als Großherzog beywohnte, und einigen Geschäften, die auf dem Reichskammergericht abgethan wurden, nichts zu erzählen. Warum wagen sich aber auch Stümper über Männer, deren kleinste Handlungen, hundert solche Biographien aufwiegen?

Franzen dankt Oesterreich den größten Theil der Aufklärung, den es unter der vorigen Regierung erhielt; die Verbesserung der Handlung, der Manufakturen und Künste; die Verschönerung so mancher Provinz, ihre größere Bevölkerung, ihre angemessenere Einrichtung und Gesetzgebung. Freylich steht nirgends ein: Wir Franz I. von Gottes Gnaden, ꝛc. — welches dem flüchtigen

tigen Kompilator den Fingerzeig gäbe, daß er Theil an der innern Verbesserung unsrer Staaten habe. Aber Männer, die näher um ihn waren, die in seinem Herzen lesen durften, — diese müssen noch izt das Zeugniß ablegen, daß Franz I. mit der tiefesten Kenntniß zum Regierungsgeschäfte auch den glücklichen Eifer besaß, eine Therese auf Gegenstände aufmerksam zu machen, die ihre Verbesserung dann lediglich seiner Einsicht und seiner Weisheit zu danken hatten. So ward Franz fast augenblicklich unser Wohlthäter, ohne, daß wir es wußten. Das würdigste Beyspiel des erhabensten Menschenfreundes, glücklich zu machen, ohne die Hand zu entdecken, die das Glück ausspendet!

Sie werden sich wundern, bester Freund, daß ich diese Ausschweifung auf Franzen mache. Allein es ist nöthig, daß ich Ihnen ein richtiges Bild von diesem Unvergeßlichen entwerfe. Wenn der gesegnete Bürger oft Gott für sein errungenes Glück dankte, war's Franz, der es ihm zuflößte. Die Monarchinn, die ihren Gatten zärtlich liebte, die seine wahren Kenntnisse schäzte, war bieder genug, jenen Vorschlägen Gehör, Unterstüzung, Ausführung zu gönnen, die der menschenfreundliche Vater unsers Kaisers — oft nur in den Armen der Liebe, der Zärtlichkeit ihr vorlegte. Ein weniger weiser und gütiger Fürst würde in der Verfassung, in welcher er lebte, — entweder nichts gethan,

oder



oder selbst das, was er gethan hat, wieder verdorben haben.

Mit den einem Fürsten so nöthigen Kenntnissen der Regierungsgeschäfte verband Franz I. eine weise Sparsamkeit. Man erstaunt, wenn man die Inventur seiner Verlassenschaft durchliest, über die Schätze, die er bey den — wirklich gemäßigten Revenüen von seinem Eigenthume — hinterließ. Man erstaunt aber noch mehr darüber, wenn man bedenkt, daß er mit eben der Bereitwilligkeit die größten Summen für würdige Arme hingab, mit der er das Elend jedes Dürftigen zu lindern strebte. Daß er großen Einfluß in die Oekonomie des ganzen Hofes hatte, ist bekannt; und es lag gewiß nicht an ihm allein, wenn sie nicht noch mehr eingeschränket ward.

Franz war wirklich groß als Regent, groß als Oekonom, groß als Menschenfreund, und groß in Rücksicht jeder andern Tugend. Aus dem Munde eines solchen Lehrers kann man keine andre Lehre als wahre Weisheit erwarten, die auf Erfahrungen gestützet ist, und bey jedem Schritte den Zögling auf die Nutzanwendung aufmerksam macht. Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir aus seinen Händen einen Fürsten erhielten, der unser Stolz ist?

Joseph lohnte bald die zärtliche Fürsorge seines großen Vaters mit einer Verwendung, die alles übertraf.

Er

Er schrieb sich die Lehren desselben tief in sein Herz, und athmete ganz die wohlthätigen Gesinnungen seiner Erzeuger in sich. So wuchs der Erbe so vieler Königreiche heran, und verbreitete bald die Hoffnung allgemein, die man von ihm zu fassen sich berechtiget zu seyn glaubte.

Aber nicht genug, daß für den Geist des noch jungen Prinzen diese unbegränzte Sorge getragen ward. — Auch sein Karakter wurd' bestimmt. Seine ersten Jahre waren von traurigen Unruhen umwölkt, die das Herz seiner großen Mutter mit Betrübniß füllen mußten. Er wuchs so zu sagen unter dem Drucke der traurigsten Schicksale heran, die — oder man müßte kein Menschenherz haben, — von der niedrigsten Hütte bis zum erhabensten Throne jeden Busen mit Besorgnissen schwellten. Dadurch ward er frühzeitig mit der Fürsten so seltnen Gabe innigst vertraut, Schicksalen zu trotzen, und mit Standhaftigkeit jedes Hinderniß zu ertragen.

Therese sowohl als Franz lehrten ihn durch ihr eigen Beyspiel wahre — von Kleinfügigkeit entfernte Tugend; der Keim der in dem jungen Herzen lag, wurzelte bald, und wuchs zu der Größe heran, die ihn fähig machte, diese Früchte zu tragen, die wir izt mit so vieler Rührung erblicken.

Schon als Prinz zeigte Joseph Entschlossenheit und Standhaftigkeit in seinen Entwürfen; aber nicht jene wilde, unbiegsame, die eine eiserne Stirne und ein

eben

eben so hartes Herz fordert. Er war gewohnt, selbst zu denken, zu prüfen, — und dann, seinen Entschluß zu fassen. Er war hart von dem einmal gefaßten abzulenken, denn er wagte ihn eher nicht, bevor er den Gegenstand nicht richtig und genau überdacht zu haben glaubte. Nicht das — du sollst nicht, sondern das: warum soll ich nicht? — konnte seinen vesten Sinn ändern. Die Kaiserinn sagte öfters in ihrer Laune: mein Sohn ist ein Stützkopf; aber sie sah es ein, daß selbst dann, wenn ihr mütterlich besorgtes Herz im geheimen zu seufzen schien, dieser kleine Ansatz von Stützigkeit ihn mit jener Entschlossenheit ausrüsten werde, über verjährte Vorurtheile hinweg zu klimmen, und allen Hindernissen, die ihm vielleicht einst partheiische Hofleute entgegen thürmen würden, sich mit Standhaftigkeit entgegen zu dämmen. Dieser Stützkopf hatte geläuterte Grundsätze, dachte feurig, schnell und richtig; es begleitete ihn ein edles, bieders Herz, — o so ein Stützköpfchen verspricht in mannbaren Jahren den Mann, der in einem Tage mehr vollenden kann zum Glück der Seinen, als schwächere und nachgiebigere Köpfe kaum in Jahren zu beginnen im Stande sind. —

Sie sehn, Freund, daß alle die großen Entwickelungen des Geistes unsers Fürsten schon in seiner Kindheit da lagen. Man muß es der einsichtsvollen Lenkung seines mir nie vergeßlichen Vaters danken, da er,

statt

statt diese Anlagen zu ersticken, sie vielmehr von jedem möglichen Auswuchse läuterte, und dem Saamen alles Guten zur Reife aufhalf, der nur immer auf einen so ergiebigen Boden gestreuet werden konnte. Weniger einsichtsvolle Väter hätten diese anscheinenden Läßigkeiten, diese Lebhaftigkeit, diese halsstarrige Entschlossenheit, daß ich mich so ausdrücken darf, zu ersticken, mit der Wurzel auszurotten gesucht; sie hätten vielleicht auch ihren Entzweck erreicht; aber wie viele Quellen der Thätigkeit, der Aufklärung, der Standhaftigkeit hätten sie nicht auch zugleich verstopft!

Ich wünschte, Freund, daß Prinzenerzieher uns eben so genau — aber ungeheuchelt — die Jugendgeschichten ihrer Zöglinge in die Hände lieferten, wie die Biographen uns die Geschichte der erwachsenen Helden liefern. Der Nutzen von diesen Werken wär' vielfach. Sie enthielten Bemerkungen, die — da der Jüngling in jedem Stande Jüngling ist, — künftigen Prinzenerziehern ihr schweres Geschäft erleichterten, bestimmter fest setzten, und sie lehrten, die Fehler ihrer Vorgänger, ohne selbst hineinzustürzen, zu vermeiden; die Erziehung der Prinzen würde immer vollkommener, immer ihrer großen Bestimmung angemessener; die Nationen durch glücklicher gebildete Fürsten immer glücklicher; und nie hätte man zu befürchten, daß der Mentor am Hofe in seinem Erziehungsplane gewissen Lieblingsideen oder

Launen

Launen alleine sich überließe, und dadurch oft seinen Prinzen zum besten Fuchsjäger, oder geschicktesten Bilderschnitzler, oder geschwindesten Paternosterbeter bildete. — Ich seh gar nicht ein, warum in verflossenen Jahrhunderten die Erziehung der Fürsten fast allemal dem Gerathewohl überlassen wurde. Wenn man Mönche, oder den Beichtvater der Mama in den Erziehungsstuben unsrer Bürgerkinder sieht, — so schreyt man laut: apage! — aber Prinzen überläßt man ohne Zittern dem pfäffischen Unsinne, Prinzen, von deren Bildung das Glück von Myriaden seufzender Völker abhängt? —

Ja, werden Sie vielleicht sagen, den Nutzen solcher Jugendgeschichten gesteh ich Ihnen ein. Aber verliert der künftige Regent nicht an seiner Achtung, wenn seine Jugendfehler dem Blicke der Welt ausgestellet werden? — Verlieren? von der Achtung? wegen Jugendfehler? Als ob wir in Zeiten lebten, wo wir glauben könnten, daß der größte Monarch schon in der Wiege von Salomons Weisheit überschattet wäre? Als ob wir nicht wüßten, daß fürstliches Blut eben so gut erst gebildet werden müßte, wie das junge Blut ihrer Unterthanen? Da wir das wissen, und also auch wissen, daß auch Prinzen ihre Kinderlaunen haben und haben müssen, — werden wir dem Manne von dreyßig Jahren, wenn er im vollen Glanze vor uns da steht, wohl deswegen unsre Achtung entziehn, weil er in sei-

nem siebenten die Ruthe bekam? Werd' ich wohl mein Mädchen deshalb weniger lieben, weil ich weiß, daß sie ihre Windeln besudelte? —

Und zu dem, Freund, glauben Sie nicht, daß vielleicht eben das Bewußtseyn, — deine Jugendfehler sind allgemein bekannt, man erwartet izt von dir, daß du die Vorurtheile, die man daraus wider dich ziehn kann, durch große, edle Handlungen zernichtest, — glauben Sie nicht, daß dies oft bey manchem Schwächling, wenn ihn auch nicht das Gute, des Guten wegen anreizte, — mehr Sporn seyn würde, als jede andre Veranlassung? —

Doch, was vertändle ich die Zeit mit solchen Grillen. Sie gehören mit unter die Millionen andre Grillen, die zwar oft gut und wünschenswerth wären, aber eben deshalb — auch immer unausführbare Grillen bleiben. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund.

Dritter Brief.

Lassen Sie mich heute auf die Jahre unsers Kaisers übergehn, in welchen er schon die Fähigkeiten besaß, die Mysterien der Regierungsgeschäfte zu enthüllen. Sein großer Vater, vielleicht der größte Politiker seiner Zeiten,

ten, so wenig auch die Welt von ihm in diesem Punkte weiß, weihte ihn selbst durch seinen sorgfältigen Unterricht in diesem Heiligthume ein. Joseph, der schon als Knabe mit unersättlicher Wisbegierde, nicht bloße Worte, sondern Gedanken aufzufassen strebte, war hier in seinem Elemente. Hier hatte sein Geist das weite Feld vor sich offen liegen, auf welchem er nichts als große, weitumfassende Systeme erblickte; — er fand für seine Wisbegierde hier nie versiegenden Stoff! Politik mit allen Hülfswissenschaften wurd' nun sein Lieblingsstudium. Wie aufmerksam er auf alles war, was ihm dieses Studium theils erleichtern, theils zuverläßiger machen konnte, mag folgende Annekdote, die ich aus dem Munde des verstorbenen Exjesuiten Pater Franz erhalten habe, beweisen. Er war Lehrer der Logik bey dem Prinzen; er flocht ein Kapitel von der Selbstkenntniß, und der Kenntniß der Menschen in seinen Unterricht mit ein. Am Ende der Vorlesungen nahm Joseph seinen Lehrer bey der Hand, — und bat ihn, dieses Kapitel mit ihm noch einmal durch zu gehn: denn ich habe Selbstkenntniß und Kenntniß der Menschen sehr nöthig, wenn ich zur Regierung komme.

Ich hab Ihnen in meinem vorigen Briefe, glaub ich, schon gesagt, daß Joseph ausserordentlich viel Lebhaftigkeit besaß. Diese Lebhaftigkeit war die Mutter je-

ner sichtbaren Ungeduld, die er äusserte, wenn er durch gleichgültige Handlungen von seinen Lieblingsbeschäftigungen abgezogen ward. – Man weiß, daß in den erstern Dekaden der mütterlichen Regierung jene spanische Hofetikette noch sehr gäng und gäbe war. Nichts konnte den noch kleinen und jungen Prinzen mehr zum Ausbruche seiner Ungeduld und seines Misvergnügens reitzen, als diese Etikette. Einem Kopf, der immer gern mit reeller Thätigkeit beschäftiget war, mußte dies allerdings höchst wiederlich seyn. Es geschah oft, daß er sich an einem Tage, wenn Audienzen waren, zu denen er gezogen ward, drey = viermal anders ankleiden mußte; es war Sitte, in diesem Punkte sehr genau zu seyn, und jeden Audienznehmer mit dem — nach dem Hofreglement bestimmten besondern Ceremoniel zu empfangen. Oft, über seine wiederholten Maskeraden, wie er es nannte, äusserst aufgebracht, pflegte er zu sagen, so bald ich zur Regierung komme, muß dieser Unsinn abgeschaffet werden. Und der Kaiser hielt Wort, was er als Prinz beschloß.

Er besaß einen scharfen Beobachtungsgeist, wie man dies schon ohnehin aus seiner Wisbegierde schließen kann. Er beobachtete schnell, genau, und viel. Er wollte aber darüber auch schnelle, genaue und hinlängliche Aufklärung haben. Daher kam es, daß er, besonders in den letztern Jahren seiner Erziehung den Lehrern so viel zu

schaffen

schaffen machte. Er konnte nicht abwarten, bis sie vielleicht selbst auf diesen Gegenstand kämen; er wollte auf der Stelle befriediget werden. Seine häufigen Fragen setzten seine Lehrer machmal in nicht gar zu angenehme Lagen; denn sie waren überraschend, unvorhergesehen, und oft — weit ausser dem Zirkel ihres in Paragraphen abgeschnittenen Systems. Von ihm kann man sagen: er that durch seine Fragen das Gegentheil vom Sokrates. Dieser suchte durch seine Fragen den Schülern Unterricht einzuflößen, Joseph aber von seinen Lehrern Unterricht abzulocken. —

Unser Kaiser hatte frühzeitig Gelegenheit sich in jedem Fache wahrer, fürs Menschengeschlecht nützlicher Kenntnisse auszubilden. Sein großer Vater brauchte ihn oft zum Mittelsmann bey der Monarchin, wenn er heilsame und vortheilhafte Vorschläge machen und durchsetzen wollte. Es ist kein Hochverrath, bester Freund, wenn ich Ihnen gestehe, daß diese Monarchin, so groß und edel sie auch dachte, doch in diesem Punkte eifersüchtig auf die Rechte ihrer Regierung war. Sie nahm jeden heilsamen Vorschlag aus dem Munde ihrer Minister mit der größten Bereitwilligkeit auf, so bald sie fand, daß er wirklich zum Wohl ihrer Nationen abzweckte; aber nicht so bereitwillig war sie, wenn eben dieser Vorschlag aus dem Munde ihres Gatten oder Sohnes kam. Man kann ihr diese Schwäche gern ver-

zeihn, da sie so viele große Eigenschaften besaß, die diesen Eigensinn, wenn ich ihn so nenen darf, überwiegen. Daher kam es auch, daß Franz stets durch Umwege seine Gedanken vorlegen ließ, um das Gute blos deshalb, weil er's vortrug, bey der Monarchinn nicht zu hindern; und daher kam es auch, daß man so wenig von Franzens eigentlicher Mitwirkung aller der schönen Einrichtungen zu hören bekam. Er vermied sogar den Schein irgend einer auch der entferntesten Theilnehmung. Eben dies mußte Joseph schon als Kaiser thun. Er mußte selbst oft zur Täuschung seiner Mutter die Zuflucht nehmen, um seine gute Absicht zu erreichen. Nie setzte er seine Vorschläge besser durch, als wenn er sie dem Rathe irgend eines Ministers unterlegte, und dann im Kabinette der Monarchinn mit anscheinender Heftigkeit dagegen arbeitete, das Gegentheil behauptete. Er konnte sichre Rechnung darauf machen, daß sie — blos um zu zeigen, daß sie allein zu regieren im Stande sey — gerade das that, was er zwar heimlich selbst aufs Tapet brachte, aber öffentlich zu misbilligen schien. — Sie wollte durchaus von ihrem Ansehn nichts vergeben, und muthmaßte nicht, daß sie doch that, was man eigentlich wollte.

Man sieht, daß Joseph frühzeitig Theil an den Regierungsgeschäften nahm. Die Epoche nach Franzens Tode liefert uns zu viele Beyspiele, als daß wir

den Schöpfer so mancher zur Aufklärung der Nationen, zur Verbannung der Vorurtheile abzweckender Entschlüsse der Monarchin verkennen sollten. Er war freylich gezwungen, seinen Geist viele Jahre in Fesseln zu legen. Aber eben dieser Zwang machte ihm jene große Beharrlichkeit, mit der er dem Guten nachspähte, ganz eigen.

Ueberdem, durch so viele Jahre Augenzeuge und Mitwirker der Regierung seiner Mutter, erwarb er sich den Vortheil, dies wichtige Geschäft ganz zu studiren, Hofkabalen kennen zu lernen, den Waitzen des Hofgeschwaders vom Unkraute zu unterscheiden, und alle die Schleichwege aufzuspühren, durch die oft wahres Verdienst verdränget wird. Er hatte an seiner großen Mutter ein erhabnes Beyspiel sowohl sich ganz zu bilden, als auch vor künftigen Regierungsfehlern zu warnen. — Und daß er beydes benutzte, zeigte er izt schon in einem Grade, der die Erwartung Europens überstieg.

Er sah aber ein, daß der Regent, wenn man ihn auch seines Herzens wegen, den besten, den wohlthätigsten Fürsten zu nennen berechtiget ist, doch oft schreyende Uebel seinem Volke auflasten kann, ohne einen andern Entzweck zu haben, als sein Volk glücklicher zu machen. In diesen Fehler fielen Fürsten, die ihre Länder nur aus den Berichten ihrer Präsidenten kannten. Diese Berichte können aber oft unzuverläßig seyn, —

es müssen also auch die Vorkehrungen, die nach diesen Berichten angeordnet werden, wenig zuverläßig zum Glücke der Völker seyn. Joseph erkannte diese Wahrheit, und suchte nun jede Gelegenheit hervor, aus dem Munde des Unterthanes selbst den — Fürsten so selten zu Theil gewordenen Unterricht der Wahrheit zu erhalten. Er hatte sich die Kenntniß erworben, den Uebeln zu steuern; nun wollte er auch die Kenntniß erlangen, wo diese Uebel stäcken, und welche Quellen sie haben. Dadurch, daß er sich unter die Reihen seiner Bürger hinstellte, und ihre Herzen zum Bekenntniß aufschloß, dadurch, daß er dort, wo er das Uebel vermuthete, den Unglücklichen selbst aufsuchte, und aus seinem Munde Veranlassung, Ursache und Triebfeder so manchen Elendes zu entdecken bemüht war, — dadurch erreichte er seinen Endzweck ganz.

Sein zur Liebe für die Menschheit geschaffnes Herz faßte aber auch bald den Entschluß, diese Uebel selbst in den entferntesten Gegenden seiner künftigen Völker aufzusuchen. Der Plan zu seinen Reisen wurd festgesetzet, durch eine sonderbare Wendung aber beschleuniget. Hören Sie diesen Umstand.

Bannat war wegen der Entfernung vom Sitze der Monarchin dem unbedingten Eigendünkel der Herren von der Administration unterworfen. Es schien, als wären die Einwohner Stiefkinder, die die Skorpionengeißel

geißel verdient hätten. Die damaligen Administrations=räthe warfen sich zu Satrapen auf, und schlemmten die Einkünfte dieses ergiebigen Landes unter Sauß und Brauß in der sichern Ueberzeugung durch, daß das Klaggeschrey der Bedrückten nie bis zu den Ohren der gütigen Fürstin gelangen würde. Sie trieben ihre Unverschämtheit so weit, daß sie dreist genug wurden, diese Nation bey der Fürstin als eine flüchtige Räuberbande, und als Gesindel, das vom Betteln entweder, oder vom Diebstahle sich nährte, zu schildern. Rebelliongeist, Meuterey, Halsstarrigkeit, Verräthey, Müßiggang, Faulheit, — kurz jedes Laster wurd' der armen an der Gränze wohnenden Nation angedichtet. Natürlich erreichten die Herren Räthe sehr bald ihren Endzweck, der darinn bestund, durch die vorangeschickte schwärzeste Verläumdung — jede auch die gerechteste Klage — zum voraus schon bey dem Throne der Fürstin als das Geschrey übelgesinnter, unruhiger und störriger Rebellen verwerflich zu machen. Sich ganz ihren Lüsten und ihrer Raubbegierde überlassen zu können, wurd das Land unter Einem zugleich auch als das unergiebigste von ihnen ausgeschrien; die Monarchin mußte jährlich noch ungeheure Summen dahin schicken, um nur die Besoldungen bestreiten zu können, weil die Einkünfte des Landes unendlich kleiner waren, als diese Ausgaben sie forderten. Es war kein Wunder, daß die sonst gegen je-

dermann so — überschwänglich — gütige Fürstin zu-
letzt lau gegen diese Nation ward, da sie in jedem Rathe
fast neue Klagen, neue Beschwerden von den Admini-
strationsräthen zu Temeswar über sie hören mußte. —

Indeß, Freund, würden Sie's wohl glauben, daß
diese Unverschämten lediglich mit der Fürstin blinde
Kuh spielten? Und wirklich ist es nicht anders. Es
sind wenig Länder in unsrer Monarchie, wo die Natur
auch den kleinsten Fleiß seiner Einwohner mit so ergiebi-
gem Seegen lohnt; wenige Nationen, die so gutwillig,
so gehorsam, so bereitwillig auf den Wink ihres Monar-
chen sind. Freylich wird am Ende der biederste
Mann — läßig, misvergnügt und stutzig, wenn er
stets im Sklavenjoche schmachten muß. Und gerade so
gieng es den Wallachen im Bannat. Keiner dieser
Wallachen hatte ein Eigenthum; er konnte sich des Be-
sitzes seines jetzigen Gutes nicht einmal für seine Kinder
versichern. Der Geiz der Räthe gieng so weit, daß
sie dem nächsten, dem besten Bauern, wenn er nur 30
Gulden zu ihren Händen erlegte, jedes Bauerngut,
welches er verlangte, übergaben, und den alten Bewohner
mit Weib und Kindern daraus vertrieben. War's
nicht traurig anzusehn, wenn diese kleinen Tyrannen die
zum Glücke bestimmten Völker ihrer Fürstin mit Kalt-
blütigkeit ins Elend stürzten? Denn dadurch wurd' der
Fleiß ersticket; der Ackerbau, die Bevölkerung gehem-
met;

met; und jene Anhänglichkeit verdrungen, die den Unterthan erst zum Patrioten macht.

Mußte der Wallach nicht selbst zu sich sprechen: Was nützt es mich, daß ich meine Felder bestelle, Fleiß und Geschicklichkeit darauf wende, Vorrath sammle? So bald ein Müßiggänger kömmt, und seine Taxe erlegt, so jagt er mich von meinem Hause, von meinen urbar gemachten Feldern, raubt mir mein Vieh und meinen Vorrath. Warum soll ich für Fremde arbeiten? Ist es nicht besser ich bringe meine Tage im Müßiggange zu, als im Schweiße meines Angesichts. — Und so dachten sie wirklich alle! Sehen Sie nun die Ursache ein, warum der Wallach Heute nicht mehr arbeitete, als er glaubte Morgen verzehren zu müssen? Warum er in keinem Falle einen Vorrath besaß? Warum ihm oft selbst die nöthigsten Bedürfnisse mangelten, die er sich lieber gar nicht anschaffen als sich dem Verdrusse aussetzen wollte, nach überstandner Mühe seine Früchte dem nächsten dahergelaufenen Schurken abzutreten?

Aber noch wär ihr Schicksal leidlich gewesen, wenn je Elend durch Gewohnheit das Schreckliche verliehren kann. Allein die Herren Administrationsräthe befriedigten sich noch nicht mit dieser Barbarey. Sie schoben die Schuld des schlechten Zustandes von sich auf den Einwohner; und bedachten nicht, daß sie eben die Störer des Glücks dieser Nation waren. Doch woher

her sollte diesem erlauchten Staatskörper dieser Gedanke kommen, da die meisten nicht die geringste Kenntniß besaßen. Zween Räthe und ein Hofrath davon kamen in der Liverey auf der Kutsche des General Engelshofen dahin gefahren. Man brauchte Leute, um die Stellen zu besetzen. Engelshofen hatte die freye Vollmacht darzu. Er fand unter seinem Gesinde einige, die gelenker und schnellfüßiger waren, — er machte sie zu Kanzellisten, und beförderte sie so lange, bis sie die ersten Blutigel des Landes zu werden Gelegenheit hatten. Wenn man bedenkt, daß diese Herren in stetem Wohlleben das Jahr durch schwärmten, und einen Aufwand machten, wozu ihr Gehalt kaum zur Hälfte hinreichte, und demohngeachtet ihr baares Vermögen doch nach Hunderttausenden berechnen konnten, — wie? muß nicht der Gedanke jedem aufsteigen: daß jeder Pfennig mit dem Blute der Unterthanen gefärbt sey? — Und wirklich war er's auch.

Sie verschlangen nicht nur die Revenüen des Fürsten, ohne zu gestehn, daß sie Revenüen eintreiben konnten, sondern benützten noch überdies den Unterthan, — der, wenn er ja zur Leibeigenschaft bestimmt war, doch nur dem Fürsten, nicht ihnen zugehörte, — so lang er sich rühren konnte. Sie trieben den Holzhandel in der Provinz; gruben Bergwerke, bauten Häuser, Gärten, — alles zu ihrem Nutzen, — und zwangen dabey

bey den Wallachen zur Frohne. Sie und ihr Hausgesinde durchstrichen das Land, wie's ihnen gefiel, — aber Wagen, Pferde und Unterhalt mußten die Dorfschaften liefern. Sie empfiengen die Vergütungen für die dem Militär abgelieferte Fourage; — aber der Unterthan, dem's zu gute kommen sollte, empfieng so viel als Nichts dafür. Ich bin zu verdrüßlich, Ihnen, mein Bester, mehrere dergleichen Schandthaten aufzudecken. Schließen Sie selbst, wie sauer es dem Wallachen gemacht ward, sein bischen Leben zu fristen. —

Thaten dies die ersten Väter des Landes, wie? werden wohl die Untergeordneten mehr Gewissen geäussert haben? — Sie werden es gleich erfahren.

Bannat war in 12 Oberämter, und jedes Oberamt wieder in so viel Unterämter getheilt. Jedes Unteramt hatte seine bestimmte Oberrichter unter sich, welche wieder ihre Unterrichter in den Dörfern hatten. Selten war ein wallachischer Bauer neun oder zehn Jahre Oberrichter, wo er nicht, — oder er müßte das Volteschlagen gar nicht verstanden haben, — seine Mädchen oft mit sechs bis zehn tausend Gulden ausstatten konnte. — So viel Fett zogen schon die Oberrichter; steigen Sie nun durch alle Klassen der Unteramtleute, Oberamtleute, und wie sie weiter bis auf den Präsidenten heissen mochten, hinauf, welche ungeheure Summen mußten da

nicht

nicht dem Lande abgedrücket, und der Monarch darum bevortheilt werden! —

Dies alles zusammen genommen, Freund, wer wird noch so ungerecht seyn, und es den Bannater Wallachen verargen können, wenn sie die Hände in den Schooß legten, und bey einer Kolbe Kukurutz — ihr Leben im Müßiggange fortlebten, unbekümmert, ob ihnen die Haut gar abgezogen werde oder nicht?

So stand die Verfassung dieses Landes, als einige redlich gesinnte Patrioten, unter denen vermuthlich auch der General Graf Jorau war, es wagten, dem Kaiser in der Stille die wahre Lage der Sachen vorzulegen. Gerührt von dem äussersten Elende dieses Landes eilte er auf den Flügeln der Liebe gegen seine Unterthanen, in diese Gegenden der abscheulichsten Tyranney. Josephs gutes menschenfreundliches Herz schauderte vor dem blossen Gedanken der Möglichkeit einer solchen Barbarey zurück. Er konnte ohnmöglich glauben, daß Menschen ihre Mitbrüder unterdrücken könnten. Er wollte selbst sehn, was er nicht glauben konnte; und verdoppelte die Schnelligkeit seiner Reise. Er überraschte diese Satrapen ehe sie noch wußten, daß er sie überraschen wollte. Jeder Unterthan wurde vorgeladen, seine Beschwerden ihm selbst vorzutragen; und seine menschenfreundliche Seele mußte vom gerechten Zorn aufbrennen, da er durch die Thränen des Volks die ihm unglaublichen Verbrechen

seiner

seiner Landesstelle bestättiget fand. Er eilte das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Die alte Administration samt dem Präsidenten ward kaßirt, nur wenige blieben, die keinen Theil an den Sünden ihrer Vorgesetzten nehmen konnten. Die neue Administration, die an die Stelle der alten rückte, und an deren Spitze Graf Klary als Präsident stand, erhielt Befehl, nach dem Fingerzeige des Fürsten die Verbesserungen vorzunehmen.

Der Kaiser sah, wo das Hauptübel des schlechten Zustandes lag, und hob die Leibeigenschaft auf. Jeder Bauer erhielt ohnentgeldlich sein Eigenthum. Jeder Richter bekam eine für alle Fälle festgesetzte Steuertabelle, nach denen sich die Bauern selbst reguliren konnten, da sie vorher, so oft die Herren in Temeswar Geld brauchten — Steuern erlegen mußten, ohne zu wissen, wofür? Das Frohnreglement wurd festgesetzt, und ihre Frohnen ihnen an der Steuer zu Gute geschrieben; die Vorspann, eine der drückendsten Lasten für den Wallachen, mußte in Temeswar durchaus bezahlt werden, wofür der Vorspannehmer Billets erhielt, die er den Bauern statt der Bezahlung gab, dieser aber wieder statt baarem Gelde zur Zeit seiner Steuernablieferung zurück gab. — Kurz man verhinderte alle Möglichkeit, in Zukunft je nach Eigendünkel den Wallachen zu drücken. —

So

So verewigte Joseph durch die Hülfe, die er seinen unterdrückten Unterthanen leistete, sein Andenken in den Herzen der Dankbaren, die sich izt mit doppelten Kräften bestreben, dieser Huld würdig zu seyn.

Man sprach von dieser Reise wenig; und doch war sie eine der glänzendesten, die Joseph that. Er tödtete die lernäische Hydra, die nichts als Gift und Verderben unter die Seinen sprühte, und pflanzte in die Fußstapfen des verscheuchten Elendes goldne Früchte Hesperiens hin.

Sagen Sie, Freund, scheint es nicht, daß die meisten unsrer sogenannten Philosophen, die über jedes Sonnenstäubchen ihre Backen pausen, nicht wissen, wie ihnen der Kopf schwindelt? — Josephs erste, große Reise war eine der wohlthätigsten, aber sie war in Gegenden hingerichtet, wo statt der Palläste nur elende Strohhütten standen, statt des Opernsangs und Klangs nur das hohle dumpfe Seufzen der nach Hülfe lechzenden Völker tönte, — statt prachtvoller Ceremonien, Bälle und Redouten nichts als Bittschriften und Klagen zu hören, und zu sehn waren, — freylich, da konnten unsre überklugen Herren nun wahrlich nichts dafür, daß ihnen eine solche Reise nicht so glänzend vorkam, als jede andre, die mit vielem Bombast von Specktakeln durchwebt war. Es gefiel diesen Schwachköpfen ungleich besser, wenn sie schöne, witzige Gedanken bey Falkensteins Reisen ins

Ausland

Ausland aufschnappen konnten, als wenn sie den Fürsten mit ihrem Beobachtungsgeiste begleiten sollten, der als Menschenfreund, als zärtlicher Vater der Seinigen den Wanderstab nimmt, von seinem Throne steigt, der leidenden Menschheit bis an die äusserste Gränze mit Thränen im Auge entgegen eilt, jede Strohhütte fast selbst durchsucht, um Balsam in die bluttriefenden Wunden seiner Völker zu gießen. Doch ich bescheide mich! Ich muß vielmehr der Gefühllosigkeit dieser Allwisser gegen solche Scenen Dank wissen. So eine Reise, wo jeder Schritt eine Wohlthat fürs Land war — o so eine Reise ist zu heilig, als daß sie von — leeren Köpfen — beverselt, beproselt, bebiographirt und beschnarcht wird.

Doch, ich muß abbrechen! Was für ein langer Brief das schon wurd! — Lieben Sie mich, wie Sie liebt

Ihr

Freund.

Vierter Brief.

Der Kaiser hatte große Gelegenheiten während der Regierung seiner Mutter, sie auf manche Gegenstände aufmerksam zu machen, die ihrer Beobachtung, weil sie als Frau nicht selbst überall seyn konnte, sonst entgangen wären. Es vergieng fast kein Tag, wo Joseph nicht mit

 neuen

neuen Entdeckungen bereichert, zu seiner Mutter zurück kehrte. Aber welcher kitzlichen Situation war da nicht das zärtliche Herz des Sohnes ausgesetzet? Sollte er ihr die Klagen ihrer Unterthanen, die sie alle glücklich zu machen wünschte, und auch dies gethan zu haben mit ei- nigem Rechte glauben durfte — mit den hellen Farben wieder vorlegen, in welchen er sie selbst erhielt? Sollte er ihrem wohlthätigen Herzen die kränkende Wunde schla- gen, daß all' ihres Bestrebens, all' ihrer Wünsche unge- achtet noch immer das Elend ihrer Unterthanen nicht ganz verscheucht würde? — Und doch mußt er's! Das Wohl der Nation erforderte von ihm, seine Kindesliebe in sol- chen Augenblicken zu unterdrücken, und die Sprache der ungeheuchelten Wahrheit zu sprechen. Wenn je ein Menschenfreund in der Lage war, daß er mit rastlosem Kräften an dem wahren Glücke seiner Familie arbeitete, und nun eins seiner Kinder hintritt und spricht: Vater, mein Bruder — er ist auch dein Sohn, aber er seufzt unter der Last, die ihn drücket, mach ihn glücklich wie mich, — sagen Sie, Freund, — wird dieser Bieder- mann nicht aufschrecken, als führ' ein Donner durch seine Seele? Gott im Himmel wird er rufen, du weißts, ich that alles, was in meinen Kräften lag! —

So war auch die Verfassung der Monarchin, als Joseph die ersternmale mit solchen Entdeckungen ihr Herz betrüben mußte. Aber — soll ich's Ihnen ge-

stehn,

stehn? — man fand bald Mittel, die beste Fürstin zu überreden, Joseph spähe das Uebel nur aus einer geheimen Schadenfreude aus, um Stoff zu finden, durch lautsprechende Beyspiele ihre Regierung zu höhnen. — Beichtväter, Kammerfräulein, Hoftanten und heuchlerische Hofonkel — besaßen in den Stunden des vertraulichen Umgangs mit der Fürstin mehr Artigkeit. Sie überzukerten jede Pille, und bewiesen a priori, daß unter der Regierung einer so wohlthätigen und frommen Monarchin ohnmöglich Ein Mensch unglücklich seyn könnte. — Hätten sie gesagt: seyn sollte; sie hätten die Wahrheit gesagt. Aber so bedachten sie nicht, daß das Gute meistentheils von den Nächsten, die glücklicherweise, wenn es gestiftet werden sollte, zugegen waren, verschlungen, und den Uebrigen nur die Hefen übrig gelassen wurden. Mochten unsre Staatsminister mit all' ihrer Einsicht, mit all' ihrem Eifer oft diesem Unfuge auch wirklich entgegen arbeiten, — sie hatten's mit einem Heere — frommer Beaten in der Frauenburg zu thun, die, von ihren schlauen Beichtvätern gelenkt, fein genug waren, so bald es wider den Vortheil irgend eines Anverwandten aus dem — funfzehnten Gliede stritt, — auf die geschickteste Art die Monarchin in ihr Interesse zu locken. Was konnten sie da wider das Geschrey der Frommen wirken? —

Es konnte dem wahrheitliebenden Sohne nicht gleichgültig seyn, diesen verhaßten Gedanken in dem Herzen seiner Mutter wurzeln zu lassen; aber er konnte auch die Quellen nicht unverstopft sehen, aus denen in so mancherley Kanäle Uebel hervorsprudelten, die — wer sie kennt, — zu wichtig sind, um sie zu ihrem Wachsthume gedeihn zu lassen. Er mußte diese Quellen selbst anzeigen, und in die Lücken des Hauptplanes dringen; er mußte da Verbesserung, dort Umschmelzung anrathen, — er mußte gleich einem Arzte, der den Körper vom Brande heilen will, faules Fleisch wegschneiden; — er mußte es, denn seine edle Seele konnte eher nicht ruhen, — aber — er war noch nicht Regent. Es blieb für ihn, und seine eigne Regierung bestimmt, das zu vollenden, worüber er seine Plane nach einer mehr dann sechszehnjährigen ununterbrochenen Erfahrung entwarf.

Wenn alle Kronprinzen die Jahre, die sie an der Seite ihrer unmittelbaren Vorfahrer oft mit langer Exspectanz hinleben müssen, ganz der größern Ausbildung widmeten, ganz nur mit dem Geschäfte, die Regierungsgeschäfte kennen zu lernen, sich befangen wollten, als Joseph that, — die Geschichte hätte der großen Regenten mehrere aufzuweisen. — Joseph hätte eben so gut unter lärmenden Zerstreuungen, in den Armen des üppigsten Wohllebens, und kleiner kleiner Hofränke, die Stunde abwarten können, die ihn von dem Sarge

seiner Mutter auf ihren Thron rief; hätte mit Kleinfügigkeiten seine Langeweile vollfüllen; die zu keiner pflichtmäßigen Bestimmung ausgewählte Stunden des Tages mit launigen Einfällen, Ritterzügen, Teufelsschlittenfahrten, und Gott weiß mit was sonst noch für Läppereyen zu seinem und so mancher Hofschranzen weidlichem Wohlbehagen aufstutzen, und so des Lebens Freuden alle genießen können; und Niemand hätt' ihn in diesem Taumel gestört. Vielleicht, daß so manche Horde eigennützigen Kabalenschmiede ihre Rechnung besser dabey gefunden haben würde, als bey seinem anhaltenden Eifer, mit welchem er den Vorhang vor den Geheimnissen der Regierung aufzuziehn strebte, bevor er an dieses Geschäft selbst noch Hände anlegen konnte.

Aber Joseph wollte nicht unvorbereitet in die Fußstapfen seiner Vorgänger treten; er wollte nicht auf den Thron steigen, ohne die ganze Atmosphäre genau zu kennen, die ihn umgiebt. Er suchte sich seiner Bestimmung würdig zu machen. Und er erreichte seinen Endzweck.

Er genoß ein Glück mehr, welches die meisten Prinzen entbehren, — das Glück, schon in seiner Jugend ungeheuchelte, helldenkende, biedre Freunde zu finden. Mit Wonnegefühl gossen diese Männer ihre durch lange Erfahrung gesammelten Kenntnisse vor ihm aus, und theilten ihm alle die Bemerkungen mit, die sie zu machen im

Stande waren. Der genaue Umgang mit diesen Würdigen wurd' für ihn die Schule der Weisheit. Er hörte, was er nie selbst erfahren konnte; erhielt Entdeckungen, die weit ausser den Gränzen seines Lebens reichen; er dachte selbst darüber nach, und er erwarb er sich die Kräfte, die ihn izt bey seinen großen Geschäften so glücklich unterstützen.

Ich will mich nicht lange mehr mit diesen einzelnen Bemerkungen über Josephs Bildung aufhalten, sondern eilen, daß ich zu seiner wirklichen Regierung fortrücke. Nur einen Zug müssen Sie mir noch erlauben. —

Ihnen sowohl, als uns ist die Epoche der Hungersnoth 1772 in Böhmen bekannt. Die Kaiserin erstaunte, woher dieser schnelle Ausbruch des fürchterlichsten Mangels entspränge. Sie hatte durch vorhergehende Jahre auf solche Fälle schon gedacht, und Gegenvorkehrungen verordnet. Allein hätte diese gute Fürstin gewußt, daß sich ihre Diener so oft auf ihre Güte verließen, und eben aus dieser Ursache, bald mit der dreistesten Nichtachtung, bald mit der strafbaresten Läßigkeit ihre Befehle — oft nur in ihrem Archive aufbewahrten, sie würde sich weniger gewundert haben. Indeß wagte es Ried, kommandirender General in Böhmen, dem Kaiser eigenhändig den Aufschluß dieses Uebels zu entdecken. Viele Landedelleute in Böhmen — Kornjuden würd' ich sie nennen, wenn sie nicht Ahnen hätten, die mit Wollust

sich selbst dem Staate aufopferten, — und unter diesen Landedelleuten Seine Fürstliche Gnaden der Herr Erzbischoff von Prag an der Spitze, dachten bey der überhandnehmenden Getreidtheurung in Sachsen große Procente zu gewinnen, und sandten ihre Vorräthe aus christlichem Mitleiden gegen das Elend der Dürftigen fleißig nach Sachsen und Preußisch Schlesien, unbekümmert um alle Anathemen, die Urban in seiner Bulle in coena Domini wider jene losdonnert, die den Ketzern in allgemeiner Noth beyspringen. Freylich verlor diese christliche Liebe, und dieses Zeichen einer vernünftigen Toleranz alles Verdienst, da man öffentlich sagte, daß nach allen Kunstgriffen des Wuchers dabey zu Werke gegangen würde; ja diese christliche Liebe fiel sogar bis zum ahndungswürdigsten Staatsverbrechen herab, da diese Herren ihr Korn lediglich des größeren Gewinnstes wegen ins Ausland verführen ließen, ohngeachtet das Vaterland selbst auf allen Seiten von Hunger und Elend bestürmt ward.

Man versichert, daß der Kaiser nie in einen so hohen Affekt des Zorns als über diese mehr als menschenfeindliche Handlung des Erzbischoffs et Appendix gerathen sey. — Ohne Verzug eilte er den bedrängten Böhmen zu Hülfe, mit dem festen Entschlusse, jeden Schuldträger dieses Uebels der schärfsten Ahndung zu unterwerfen. Er kam, sah das Elend, und Thränen stürz-

ten aus seinen Augen. Er half, wo er's nur immer konnte. — Aber die Schuldigen? — O, die Inful wußte sich sicher; sie und alle Vettern und Neffen, Muhmen und Basen wußten die Karte so zu mischen, daß sie am Ende alle — mit einer tüchtigen Nase — davon kamen. Man rechtfertigte sich mit Verordnungen, die man zu diesem schönen Wucherhandel schon im Voraus zu **erschleichen** wußte. Wie vorsichtig doch die **Industrie** ist!

Bey diesem Vorfalle hätte der **König von Preussen** sein Spandau bevölkert; der Kaiser vielleicht ein ähnliches gethan, — aber — — — — — — Sapienti sat. Ich bin Ihr ꝛc.

Fünfter Brief.

Sie haben Recht, Freund, wenn Sie sagen, daß unsre Armee eine ganz neue Stimmung erhalten habe. Man kennt Josephs Krieger — als Gegenbild zum Krieger im siebenjährigen aufgestellt gar nicht mehr. Aber Sie bürden mir zu viel auf, wenn Sie mich auffordern, Ihnen eine umständliche Nachricht vom österreichischen Militär zu geben. Um dies Ganze von einem Standpunkte herab bis in seine einzelnen Theile zu zergliedern und zu beurtheilen, müßte man auf der Stuffe selbst stehn, von der die Maschine in Bewegung

gesetzet wird. Der Subaltern, er mag noch so viel Aufmerksamkeit, noch so viel forschenden Geist haben, enthüllt seinen Gegenstand doch nie von allen Mysterien, mit denen er — gleich dem Gottesdienst der Egyptier, — umhüllet ist.

Demohngeachtet will ich Ihnen das mit wahrer Aufrichtigkeit mittheilen, was ich weiß. Sie wissen, ich kenne den Preußischen und Französischen Militärdienst so ziemlich. Sie werden mir also um so eher glauben, wenn ich Ihnen gleich Anfangs gestehe, daß alle beyde, wie der Oesterreichische, seine besondern Vorzüge und seine besondern Fehler habe. Keiner von ihnen hat noch die Vollkommenheit ganz erstiegen, und wirds wohl auch nie, da des ewigen Ausbessern und Umänderns nie ein Ende wird, wobey oft der nachkünstelnde Reformator gerade in neue Fehler stürzet, indem er die alten auszumerzen sucht.

Der Franzoß, zu flatterhaft, seine Soldaten nach kernhaften Grundsätzen zu behandeln, wird oft zum Petit-Maitre, wenn er Reformator werden will. Wenn Sie, Freund, schöne Wachtparaden und Regimenter sehen wollen, die daher marschiren, wie Theaterprinzen in Balleten, — so müssen Sie die Franzosen besuchen. Ihr Vive le Roi und ihr Haarpuder sind wesentliche Bestandtheile ihrer Kriegszucht.

Ich spotte über den Franzmann nicht. Er ist in seinem Vaterlande ein guter Soldat. Aber sein System ist noch nicht regulirt. Und wie konnte dies auch geschehn bey einer Nation, die ihre Armeen Maitressen, Kardinälen, Generalpächtern, und — den Moden überließ?

Der rußische Dienst kann ebenfalls nicht in Betracht gezogen werden. Eine Nation, die noch durch die Knute zu Heldenthaten aufgefordert wird, die keinen Begriff — ich rede blos vom rußischen Soldaten — als den der Knechtschaft hat, würde noch sehr zur ungelegenen Zeit zum Muster der Kriegskunst können aufgestellet werden.

Ich glaube daher, wenn die Rede vom Landkriegsvolke ist, Oesterreich und Preussen allein als Modelle in die Schule der Krieger hinstellen zu dürfen. Beyde Nationen Deutsche, — und als Deutsche Nachahmer alles dessen, was sie sehen; aber zugleich auch Verbesserer desjenigen was sie nachahmten. Die blutigen Kriege, die Oesterreich vorzüglich fast mit allen europäischen Nationen führen mußte, und die daraus entspringende Aufmerksamkeit auf die kleinsten Theile ihres Kriegskörpers, zogen mit blutigen Händen die Decke von ihren Augen, hinter welcher die Geheimnisse lagen, und liessen sie in das Innere des Heiligthumes schauen. —

Oesterreich

Oesterreich war schon im vorigen Jahrhunderte die Schule der Kriegskunst. Daß Oesterreich ohngeachtet seiner damals schon sich auszeichnenden Heere doch immer verlohr, und nie am Ende gewann, darf man nicht seinen Schlachten, sondern der Simplicität seiner Minister zu schreiben, die sich nach dem Plane ihrer Beichtväter zu Unbesonnenheiten bequemen mußten, davon die schädlichen Folgen auf den Nacken des Volkes fielen.

Roms Betrügereyen; die abergläubische Furcht vor dem Bannstrafe der Päpste; die Nachbarschaft der Pforte, die ihre Muselmänner, so oft Frankreich für sich im Trüben fischen wollte willig zur Schlachtbank führte; — und endlich die zu große Weitläuftigkeit der Staaten selbst, welche dem Erzhaus durch Erbschaften zufielen — waren die Quellen, aus denen Oesterreich Gift saugte, und seinem Körper eine Art politischer Nervenkrankheit zuzog.

Nur Eugen war es aufbehalten, Oesterreichs Heere wieder in Ehrfurcht zu setzen. Er that, so viel er thun konnte. Seine Feldzüge sind die schönsten Memoires. Er schlug seine Feinde praktisch, und überließ es andern, Theorien aus seinen Lorbeern zu sammeln.

Nun fieng man an, Grundsätze zu entwerfen, wie der General auf dem Schlachtfelde handeln müsse. Kriegsästhetiken, daß ich mich so ausdrücke, überschwemm-

schwemmten Europa mit Einemmale. Man schrieb mehr Lehrbücher für Helden, als alle Helden zusammen Schlachten gewannen.

Wie jede neue Wissenschaft immer neue Thorheiten gebiert, so geschah es auch hier. Philosophische Köpfe bestrebten sich um die Wette, alles aufzusammeln, was man in den Jahrbüchern der Kriege fand. Jede Schlacht die gewonnen ward, war ein Model, von dem sie Grundsätze für Pläne in ähnlichen Fällen abzogen. So schlug Alexander, so Themistokles, so Hamilkar, so Cäsar, Türenne, und hundert andre. Sogleich machten sie die zufälligen Dispositionen eines Türenne, eines Cäsars und Alexanders zu Regeln. Es gieng den militärischen Kunstrichtern wie den Scholiasten des Homers. Dieser gute Mann dachte vielleicht nicht an die Ehre, daß nach Jahrtausenden seine Fehler und seine Schönheiten zu Regeln werden sollten.

Ich tadle den Geist nicht, der die Mühe über sich nahm, das Resultat aus dem Erfolge der Schlachten für den Krieger aufzuspühren. Ich sage nur, daß man zu hastig in dieser Mühe war. Man überlud seinen Kopf mit Theorien und — verlor Schlachten.

So gieng es Oesterreich. Montecuculi, Khevenhüller und Karl der Fünfte schrieben sehr schön über die Kriegskunst. Ein Glück für sie, daß sie ihre Theorien — durch ihre Praxin bestätigten.

Indeß

Indeß muß man doch zugestehn, daß seit **Eugens** Zeiten die Kriegskunst der Oesterreicher von Jahr zu Jahr stieg. Die blutigen Kriege zwischen dem Erzhause und Preussen aber gaben ihrem ganzen Kriegskörper eine neue Richtung. **Friedrich** wars, der ihnen mit entschlossner Stirne oft die Lorbeern von den Schläfen riß, die sie sich seit langen Jahren errungen.

Friedrich war ein Genie. In den Händen des Genie's erhält die kleinste That einen Werth. Es reißt sich von dem Zwange alter Regeln los, schaft sich neue, und fliegt wie der Adler mit kühnem Fluge durch den Aether. Einem solchen Feind war Oesterreichs Kriegskunst nicht allemal gewachsen.

Der Friede war nicht so bald hergestellt, als man schon anfieng, die entdeckten Mängel beym Militär auszubessern. **Daun**, — mag auch der Neid von ihm sagen, was er will, — **Daun** war Patriot genug, auf seinem Todtbette **Lascy'n** bey dem Throne zu seinen Nachfolger zu empfehlen. Daß er ohne Nebenabsichten dabey handelte, und daß der Hof seiner Empfehlung nicht zu viel Ehre anthat, wenn er sie annahm, bestätigte der Erfolg.

Lascy war kaum zum Präsidenten des Hofkriegsraths erwählt, so fieng er auch an, das Militär zu verbessern. Doch nein, Freund! nicht zu verbessern blos, — ganz umzuschaffen. Er riß das ganze Gebäude nieder,

ließ

ließ nicht ein Steinchen in seiner alten Fuge, und baute dafür den herrlichsten neuen Tempel.

Dieser Kriegsminister verband mit dem größten Genie auch den größten Fleiß. Man kann von ihm sagen, daß er sich seiner Bestimmung ganz aufopferte. Wer Oesterreichs alte Kriegsverfassung — auch die noch aus dem siebenjährigen Kriege kennt, und die jetzige dagegen hält, wird über den schnellen Fortschritt, den das Militär unter dem leitenden Auge eines *Lascy* machte, erstaunen. Der Soldat ward von seinen Kriegsartickeln bis auf das Schlachtfeld umgeschmolzen.

Es ist nur ein kleiner Zwischenraum von dem Tode Dauns bis zur Reformation des *Lascy*. Im Jahr 1766 war das ganze neue System nicht nur entworfen, sondern schon bis zur Ausübung bey der Armee eingeführet. Man sieht leicht aus dieser kurzen Zeitfrist, daß *Lascy* schon bey Lebzeiten Dauns, und vielleicht nicht ohne alle Mitwirkung und Leitung des letztern an dieser Reforme gearbeitet haben müsse. Es ist ohnmöglich sich sonst einen Begriff von der Schnelligkeit, mit der diese großen, alle Erwartung übersteigende Geschäfte zu Stande gebracht wurden, zu machen.

Allein *Lascy*, der durch alle Stuffen des Kriegsdienstes sich den Weg zur höchsten bahnte, sammelte Erfahrungen, die ihn mit den Misbräuchen des alten Dienstes auch von der kleinsten Seite bekannt machten. Er wuß-

te, daß es vergebene Arbeit wäre, diese Quellen zu verstopfen. Das hervorsprudelnde Wasser sucht sich neue Auswege, und so wäre des Flickens und Ausbesserns kein Ende geworden. Er entschloß sich daher, da er das Zutrauen seines Monarchen im vollen Maaße besaß, die alten, von wilden Bächen durchströmte Fluren ganz zu verlassen, und Oesterreichs Legionen auf neue Gefilde zu führen. Er gewann dabey den Vortheil, dem Uebel selbst vorzubeugen, da er vorsichtig genug war, sich eine Gegend zu wählen, wo das Uebel noch unbekannt war.

Lascy war nicht nur Soldat, er war auch Politiker. Er kannte das Finanzsystem seines Landes eben so genau als das Militär. Eine seltne Eigenschaft in dem Karakter eines Generals! Er machte sichs daher bey allen seinen Reformen zum Grundsatze: die möglichst zahlreichste Armee mit den geringsten Kosten zu Oesterreichs Schutz in den brauchbarsten Stand zu setzen, und zu erhalten.

Oekonomie und Disciplin sind die zween Pfeiler, auf welchen dieser große Mann sein Gebäude aufführte.

Ich werde Gelegenheit haben, mein Theuerster, in der Folge meiner Briefe mehr davon zu sprechen. Es ist immer Wollust für den denkenden Kopf, wenn er sieht, wie aus den zerfallnen Ruinen eines alten Tempels ein neuer emporsteigt, der an Pracht, Dauerhaftigkeit und Nutzen den erstern weit übertrift. Glauben Sie mir,

Oester-

Oesterreich kann sich zu dem Genie dieses wirklich großen Mannes nicht Glück genug wünschen. In meinen Augen ist er eben der Unsterblichkeit würdig, als Eugen. Dieser gewann Schlachten, weil er sie zu gewinnen wußte; Lascy führte das Heer auf die Bahn, auf welcher der Held mit wohlgeordneten Legionen seinem Siege sicherer entgegen gehen kann. Er lieferte die besten Materialien zu den Trophäen, die sich seine Nachfolger einst erkämpfen werden.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man den großen Krieger nur nach seinen großen Siegen beurtheilet. Der größte Held erliegt oft einem Feinde, der ihm weder an Muth noch Einsicht die Wage hält. Sie sehen leicht, daß das Schlachtfeld nicht der einzige Tummelplatz ist, auf welchem der Krieger als großer Mann erscheinen kann. Oft weit größere Talente werden darzu erfordert, das Heer zum Siege geschickt zu machen, zu einer Zeit, da keine feindliche Geschwader mit kriegerischer Wuth den Tod drohen, als das Schlachtfeld selbst mit seinen Trophäen auszufüllen. Hat Lascy gleich keine blutige Lorbeern errungen, so errang er sie doch im Schooße des Friedens durch seine Weisheit; sie sind dem Menschenfreunde um so schätzbarer, weil sie nicht nur nicht mit dem Blute der Erschlagenen getränket sind, sondern weil sie zugleich auch Schutzwehren sind, daß das Blut nicht so häufig mehr vergossen werde.

Oester-

Oesterreich, ohngeachtet seiner Macht, war doch immer das Spiel seiner Nachbarn. Jeder, der eine Amee eher auf den Beinen hatte, als das Erzhaus, versuchte an ihm zum Ritter zu werden. So ward Krieg auf Krieg in seinen Gränzen angezeddelt. Man schlug sich mit Oesterreich, so oft man Langeweile hatte. Nur Lascy'n gelang es, die Oesterreicher in Respect zu setzen. Nun fängt man an, um die Höhle des Löwen mit leisern Schritte herum zu schleichen. Und eben dadurch baute Lascy jedem zu raschen Kriege vor, indem er es den Nachbaren fühlen machte, daß unsre Heere gegen jeden Anfall in vorbereiteter Sicherheit stünden. Heil dem Manne! Seine Arbeit ist die Arbeit des größten Menschenfreundes.

Ich will Ihnen die einzelnen Verdienste dieses Generals nicht auseinandersetzen. Nur eine Erinnerung noch muß ich berühren. Lascy fieng seine Reformation zu einer Zeit an, da der Friede noch dauerhaft schien. Durch den siebenjährigen Krieg hatte sich halb Europa verblutet. Bis es sich von dieser Ohnmacht nach und nach wieder erholte, konnte er leicht berechnen, daß eine geraume Zeit darzu erfordert werde. Auf diese Aussicht fußte er die Muße seiner Unternehmung.

Sie werden schon gehöret haben, daß man unter andern Vorwürfen auch diesen wider Lascy'n aufbrachte, daß er den Handel der Offiziersstellen begünstigte.

Allein ich glaube, der vernünftigere Theil des Volks wird — statt ihm daraus einen Vorwurf zu machen, vielmehr Gelegenheit haben in ihm den Vorsichtigen zu erkeñen.

Die Armee war mit alten Offiziers überladen. Da sie in einem Zeitpunkte sich dem Militärdienste widmeten, worinn die Fuchtel das ganze Verdienst des Offiziers ausmachte, so war es leicht vorauszusehen, daß diese Veteranen nur mit Widerwillen ihrem alten Systeme abschwören, und vom Neuen in die Schule gehen würden. So brav sie als Soldaten seyn mochten, so wenig Talent hatten sie, das Alte zu vergessen, und das Neue zu begreifen. Diese Männer würden entweder gar keiner, oder doch nur einer sehr mittelmäßigen, und auch dann noch einer sehr langsamen Gelehrigkeit fähig gewesen seyn. Es gehörte aber in den Plan der Reformation als ein wesentlicher Theil, daß alles, was man abschaffte, schnell vergessen, alles was man an dessen Stelle einführte, schnell und aus dem Grunde begriffen würde. Ich zweifle: ob die alten Offiziere bey dem Bewußtseyn ihrer geleisteten Dienste eben die Gelehrigen gewesen wären. Immer würden sie, wie der Liebhaber nach der ihm mit Gewalt entrissenen Geliebten mit Sehnsucht zurückgeblickt haben.

Es war also wirklich politisches Prinzipium, den alten Offizieren die Freyheit zu lassen, ihre Chargen verkaufen zu dürfen. Man erreichte dadurch mit einemmale drey sehr vortheilhafte Endzwecke.

Ein

Einmal ward der Staat der Verbindlichkeit dadurch entlediget, dem ausgetretenen Offizier (so heißt man hier den, der seine Charge verkauft) die bey den Österreichern sehr pünktlich gehaltene Pension auszuzahlen. Er, der ohnehin nur noch wenige Jahre Dienste leisten konnte, hätte bald das Gnadengehalt empfangen. Der Staat verschaffte ihm aber izt Gelegenheit, sich selbst zu versorgen, indem er sich durch diesen Handel ein Kapital erwarb, von dem er in Ungarn, wo sich die meisten dieser Veteranen niederließen, sehr gemächlich leben konnte, ohne erst dem Staate die Last seiner Erhaltung aufzubürden. Da jeder Offizier zugleich seinen Titel, seine Ehrenzeichen, und sein militärisches Forum behielt, so entschlossen sich viele, lieber die wenigen Tage ihres Lebens in Ruhe durch zu leben, als sich aufs neue wie Schüler behandeln zu lassen.

Dadurch, daß der alte Offizier seine Charge verkaufte, verlohr Lascy zwar einen gedienten braven Mann, aber er hatte auch auf der andern Seite einen Antagonisten weniger. Der zweyte Vortheil!

Der junge Offizier, der in dessen Stelle eintrat, war ganz Enthusiast für den Geist desjenigen, durch dessen Fürsorge und Vermittelung er mit Beyhülfe seiner Börse in seinen Posten eingesetzet ward. Dieser war nicht nur der eifrigste Beförderer jeder Umschmelzung, sondern er war auch der Mann, aus dem in der Folgezeit, weil er meh-

rere Bildung in seiner Jugend erhalten hatte, ein von mehr als einer Seite brauchbarer Offizier gezogen werden konnte. Der dritte Vortheil!

Glauben Sie mir, bester Freund, ohne diese Finesse hätte Lascy nie so schnelle und glückliche Fortschritte machen können. Und daß dieser Kriegsminister wirklich nur aus diesen Absichten den Chargenhandel begünstigte, erhellet daraus, daß er selbst der erste war, der dawider eiferte, sobald er alle Hindernisse bey Seite geräumet, und sich so viele Schüler gezogen hatte, als er zu seinem großen Werke bedurfte.

Durch die ziemlich lange Dauer des Friedens ward man in die glückliche Lage gesetzet, selbst diejenigen, welche ausser dem Reitze der Uniform sonst keinen Bewegungsgrund zum Militärstande hatten, nach und nach zu brauchbaren Offizieren umzuschmelzen. Charlatanerie zog manchem reichen Bürgerssöhnchen die Uniform an; Disciplin, immerwährender Dienst und Uebung machten ihn aber zuletzt wirklich zu dem Mann, der er seyn sollte.

Wenn Sie, Freund, diese Umstände erwägen, so werden Sie dem verdienstvollen Lascy keine Vorwürfe über diesen Punkt machen können. — —

Sechster Brief.

Ich muß heute noch einige Bemerkungen hersetzen, die Lascy'n stark betreffen.

Als

Als Präsident des Hofkriegsraths fand dieser General vielerley Mängel, die selbst im Innern desselben herrschten. Er suchte diesen abzuhelfen, und drang durch.

Der Hofkriegsrath ist die oberste Militärstelle. Die Regulirung des Ganzen ist seine Beschäftigung. Er ist eine der einsichtsvollesten Einrichtungen, da durch ihn verhindert wird, daß nichts — auch in den entlegensten Provinzen ohne Vorwissen des Monarchen geschehen kann. Dies ist der Weg die Einförmigkeit der Geschäfte hand zu haben.

Die eigentlichen Beysitzer und Räthe sind izt Militärpersonen. Vormals hatten die bürgerlichen Kriegsräthe fast allein die Stimmen. Allein mit diesen ward in dem neuen System die größte Umschmelzung vorgenommen. Ehmals waren sie die sprechenden Glieder des Rathes; sie entschieden, und ihre Vota waren Orakelsprüche, denen die Herren von der militärischen Bank selten widersprachen. Es war ärgerlich, wenn so eine Exzellenz in seiner Staatsperücke, die vom Parfüm triefte, und weiter kein Verdienst hatte, als daß sie den Hirnkasten eines Tintenkleckers bedeckte, — die Generale in ihrer Anti Chambre stundenlang auf Audienz warten ließen, bevor sie ihnen die Gnade anthaten, auf ein Paar Worte unter der Thürschwelle zu erscheinen.

Laudon, unser große Laudon mußte oft die Dispositionsplane auf diese Art von den Herren abholen.

Allein das Blatt hat sich gewandt; denn so enge sie vormals die Generale hielten, so enge werden sie izt von diesen im Kapzaume herumgeführet.

Einem Einwurf wider den Nutzen des Hofkriegsraths muß ich hier begegnen, der allerdings von Gewicht ist. Da alle militärischen Angelegenheiten nur von diesem Konsilium allein reguliret werden können und dürfen, wem fällt nicht der Schade deutlich in die Augen, den diese Verfassung oft in dringenden Fällen zu Zeiten des Krieges verursachen kann? Die Armee steht dem Feinde gegenüber, der Chef hat Vortheile in der Hand; er darf sie nicht benutzen, weil diese Expedition nicht in dem vorgezeichneten Operationsplan mit angezeiget ist. Er ist genöthiget, die Lage der Sachen erst an den Hofkriegsrath, der seinen beständigen Aufenthalt in Wien hat, zu berichten. Bevor er die Resolution desselben erhält, welche doch meistens nach seiner ohnmaßgeblichen Vorstellung ausfällt, ist er entweder selbst geschlagen, oder die ganze Situation ist verändert. Friedrich wußte sich dieses Umstandes im siebenjährigen Kriege sehr geschickt zu seinem Vortheile zu bedienen. Er manövrirte oft vor dem Angesichte unsrer Armeen vorbey, weil er wußte, daß unser General seinen Posten eher nicht ändern durfte, bis die Herren in Wien mit ihrem

Con-

Conclusum fertig wären. Er gewann Schlachten, während man im entfernte Kriegsrathe sich noch berathschlagte; ob man ihm aus dem Wege gehen, oder angreifen sollte?

Eben dieses Konsilium aber im Hauptquartier der Armee, würde, besonders, wenn sich der Monarch nicht selbst an der Spitze seiner Kriegsschaaren befindet, von eben so großem Nutzen seyn, als es schädlich wird, wenn es 80 oder 100 Meilen von der Armee entfernet ist. Der kommandirende General kann seinen geprüften und mit aller Vollmacht versehenen Gefährten zu jeder Stunde seinen Plan vorlegen; er kann sie die Umstände selbst in Augenschein nehmen lassen, und seine Entschlüsse mit ihren Einsichten verbinden. Ist er aber abwesend, so bleibt dem Hofkriegsrathe nichts übrig, als mit dem Finger auf der Landkarte herum zu marschiren, und den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen.

Lächerlich war es allerdings, wenn oft vormals die Herren Alongeperücken im Hofkriegsrathe die Plane der Generale prüften; Ordre zu Bataillen gaben; über Kriegsexpeditionen entschieden, und seine Eminenz der Herr Kardinal manchmal gar das votum decisivum im Rathe gab.

Dieser Unfug ist izt abgeschafft. Man läßt den Kardinal seinen Purpur tragen wie er will; aber er darf auch im Gegentheile seine gesalbten Finger nicht nach un-

 heiligen

heiligen Dingen mehr ausstrecken. Man ist überzeugt, daß zu weisen, und glücklichen Kriegsexpeditionen mehr erfordert werde, als der Seegen Seiner Eminenzschaft.

So ändern sich mit den Zeiten auch die Begriffe, und ein oder zween Köpfe, die Muth genug haben, wider den Schlendrian mit Einsicht und Standhaftigkeit zu Felde zu ziehen, erlegen vielköpfigte Ungeheuer von Vorurtheilen, vor welchen sonst Pöbel und Consorten ehrerbiethig die Knie beugten.

Ich habe mir das Vergnügen gemacht, Sie von den Verdiensten eines Mannes zu unterhalten, der für Oesterreich mehr noch ist, als zu seiner Zeit Aristides den Griechen war. Nun aber müssen Sie Hand in Hand mit mir auf unsern Monarchen wieder zurückkehren.

Die Kaiserin, theils sich eines Geschäftes zu entledigen, das ihrem Herzen gerade das beschwerlichste war, theils auch ihrem thätigen, immer nach Beschäftigung geizenden Sohn Gelegenheit zu verschaffen, Vorwürfe für seinen Geist zu sammeln, übertrug ihm das Militär ganz. Kaum war er an die Spitze der Armee, die er nun ganz als sein Eigenthum behandeln konnte, gestellt, so war auch seine ganze Aufmerksamkeit auf diese wichtige Stütze seiner Staaten geheftet. Mit unermüdeter Geschäftigkeit durchlief er alle Fächer der Kriegskunst, suchte sich alles,

alles, was irgend hieher einigen Bezug hatte, bis auf den innersten Grund eigen zu machen, und spornte durch sein eigen Beyspiel jeden seiner Subalternen zu Fleiß, Wisbegierde und Beharrlichkeit im Dienste an. Seine Lager, die er in den Provinzen anordnete, waren beständige Schulen für ihn und seine Krieger. Hier wurden Märsche, Attaquen, Lagerkunst, Defensionen, — kurz jede, im großen und kleinen Kriege mögliche Manövers praktisch gelehrt, um den Offizier aufmerksam auf die Grundsätze der Theorie, und deren Verbindung und Nutzanwendung mit der Praxis zu machen; dem gemeinen Mann aber durch jährliche Waffenübung Gelenkigkeit, dauerhafte Gesundheit und Stärke zu verschaffen, jeder großen Strapaze ohne Marodiren sich unterziehen zu können.

Wer solchen Lagern beygewohnt, den Felddienst kannte, und dann die Mühe, welche der Monarch darauf verwandte, genau beobachtete, der wird gestehen müssen, daß nirgends in der Welt die Regimenter besser dreßirt werden konnten, als in diesen Lagern. Freylich muß der Beobachter sein Resultat nicht wie jener, der sein kauderwälsches Raisonnement ins deutsche Museum 1781 einrücken ließ, — auf bloße Vermuthungen gründen, und seine Nachrichten in diesem Punkte nicht vom gemeinen Grenadier auffsammeln. Man kann nicht einfältiger von unserm Militär schreiben, als dieser

Hannövrische Offizier, der sich die Mine giebt, Gott weiß was für Sachen aufgeschnappt zu haben. So berechnet dieses Männchen unsre Armee auf — glaub ich 120000 Mann. Er läßt unsre Regimenter nur aus zwey Battaillonen bestehn; läßt unsre Kavallerie sehr schlecht beritten seyn, — und was weiß ich, was dem Herrn sonst noch geträumt hat. — Solche Beobachter gleichen den Kritikastern, die aus Titel, Druckort und Index — auf den Werth des ganzen Buchs zurückschliessen.

Man hatte sichs zum Sprichwort bey uns gemacht: der Kaiser ist bloßer Soldat. Seine Gesellschaft waren Generale, seine Beschäftigung war das Militär, — man glaubte daher, daß er für nichts mehr einen Sinn sonst habe. Allein, da er sich, ohne Familiendebatten in andre Angelegenheiten nicht füglich mischen konnte, so faßte er den für ihn und uns so heilsamen Entschluß, wenigstens einen Gegenstand auf die Stuffe der Vollkommenheit, deren menschliche Werke fähig sind, zu bringen, damit er in folgenden Epochen seine Aufmerksamkeit nicht auf so viele Zweige zertheilen dürfte. Er studirte selbst über die Verbesserungen nach, und war unpartheiisch genug, das selbst wieder abzuschaffen und zu bessern, was er in der Ausübung nicht allemal als das Beste fand. — Lascy legte den Grund zu dem Kriegsgebäude, — Joseph vollendete den Bau,

verschö=

verschönerte ihn, und brachte ihn in den Stand in welchem er izt ist.

Siebenter Brief.

In der That, Freund, Sie urtheilen von dem bayrischen Feldzuge zu einseitig. Sie sagen: feste Läger beziehen wäre keine Kunst; aber auf dem freyen Felde könnte der Held seine ganze Kriegskenntniß zeigen.

Sie haben recht, Freund, aber nur zur Hälfte. Denn besteht die Kriegskunst lediglich in Schlachten liefern? — Kann der geschickte Krieger durch bloße Märsche und die Lagerkunst seinem Feinde nicht oft ungleich größere Vortheile abjagen, als durch die siegreichste Schlacht? —

Doch, offenherzig gesprochen, glauben Sie mir, man kennt vielleicht nirgends besser als bey uns Ihres großen Friedrichs Stärke und Schwäche seiner Kriegskenntniß. Er ist ein geschickter Schlachtenliefrer, aber ein sehr mittelmäßiger Belagerer. Jeder Operationsplan bey Belagerungen liefert die auffallendsten Fehler, so wie im Gegentheil der Krieger selbst aus seinen verlornen Schlachten noch große Lehren für sich abstrahiren kann.

Uns hingegen gab der König in seinen Briefen selbst das Zeugniß von Lagerkenntniß, von Kriegslist und der Be-

Belagerungskunde. Jeder behauptet also seinen Rang; — aber wir wollen auf den Bayrischen Feldzug zurückkehren.

Der König griff an, wir mußten uns also vertheidigen. Es gehört große Geschicklichkeit darzu, dem entschlossnen Angriffe des Feindes eine solche Wendung durch bloße Vertheidigung zu geben, daß er selbst seinen Plan ändern muß.

Freylich lag unsre Armee in Böhmen hinter einem verschanzten Lager, und vermied das freye Feld. — Allein es war zweckmäßiger Plan, diese Kriegsart zu wählen. Wider den König ist sie die vortheilhafteste von unsrer Seite. Friedrich, gewohnt, und im eigentlichen Grunde fast gezwungen, seine Heere auf fremden Boden hinzupflanzen, um vom Fett der Feinde sie zu nähren, und seinen Schatz dadurch zu schonen, erhält dadurch nie diesen seinen ersten Grundsatz, wenn er zu Felde zieht. Er wird in die unangenehme Lage versetzet aus dem Schooße seiner Länder seine Armee zu verpflegen; der Transport, der, je länger er in solchen Stellungen, ohne neues Feindesland zu betreten, stehen muß, immer beschwerlicher und kostsplittriger wird, muß aus seinen eignen Provinzen gezogen werden, da er kein Land vorwärts in Kontribution setzen kann; selbst die unangenehme, von allen Bedürfnissen fast entblößte Gegend, in welche man ihn gleichsam mit seinem Heere

einlud,

einlud, um es ohne Feldschlacht fast bis auf ein Drittel durch Marodiren zu schwächen, — alles dies wirket zusammen, einen solchen Feldzug für die Armee sowohl als die Chatoulle des Königs kostbarer zu machen, als ihm zwo verlorne Schlachten kaum seyn würden. Noch einmal, Freund, es war zweckmäßiger Plan, den König auf diese Art zu erwarten, und alle seine Versuche zu ermüden.

Es ist hier der Ort nicht, mich in die Analysis der Kriegskunst einzulassen, die beyde Heere in diesem Feldzuge angewandt haben, einander den Vorrang streitig zu machen. Nur so viel bitt' ich Sie zu überdenken, daß Ihre Armeen weder in Böhmen noch in unserm Antheile von Schlesien, aller angewandten Mühe ohngeachtet, nirgends weiter vorrücken konnten, als es von den unsrigen gleichsam bezeichnet war. Man räumte alle Gränzen auf drey, vier und mehrere Meilen, ließ Sie ganz gemächlich, ohne ernsthaften Widerstand allenthalben einrücken; aber an unsrer Chaine mußten Sie Halt machen.

Nicht so aber wir. Der König koncentrirte seine Armee innerhalb seinen Gränzen. Er stellte seine Völker in eine dreyfache Chaine an der Gränze, um das Innre seines Landes sicher zu decken. Und Wurmser erreichte mitten im Winter, bey allen Beschwerlichkeiten der Witterung das, was Ihre Armeen in der einladendsten

sten Sommerszeit nicht ausführen konnten, — er sprengte Ihre *Chaine.* — Hätte der Kaiser dieser kleinen Kriegsoperation mit seiner Armee Nachdruck geben dürfen, ich zweifle, ob wir den Winter so fruchtlos auf Ihrem Grund und Boden zugebracht haben würden, wie Sie den Sommer auf dem Unsrigen.

So, Freund, müssen Sie diesen Feldzug betrachten. Man muß Maxime gegen Maxime abwägen, That gegen That aufstellen, und jedem seinen Antheil von Ehre geben. —

Achter Brief.

Entschlossenheit war schon in der Jugend unsers Kaisers einer seiner Hauptzüge. Er zeigte sie auch, so klein die Gelegenheit darzu seyn mochte, in dem letzten Feldzuge. Wo Gefahr war, stand Joseph an der Seite der Seinen. Er beobachtete auf das strengste die Pflichten alle, die der Fürst als Feldherr beobachten muß. Was Ihr Friedrich in seinem Alter der Stärke und männlichen Jugend war, wenn er im Felde stand, das war Joseph im strengsten Verstande auch. Und ich getraue mich zu sagen, fast noch eifriger, rastloser, thätiger, als er, weil es in seinem Karakter liegt, alles selbst, alles genau zu schlichten.

Sie sehen, Freund, daß ich ohne Umschweife rede; daß ich die Augen nicht mit der Eule zudrücke, um nicht sehen zu dürfen, daß ich die großen, erhabnen, und oft unerreichbaren Vorzüge Ihres Königs nicht verkenne; und Niemand von uns verkennt sie. Es ist Thorheit, wenn man zu Verleugnung des Selbstgefühls seine Zuflucht nehmen will, um auf die Trümer der miskannten Größe des Einen, die Trophäen des Andern hinzupflanzen. Es können zween Rivalen seyn, beyde gleich groß, gleich bieder, wer wird es leugnen?

Ich habe mich in Berlin oft über die wenige Kenntniß gewundert, die Sie insgesamt von den edlen Thaten auswärtiger Fürsten besaßen. Friedrich war allein die Sonne, die Ihre Augen gegen alles übrige Verdienst blendete. Sie glaubten von dem Verdienste Ihres Königes eine Lorbeer zu entreissen, wenn Sie sagen sollten: auch dieser, auch jener ist ein großer Mann! — Als wenn Friedrich es befürchten müßte, in einem Zeitalter zu leben, wo die Vorsicht uns mehrere große, liebenswürdige Fürsten schenkte. Durch diese vorgefaßte Partheylichkeit, — sie macht zwar Ihrer Vaterlandsliebe Ehre, — machten Sie Ihrem Könige eben kein gar zu höfliches Kompliment.

Noch niedriger aber kam mir die Begierde vor, mit der die meisten von Ihnen die gehäßigsten Farben auf jede der Handlungen unsers Fürsten zu legen strebten.

War

War aber dies nicht ein offenbares Geständniß, daß er wirklich eine Größe erstiegen habe, über die Sie eifersüchtig wurden? Selbst der kurzsichtigste Thor wird einen Mann, der ihn nicht verdunkelt, nicht mit Verläumdungen anschwärzen.

Ob Sie das wirklich thaten? Ja, Freund! Unter vielen will ich nur einer dieser äusserst niedrigen Verläumdungen erwähnen. Allgemein posaunte man durchs ganze Land aus, Joseph sey einer der stärkesten Säufer; — es half nichts, daß ich mich auf das Zeugniß aller Länder berief, wohin er immer reiste, die diese dummdreiste Lüge widerlegen konnten, — Joseph mußte doch ein Säufer bleiben, weil Sie es für gut fanden, diesem mäßigen Fürsten wenigstens diese Schwäche anzudichten. Könnten diese Emissarien, welche diese und mehrere Verläumdungen recht geflissentlich im Lande ausposaunten, könnten sie nur die Tafel unsers Monarchen sehen, sie würden über die Eingeschränktheit derselben erstaunen, und wahrlich keine **Burgunder und Champagner Bouteillen** für ihn auf dem Tische erblicken.

So geht es in der Welt. Fängt man an stolz auf sich selbst zu werden, so geifert die Dummheit, welche allemal die Mutter des Stolzes ist, auch die Tugend selbst an.

Wie

Wir sind zwar so unglücklich, in Ihren Augen noch sehr weit vom wahren Brennpunkte der Aufklärung entfernet zu seyn. Sie mögen auch in gewisser Rücksicht nicht Unrecht haben. Allein was uns an guten Köpfen fehlt, fehlt uns nicht an guten Herzen. Wir bewundern, lieben, schätzen das Gute, wo wir es finden. Und daher kommt es auch, daß wir mit eben der Aufmerksamkeit großen Handlungen fremder Fürsten unsern lauten Beyfall zollen, wie unserm Fürsten selbst. Es gereicht ihm vielmehr zur Ehre, daß wir so viel Zutrauen auf seine eigne Größe haben, daß wir gar nicht befürchten, durch den Glanz fremder Größe etwas zu verlieren.

Neunter Brief.

Sie irren sich, Freund, wenn Sie denken, man habe mehr für den Verstand als für das Herz des Kaisers in der Jugend Sorge getragen. Ich bin gezwungen, so sehr es izt auch schon aus der Reihe ist, diesem Verdachte vorzubeugen.

Vielleicht ist keine Fürsten Familie, wo für die Bildung des Herzens mehr Sorge getragen ward, als bey unserm Hofe. Fast könnte man dem Erziehungsplane den Vorwurf machen, daß er zu sehr nach dem Katechismus geschmecket haben würde, wenn er nach dem

Köpfe so manchen Katecheteus befolgt worden wäre. Aber glücklicherweise nahmen noch Köpfe daran Theil, die wahre Tugend von Bigotterie zu sondern wußten, und mehr das Herz als Augen und Lippen fromm zu machen strebten.

So giengs unserm Kaiser auch. Man nahm eben so viel Rücksicht auf die Güte seines Herzens als seines Kopfes. Man bemühte sich jeden Keim der Leidenschaft, die in Auswüchse aufschiessen könnte in seinem noch jungen Busen zu ersticken.

Beyspiele werden es aufklären!

Man sah seinen Eigensinn als eine gefährliche Erscheinung für seine künftigen Jahre an. Sogleich ward's in den Erziehungsplan mit eingeflochten: ihm nie seinen eignen Willen zu lassen. Auch die unschuldigste Handlung ward ihm untersagt, die gleichgültigste Bitte abgeschlagen, so bald man merkte, daß er mit einiger Hastigkeit darauf zu bestehen schien. Um ihm ja kein Mittel, durch angenommene Gleichgültigkeit seine Lehrer zu täuschen, übrig zu lassen, wurd er ganz, auch in den kleinsten Geschäften, dem Willen seiner Lehrer unterworfen, die den Fingerzeig hatten, alles anzuwenden, daß sie ihm keine Nahrung für seinen Eigensinn gäben. Man verband beweisende Ursachen, warum man ihm dies oder jenes versagte, oder beföhle, mit der Beharrlichkeit, die man zur Ausrottung des gefährlichen

Ei=

Eigensinns des Prinzen wählte. Dadurch gelang es den Lehrern diesen Eigensinn zu jener Standhaftigkeit, zu jener Entschlossenheit umzumodeln, die nachher seinen Fleiß sowohl, als jede seiner größern Handlungen bezeichnete.

Eben so verhielt man sich gegen sein damals noch flüchtiges Feuer. Man bemerkte, daß sein feuriges Temperament ihn einst zu grossen Leidenschaften hinreissen würde, wenn man es nicht milderte, oder so zu erhalten suchte, daß es nur gegen würdige Gegenstände aufloderte. Dies war die Ursache, warum man stets aufmerksam war, alle Gegenstände, auf welche er auch nur die geringste Neigung warf, ohne daß er es wahrnahm, von ihm zu entfernen. Man suchte ihn gegen das Allgemeine in Aufmerksamkeit zu erhalten, dabey aber zu verhüten, daß er sein Herz nicht einzelnen Unterhaltungen öfnete. Er mußte an allen Ergötzungen des Hofes Theil nehmen, — und bald wieder von selben entfernet bleiben; er mußte izt diese Unterhaltung wählen, und bald darauf, aller Unterhaltung entbehren. Man verband aber immer die nützlichsten Bemerkungen mit dieser Strenge; man unterließ nicht, es ihm, — ohne es deutlich merken zu lassen, warum dies alles geschah, — selbst fühlbar zu machen, daß der weise Mann in jedem Orte, in jeder Beschäftigung wahres Vergnügen aufspühren könne. So gelang es, unserm Fürsten starkes Gefühl gegen alles Große und Edle beyzubringen; sein

Herz der Freude des wahren Weisen zu öffnen, ohne daß es auszeichnende Anhänglichkeit gegen einen Gegenstand ins besondre auffaßte, ihn in den Stand zu setzen, in seinen Beschäftigungen selbst, sein Herz aufzuheitern; gegen alles gleichgültig zu seyn, sobald es größern Pflichten entgegen streitet; alles entbehren zu lernen, was nicht reellen Bezug auf seine Bestimmung hat.

Eben so unterhielt man seinen ohnehin schon natürlichen Hang zur Leutseligkeit. Seine Mutter, sein Vater gaben ihm täglich die stärkesten Beyspiele davon. Er wurde angehalten, selbst gegen seine eignen Untergebenen Sanfmuth und Leutseligkeit auszuüben. Er mußte selbst die Neckereyen, denen er auf Befehl seiner Eltern von diesen öfters ausgesetzet war, mit Nachgiebigkeit und verzeihlichem Herzen dulden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir izt an Joseph den allgemeinen sanftmüthigen Menschenfreund erblicken.

Ich könnte Ihnen hier allerley Anekdoten liefern, die hieher einen Bezug haben. Aber ich kann sie entbehren, da die Handlungen des erwachsenen Prinzen glänzend genug sind, um ihn als einen der edelsten Fürsten unsrer und voriger Zeiten zu bewundern.

Zehnter Brief.

Allerdings, Freund, haben Sie Recht, wenn Sie unser Jahrhundert unter jene Epochen bewirkende zählen.

Die Systeme fast aller Wissenschaften sind einer gewaltigen Reforme unterworfen gewesen. Der Philosoph stürmte gegen die Grundsätze seiner Vorgänger loß, bahnte sich einen neuen Weg zu einem neuen System; der Naturkundige, misvergnügt über die Fabeleyen eines Plinius und seiner Nachbeter, betrat eine neue Bahn, und spähte nach Wahrheit; so der Pädagog, so der Politiker, so der Rechtsgelehrte, der Mediciner, der Historiker, selbst auch der Theolog. In allen diesen Wissenschaften herrschen izt Sätze — bis zur Evidenz erwiesene Grundsätze, über welchen man hundert Jahre früher Scheiterhaufen angezündet hätte.

Eben dieser Reformation waren auch die Kabineter unterworfen. Man hat Plane entwerfen sehn, über die man in vorigen Zeiten wie über Feenmährchen gelacht haben würde. Man hat Maitressen aus den Kabinetern verbannt, und Männer dafür hinberufen; man hat Rosenkränze und Reliquien aus Rom nicht mehr — als das non plus ultra zum Lohne der feinen Politik angesehen; — man hat den Beichtvater zum Altar verwiesen, wenn der Fürst im Kabinete arbeitete. Man hat die geringfügigen Gegenstände, nach welchen Europens Fürsten im Kabinete wetteiferten, — hinausgescheucht, und die Politik mit Vernunft und Edelmüthigkeit verbunden; man hat es versucht, mehr mit der Feder zu erobern als mit dem Schwerdte, man hat

 hun-

hunderterley Dinge mehr gethan, die ich nicht weiß, und nicht wissen darf.

Aber so viel weiß jeder, daß mit der Kabinetsreform in allen Ländern auch — das System zum dauerhaften Glücke der Nationen entworfen ward. Es traf sich, daß, so wie unser Jahrhundert in jedem andern Fache glücklicher weise große Genies hervorbrachte, — auch eben dasselbe die Höfe aller größern Mächte in Europa mit würdigen und einsichtsvollen Ministern versah. So viele Männer, — die nach geläuterten Grundsätzen arbeiteten, mußten stuffenweise Aufklärung bald unter alle — Nationen verbreiten. —

Diese große Hauptepoche sehen wir vorzüglich in unsern Staaten seit dem Tode Franz I. nach und nach werden. Sie vergeben mir, ich weiß es, wenn ich von den einzelnen Handlungen unsers Monarchen vor seiner Regierung schweige. Sie sind jedermann bekannt, und würden mir die Zeit rauben, von seiner Regierung weitläuftiger zu reden. —

Also — nachdem ich Ihnen die Bruchstücke von Josephs Karakter voraus geschicket habe, — zu seiner Regierung.

Das, was bey Auswärtigen unserm Kaiser die größte Aufmerksamkeit zuzog, war der Krieg, der Rom und seiner Klerisey angekündiget ward. Joseph hatte durch eine sechszehnjährige Erfahrung Gelegenheit genug,

nung, den Einfluß, den Papst und Bettelmönch in katholischen Staaten hat, kennen zu lernen; einsehn zu lernen, daß der Staat, der die Misbräuche und schädlichen Vorrechte beyder nicht in seine Gränzen zurück weiset, — ewig nicht von geheimen Uebeln gereiniget werde, die um so gefährlicher sind, da sie die Religion zum Deckmantel hatten, und sich von Rom in die Beichtstühle, und aus diesen in die Herzen der Bürger ausbreiteten.

Es war daher billig, daß er Kirchenzucht, und wahre Religion, — von Kirchenpolitik und Religionsschnörkel zu sondern suchte.

Er gieng mit raschen Schritten zu Werke. Ein Beweiß, daß sein Plan lange vor seiner Regierung von ihm schon entworfen, durchdacht und festgesetzet war.

Sie werden das frohe, Beyfall verkündigende Zujauchzen österreichischer Patrioten gehört haben, aber auch gehört haben, mit welchen scheinheiligen Augenverdrehungen Mönch und Dummkopf unsrer Länder darüber seufzten. Es ist billig, daß ich unsern Kaiser Schritt vor Schritt in seinem Werke verfolge.

Unter den Haupthindernissen, welche der Aufklärung unsrer Völker entgegen gesetzet waren, stand die Tyranney der Censur. Sie war die eigentliche Inquisition unsrer Staaten, — ihr fehlte nichts als — Gefängnisse, Folter und Scheiterhaufen. Dem Menschen-

freunde blutete das Herz, wenn er sah, daß die aufblühendeste Köpfe oft schnell durch die Ruthe des Censors von ihrer Bahne zurückgescheucht wurden. Selbst der Censor erkannte die Härte und den Unfug, zu dem er besoldet war, — allein er **mußte**.

Es übersteigt fast alle Vorstellung der gesunden Vernunft, wie weit es heuchlerische, eben so dumme als scheinheilige Herren und Damen — denn alles half zu allem mit, wenns zur Unterdrückung der guten Sache abzweckte, — zu bringen im Stande waren. Es durfte nur vom schönen Busen des Mädchens die Rede seyn, nur vom unnützen Derwischfett gesprochen werden, — und das Anathema ward wider den armen Autor und sein Buch gesprochen. Und warum? Um das Volk nicht zu verführen. Aber eben diese Damen scheuten sich doch nicht, ihren Busen wirklich zur Schau auszulegen, die Herren, den Busen dieser Damen schön zu finden, — ohne zu befürchten, daß durch ihre Galanterie ungleich mehr Verderbtheit der Sitten unter das Volk verbreitet würde, als — durch hundert Pucelle d'Orleans. Ein wunderliches Wirrwarr verdrehter Köpfe. Und diese funden doch Wege, durch die unzählbaren Hofkanäle — sich bis zum Throne der Monarchin zu schleichen, und ihr Herz durch scheinheilige Mummerey zu gewinnen! —

Doch

Doch was nützt es uns izt über die Folgen der Strenge der Censur zu schwatzen. Der seichteste Kopf sieht sie selbst ein. Aber nicht jeder sieht es ein, daß alle die Besorgnisse, welche so manche der erweiterten Preßfreyheit und der gemilderten Censur wegen äussern, wahrlich weiter nichts als — Hirngespinste, aus der Luft gegriffen seyn.

Die Religion wird untergraben, die Sitten werden verschlimmert, das sind die gewöhnlichen Seufzer der Bigotterie, so oft von Censurfreyheit gesprochen wird. — Allein ausserdem, daß die Censur ohnehin die gemessensten Vorschriften hat, für beydes zu wachen, — frage ich nur, ob die Religion schon untergraben werde, wenn man mehr schreiben darf, als Litaneyen und Legenden, mehr lesen darf, als Busenbaum, Jesuiteralfanzereyen und Mönchsfabeln? Ob die Religion zu Grunde gehe, wenn man mit den Kenntnissen der übrigen Nationen sich bereichert? Ob sie auf so schwachen Pfeilern gegründet sey, daß das geringste Lüftchen sie schon erschüttern werde, das aus dem Reiche der Vernunft wider Vorurtheil und Schnörkelwerk wehet? — Und die Sitten, — o die Sitten, ein Steckenpferdchen, auf dem sich jeder unsrer Zeloten herumtummelt, aber keinen Begriff von diesem Steckenpferdchen hat. — Wenn Sitten verschlimmern soviel heißt, als — die Leute gehn izt weniger zu Brüderschaftsfeyerlichkeiten,

staffiren die Altäre nicht mehr so reichlich aus; geben dem Armen lieber als dem Meßleser; lassen sich nicht mehr durch Lukaspfenninge und Marienbildchen, die sie verschlucken, kuriren, wollen weniger von der Milch der Muttergottes mehr trinken, wollen sich die Kröpfe nicht mehr so allgemein durch Blasiikerzen vertreiben lassen, wollen nicht mehr glauben, daß schwarze oder braune Kutten schon das Futteral lebendiger Heiligen sind, — und solche ähnliche Sachen mehr, — wenn dies Sitten verschlimmern heißt, so gebe ich zu, daß diese Verderbtheit der Sitten in einer sehr kurzen Zeit ausserordentlich zugenommen hat; aber ich — und jeder Biedermann wünschten uns diese abscheuliche Sitten schon lange. Wollen auch fleißig arbeiten, daß unsre Sitten von dieser Seite, so Gott will, noch schlimmer werden.

Ueberdies möcht' ich die Herren, die wider die Censur eifern, ganz ergebenst bitten, mir doch zu sagen, woher ihre und unsre wirklich oft bis zum Greuel verderbte Sitten in den Zeiten entsprangen, wo die Censur noch in allen ihren — verderbenden, fürchterlichen Rechten da stand. Wir hatten Spitzbuben, Meuchelmörder, Betrüger, falsche Wechselschmiede und Spieler, Ehebrecher, Mädchenräuber, Religionsläugner, Gotteslästerer so gut, und so viele, wie jedes andre Land, wo gar keine Censur besteht. Koketterie und Ausschweiffung herrschte bey uns so gut, wie in diesen Ländern; und ich

habe

habe es erlebt, daß sich die Herren Eiferer mehr betrübten, als die Mädchen auf dem Spittelberg verboten wurden, als über den Verbot der besten Bücher. — Man kennt euch Herren! —

Danken wir vielmehr unserm Fürsten, daß er die Fesseln zertrümmerte, die uns dem Drucke und dem Eigendünkel mancher lautschreyender Narren aussetzten, die mit Feuer und Stahl wider den Flug des Geistes und der gesunden Vernunft kämpften; die uns zwangen, im ewigen Kreise der Finsterniß herumzutaumeln; und Pech auf unsern Weg hingossen, damit wir ja nicht vom Flecke könnten. Der Monarch erhält durch diese Verfügung aufgeklärte Nationen, die im Stande sind, das Gute, was er ihnen geleistet, und noch leisten wird, mit dankbarem Herzen zu erkennen. Er legte einen großen Beweiß ab, daß er über eben so freye Geister als freye Herzen herrschen wolle.

Eilfter Brief.

Die Folgen der Censurfreyheit waren über alle Erwartung sichtbar. Alle Autorsfedern purgirten. — Eine Heerde klügelnder Aerzte fiel über unser Publikum her, und schrieb ihm für 7, 10, 17 Kreutzer Recepte, die wenigstens das Verdienst hatten, feine — — schwitsche abzugeben.

Aber

Aber so geringfügig auch die Produkte unsrer litterarischen Quacksalber waren, so hatten sie doch ihren Nutzen. Durch schnurrige Titel und Titelvignetten ward der gemeine Mann zum Ankauf gelockt; — dieser wollte sein Geld nicht umsonst hingegeben haben, und las. So wurd durch diese Kindereyen — als Stubenmädchenprozesse, — Kasperlbalgereyen, — und dergleichen, — die Lust zum Lesen selbst unter dem Pöbel ausgebreitet. Der dicke Bürger lachte seinen Bauch voll, je schnakischer das Ding war. Und da in jeder dieser Brochüren der Leser wenigstens auf einige Vorurtheile, Misbräuche, Thorheiten und Gebrechen aufmerksam gemacht wurde, da doch in jeder ein oder zween gute Gedanken waren, so sieht man, daß diese Skribler wirklich eben so viel zur Aufklärung des gemeinen Mannes beytrugen, als unsre großen Gelehrten zur Aufklärung des gebildeteren Theils. Von dieser Seite habe ich daher die größte Ehrfurcht vor alle Buden, worinn unsre Herren ihren Verstand Stück für Stück für 10 Kreutzer auslegen.

Wenn Sie überdies bedenken, daß die Sammlung dieser zehn Kreutzerstücke beynahe schon auf 300 Gulden kommt, so können Sie auch leicht überdenken, daß man fast keinen Gegenstand vergessen hat, über den nicht geschriebelt worden wäre. Selbst der Erzknopf der Metropolitankirche Seiner Eminenz des Herrn Kardinal

und

und Erzbischoffs — mußte sein Schärflein darzu legen! —

Daß unter dem unübersehbaren Wuste wirklich viele gute Borchüren enthalten sind, werden Sie sich wohl von selbst vorstellen. Eibel, Sonnenfels, Heinke, Benzur, Curalt, Lauber, Gmeiner, Watteroth, Effinger, Grossinger, Blumauer, Alxinger, Trenk, Retzer, und einige von der mittlern Klasse, unter denen ich den Kompilator und Athleten Rautenstrauch voran setze, — haben gute Stücke geliefert, die allenthalben mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden.

Der schnelle und große Ausbruch unsrer Autoren, führt mich hier von selbst auf eine Frage, die ich nicht unterdrücken kann. Kamen diese Leute erst nach der erweiterten Preßfreyheit ins Land, oder waren sie schon vorher da? — Ich müßte keinen Kopf haben, wenn ich das erstere behaupten wollte. — Also, sie waren schon da! — Und sie mußten schweigen, durften nicht laut sagen, was sie dachten! — Ey, ey! — Nochmehr! So geringfügig auch das meiste ist, was sie lieferten, so zeigt doch alles von einem Geiste, der nach Wahrheit und Aufklärung strebt. Nur der Druck unter dem sie lebten, machte sie unfähig, ungleich mehr zu leisten, als sie thaten. Es war also die alte strenge Einrichtung die Ursache, daß diese Köpfe unter dem Mittelmäßigen blieben. Der Staat verlor also durch sie so

viele

viele tüchtige, brauchbare Männer, die sie alle hätten werden können, wenn diese Freyheit lange schon eingeführet worden wäre. — Wer sieht den Schaden nicht ein, den die alte Censur unserm Lande leistete? Verantwortung sey über den Köpfen derer, die durch Sykophantenstreiche und Sophisterey die gute menschenfreundliche Monarchin beschlichen, das durch die Strenge der Censur an der Aufklärung ihrer Völker wieder zu zerstöhren, was sie auf der andern Seite durch die großmüthigste Unterstützung den Wissenschaften geleistet hatte. —

Was für Begriffe sich selbst einige Große, von denen man sich doch eine richtigere Beurtheilungskraft in diesem Fache versprechen sollte, von der Censurfreyheit gemacht haben, können Sie, mein Bester, aus folgender Anekdote wahrnehmen.

Raynal ist eins der neuesten Opfer der Intoleranz seines Vaterlandes. Seine Histoire philosophique zog ihm mit der zweyten vermehrten Auflage derselben auch die Inquisition des Parlements oder — ich wills lieber zur Ehre Frankreichs glauben, — einiger seiner Feinde im Parlemente auf den Hals. Herr von Seguier scheint es sich zum Verdienst anzurechnen, wider einen Greis zu Felde zu ziehen, der ihn an Einsicht und Beurtheilungskraft weit übertraf. Er rechnet ihm unter andern Verbrechen auch dieses an, daß er seinen Nä-

men vor das Werk habe setzen lassen, da doch die andern gefährlichen Schriftsteller so behutsam waren, die ihrigen zu verkappen. Weil er sich also selbst darzu bekennt, und nicht davon gelaufen ist, so bittet Seguier: sich seiner sogleich zu bemächtigen, um sowohl an ihm, als an allen denen, die zur Ausgabe dieses — Werkes beygetragen haben, ein Beyspiel der Schärfe zu zeigen.

Nur ein Mann wie Seguier kann diese Albernheit fordern; und nur offenbare Feinde Raynals können das Parlement zu diesem Schluß überlisten. — Da dieser Greis sich selbst, und öffentlich zu seinem Werke bekannte, da er in Paris blieb, — was muß der menschenfreundliche Richter, der kein Chicanenkrämer ist, von seinem Buche denken? Muß ihm nicht das Gefühl sagen: Raynal muß wirklich so gedacht haben, wie er schrieb, muß überzeugt gewesen seyn von dem, was er vortrug, muß geglaubt haben, er schreibe die Wahrheit. Würde er sonst nicht im gegenseitigen Falle sich verborgen gehalten, und im Voraus entflohen seyn? Hat Raynal Irthümer behauptet, so behauptete er sie, weil er keines bessern überzeugt war. Zu was nüzt also das Zetergeschrey des Pigmäen Seguier? Er hätte wider den Kopf, nicht wider das Herz des Raynal zu Felde ziehen sollen; er hätte ihn zu belehren, nicht zu verfolgen anrathen sollen. Kann das Buch des Verfassers

nicht

nicht verdammt werden, ohne daß der unglückliche Verfasser mit auf den Scheiterhaufen gelegt wird.

Indeß drang der Vielschreyer Seguier durch, Raynals Histoire ward verbrannt, er selbst aber zum Verhaft kondemnirt, um im Arreste über sein Buch Rechenschaft zu geben. Heißt daß nicht, den Beklagten hängen, und wenn er schon am Galgen hängt, erst seinen Prozeß formiren?

Raynal flüchtete sich noch zu rechter Zeit, und rettete sich dadurch vielleicht von einer ewigen Gefangenschaft. — Der Kaiser besuchte ihn in Brüssel selbst, und unterhielt sich — nach seinem angebohrnen Karakter — sehr leutselig mit ihm. Die Censur, davon benachrichtiget, glaubte in Wien nunmehr Raynals Histoire erlauben zu dürfen, und — erlaubt sie. — Gott, was für ein Greuel war dies in den Augen so mancher Eiferer. Aufmerksam auf die kleinsten Verfügungen der Censur lauerten diese Herren Tag und Nacht auf Gelegenheit, irgend etwas aufzuspühren, wodurch sie die Freyheit der Censoren begränzen könnten. Hier fanden sie eine. — Sie ließen sich die Rede des Schwäzers Seguier aus Paris kommen, ließen sie ins deutsche übersetzen, ließen sie drucken, und ohnentgeldlich in beyden Sprachen unsern Zeitungen beylegen. Sie hofften nichts weniger, als daß man den Schwefelregen von Sodom und Gomorra über die Censur werde

fallen

fallen lassen, weil sie ein Buch erlaubte, das in Paris — verbrannt ward. — Die Herren betrogen sich. — Indeß gieng die gemeine Sage in der Stadt, daß Seine Eminenz der Herr Kardinal und Erzbischoff zu Wien der wohlthätige Menschenfreund selbst gewesen wären, der sich diese unnöthigen Unkosten und Mühe gemacht haben sollte, um den Wienern zu sagen, daß Raynals Buch ein Buch sey, das Verfolgungsgeist und einseitiges Staatsinteresse in Frankreich dem Henker in die Hände lieferten. —

Wenn die Herren Eifrer doch nur die Ueberlegung machten, daß oft in einem Lande bey aller Preßfreyheit ein Buch aus ganz verdeckten Staatsursachen unterdrückt werden müsse, — welches in allen übrigen gleichgültig angesehen wird. So verbot Clemens der XIII. den 14ten Junii 1761 die Exposition de la doctrine chrétienne durch ein eigenes Dekret, das noch bis diese Stunde in Frankreich allgemein gelesen wird. Von der Congregation des Index zu Rom wurden den 8ten May 1761 die Andachtsübungen zu dem Leiden Christi des Herrn, so wie die Abhandlung von Verbrechen und Strafen, nebst angehängten Lehrsätzen aus der Polizeywissenschaft, welche Joseph Edler von Montag den 5ten Julii 1767 zu Prag vertheidigte, den 19ten Julii 1768 unter die verbothenen gesetzt; und das Ketzergericht verdammte den 26sten

März 1767 das Buch; Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und dem Papste, was des Papstes ist; und den 26sten Junii 1767 Lochsteins Gründe sowohl für als wider die geistliche Immunität in zeitlichen Dingen, nebst unzähligen andern. Demohngeachtet ließ man diese — wie viele andre Schriften in Ländern, wo die Privatursachen den Staat zum Verbot nicht zwangen, — ungehindert von Hand zu Hand frey passiren. Hat man das gegen Rom gethan, — warum soll ein Pariser Sykophant mehr Eindruck auf uns machen, — und wenn zehn Prozesse uns als Beylagen gratis zu den Zeitungen darüber geliefert würden. —

Allein freylich darf mans den Herrn nicht übel nehmen, wenn sie wünschen, diese schöne Anstalten der ausgedehntern Censurfreyheit in ihrem ersten Entstehen zu ersticken. Da der Monarch sich selbst von der Kritik nicht ausschloß, so fürchteten sich so manche a la Papa und Washingtonhüte, und enzen von mancherley Dignitäten, daß der Zoilus auch über sie herfahren, und ihnen im Angesichte der Welt Wahrheiten sagen möchte, für die sie vormals dem Freunde, der sie zu sagen gewagt haben würde, Versorgung im Zuchthause angewiesen hätten.

Zwölfter Brief.

Bevor ich, mein Bester, weiter in den Anstalten unsers Monarchen vorrücke, so erlauben Sie mir einige flüchtige Blicke auf die Geschichte der Päpste zu werfen. Ohne diese scheinen die Schritte des Fürsten gewagt, und Eingriffe ins Heiligthum zu seyn. Also zuerst über den Anwuchs der päpstlichen Macht, — dann über das Entstehn der ultramontanischen Kanzeleyregeln — etwas weniges, und so zur Geschichte unsers Josephs zurück.

Bis auf Konstantins Zeiten war das Ansehn der Bischöffe von Rom ohne alle zeitliche Gewalt, blos geistlich. Dieser Kaiser legte, durch die Annahme der Taufe und durch die Verpflanzung seiner Residenz von Rom nach Konstantinopel, den ersten Grund zu ihrem künftigen Ansehn. Er setzte sie den ersten seiner Minister an die Seite, und überhäufte sie mit Reichthümern und Ehre, wovon sie vorher nichts wußten. Sie waren freylich nur Kreaturen von ihm, wie alle andre Bischöffe; allein die folgenden Bischöffe von Rom wußten sich die oft wiederholten Einfälle der Feinde in Italien geschickt zu Nutze zu machen. — Sie schüttelten von Jahr zu Jahr Treue und Gehorsam gegen ihre Oberhäupter, die Kaiser, immer mehr und mehr ab, und sie verstunden schon damals die Kunst, die Religion zu ihrem

rem Brustschilde zu wählen, damit sie das Auge des gemeinen Mannes über ihre Meutereyen blenden konnten.

Der Bilderstürmer Leo, von Bezerus aufgehetzt, verbot die Verehrung der Bilder. Ohngeachtet des Widerstandes des Patriarchen zu Konstantinopel — German, drang Leo mit seinem Projecte doch durch. Papst Gregor II. bewieß bey dieser Gelegenheit, wie wenig die Befehle des Kaisers in Italien mehr gälten. Es ist wahr, der Kaiser war ein Sektirer, und der Papst that wohl daran, daß er sich dieser eigenmächtigen Neuerung widersetzte. Aber die Art, der Troz, mit dem Gregor II. den Befehl des Kaisers über diesen Punkt verwarf, ließ es vermuthen, daß er wußte, wie sehr er sich auf das schon in Italien erlangte Ansehn, und seine eigne Macht verlassen könne. Er sezte den Drohungen des über seine Weigerung aufgebrachten Kaisers Gegendrohungen entgegen: Ich darf mich nur 24 Stunden weit von Rom entfernen, so befinde ich mich schon ausser den Gränzen Eurer Staaten. Es wäre zwar rühmlich für die Wahrheit sein Leben aufzuopfern, allein ich finde mich bey diesen Umständen verbunden, dasselbe zum Besten der Abendländischen Katholiken zu erhalten, welche bereit sind, den im Orient den Bildern angethanenen Schimpf mit dem Schwerdt zu rächen. So schrieb Gregor seinem Kaiser zurück. Er schickte

sogar

sogar seine Emissarien aus, welche das Volk ermahnen mußten, diesem ketzerischen Fürsten keinen Tribut mehr abzuliefern, damit er dadurch ausser Stand gesetzet würde, seine Irrthümer mit den Waffen in der Hand zu unterstützen. Das Volk ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, den Tribut zu verweigern; und die kaiserlichen Legionen, da sie deshalb keinen Sold mehr erhielten, schlugen sich zum Papst, der Ansehn und Reichthümer genug besaß, sie zu unterhalten, neue Mauern um Rom aufzuführen, und die Festungswerke fast aller Städte Italiens verbessern zu lassen.

Wenn man nun diesen unternehmenden Papst aber auf der andern Seite auch zugleich das Volk zur Ruhe, zum Gehorsam ermahnen hört, so kann man sich leicht vorstellen, daß er die Kunst, sich — wenn die Sache eine glückliche Wendung nähme, — unabhängig zu machen, vollkommen verstund. Er wußte das Volk so geschickt zum allgemeinen Misvergnügen aufzureitzen, daß er gar nichts befürchten durfte, wenn er auch wirklich das zu den Waffen geeilte Volk wieder zur Ruhe bereden wollte. Allein er starb, und Gregor III. mußte, als er 731 Papst wurd, den Plan seines Vorgängers ausführen.

Dieser, eben so schlau als Gregor II. säumte nicht, alle Umstände zu nützen, die wider das Ansehn des Kaisers abzweckten; um dadurch das seinige desto fester zu

 gründen.



gründen. Die Longobarden mischten sich in den Bilderstreit, und eroberten unter Anführung Luitprands einen großen Theil der kaiserlichen Städte, unter denen selbst Ravenna war.

Ueber diese schnellen Eroberungen aufmerksam gemacht, sah der Papst ein, daß alle Plane zur Vergrößerung seiner eigenen Macht vereitelt oder doch erschweret würden, wenn Luitprand völlig den Meister in Italien spielen sollte. Die Macht eines entfernten Kaisers war ihm zu seinen Absichten vortheilhafter als Luitprand in der Nähe, ob er gleich diesen muthigen Krieger Anfangs gern sah, weil jeder Zwist, der auf seines Herrn, des Kaisers, Grund und Boden angezettelt ward, ihm immer neue Gelegenheiten darbot, sich unabhängiger zu machen.

Luitprand rückte wirklich vor die Mauern Roms, nachdem er auf Anstiften des Papsts, welcher den Ursin, Herzog von Venedig, dahin bewog, sich mit den griechischen Truppen des kaiserlichen Exarchen zu verbinden, aus Ravenna wieder getrieben worden. Luitprand, der es erfuhr, durch wessen Betrieb diese schnelle Vereinigung der Venetianer und Griechen zu Stande gebracht worden, suchte sich an dem Urheber derselben — dem Papst zu rächen. Er belagerte also Rom. —

In

In der Angst schrieb Gregor an Karl Martel, und bat ihn mit seiner Armee den Römern zu Hülfe zu eilen. Er trug ihm zur Belohnung das römische Patriciat nebst der Würde eines Konsuls an. Man sieht aus diesem frechen Unternehmen, daß der Papst sich nicht scheute, offenbare Eingriffe in die Rechte seines Fürsten zu thun. Die Verwaltung, und die Würde eines Konsuls hing lediglich vom Kaiser ab, welcher noch Herr von Rom war. Wie konnte sie der Unterthan, — und das war doch der Papst noch, — an einen fremden Fürsten übertragen? Aber der Kaiser war nicht zugegen, sein Ansehen war schon durch die immerwährenden Einfälle, welche die Päpste so geschickt zu ihrem Vortheil zu lenken und anzuzetteln wußten, sehr geschwächt, Gregor III. selbst aber in einem Ansehn beym Volke, daß das Ansehn des Exarchen zu Rom schon weit überstieg; — er konnte und durfte daher diesen rebellischen Schritt wagen.

Poßirlich aber ist es, was für triftige Gründe Gregor III. in seinem Schreiben an Karl Marteln vorlegte. Es ist zwar der heilige Peter, schrieb er, mächtig genug, sein Eigenthum selbst zu schützen, und sich an seinen Feinden den Longobarden zu rächen, allein dieser große Heilige liebt vorzüglich die Zuneigung und den Eifer seiner Kinder auf die Probe zu stellen. Am Ende des Briefes beschwor

er Marteln: seine Ohren ja nicht vor seiner Bitte zu verschließen, wenn er nicht wolle, daß der heilige Peter ihm einstens die Pforten des Himmels ebenfalls verschließen solle. So mengte der Papst alles, was er auffinden konnte, durch einander. Er nannte Rom **Peters Eigenthum**, und war albern genug zu glauben, daß Peter einem Fürsten den Himmel verschließen könne, der nicht bereitwillig genug wäre, sein Volk den räuberischen Absichten Gregors aufzuopfern.

Indeß brachte Martel es dahin, daß Luitprand wenigstens die Belagerung von Rom aufhob, und sich nach Pavia zurückzog.

Karl Martel, Kaiser Leo, und der Papst Gregor III. starben bald nach einander im Jahre 741.

Karl Martel hinterließ drey Söhne, unter welche er die französische Monarchie theilte. Pipin war bald der einzige, der die ganze Monarchie an sich brachte, denn Karlomann zog freywillig die Kutte an, und der unruhige Griffon ward gezwungen sich nach Bayern zu flüchten. Pipin, der zwar die Macht, aber des noch lebenden Kronerben Childeric III. wegen, nicht den Titel eines Königs besaß, schickte Abgeordnete an den Papst Zacharias, den Nachfolger Gregors III., um zu entscheiden, ob Pipin oder Childeric des königlichen Titels würdiger sey. Es war damals Sitte, den

Papst

Papst in wichtigen Angelegenheiten um Rath zu fragen, weil man ihn für den geschicktesten Kasuisten der Christenheit ansah.

Zacharias, welcher wohl wußte, daß er von Pipin ungleich mehr zu fürchten oder zu hoffen habe, als von Childeric, entschied zum Vortheil Pipins; dieser, um seiner Usurpation einigen Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, war also der erste Fürst, der sich durch geistliche Hände krönen ließ. Er bedachte nicht, daß durch diesen Vorfall einst die Päpste das Recht erlangt zu haben glauben würden, Könige und Kaiser wählen zu dürfen.

Zacharias fand überdies bald noch eine andre Gelegenheit seine Macht zu vergrößern. Luitprand griff von neuem zu den Waffen. Der Papst fürchtete diesen Krieger, und entschloß sich, selbst zu ihm zu gehn, und um Frieden zu bitten. Es gelang ihm, und er erhielt dadurch einen doppelten Vortheil. Einmal gewann er das Ansehn, sich für das Beste seines Monarchen interessirt zu haben, auf der andern Seite beförderte er aber auch sein eignes Interesse, ob wohl auf Unkosten seines Kaisers; denn er erhielt die vier kaiserlichen Städte, welche Luitprand erobert hatte, zum Geschenk für die Kirche. Zacharias starb bald darauf im Jahre 752. Auch folgte ihm Luitprand bald nach. —

Aistulph, den die Longobarden, misvergnügt über den Nachfolger Luitprands — Hildebranden, —

den, — zum Könige wählten, überfiel nun abermals Ravenna, nahm es ein, und setzte seine Eroberungen unaufhaltsam fort. Stephan der II. damaliger Papst berichtete diesen Ueberfall freylich nach Konstantinopel, und bat um Hülfe beym Kaiser. Aistulph forderte aber unterdessen Rom auf, und drang bis ins römische Gebiet. Hier steckte er alles in Brand, selbst die Güter des Papstes, welche man damals schon die Gerichtsbarkeit des heiligen Peters hieß.

Da keine Hülfe aus dem Orient kam, indem der Kaiser alle Hände voll mit den Sarazenen und Bulgaren zu thun hatte, entschloß sich der Papst, seine Zuflucht zu Pipin zu nehmen. Das Volk wollte zwar diesen Schritt ohne Einwilligung ihres Monarchen nicht billigen, allein Stephan II. fand Mittel, die Römer durch öffentliche Prozeßionen und Predigten, die er hielt, zu gewinnen. Es wurden Abgesandte nach Frankreich geschickt, welche versichern mußten, daß alle diejenigen, welche die Waffen wider die Longobarden ergreiffen würden, durch die Vorbitte des heiligen Peters, dessen Eigenthum sie schützten, vollkommene Vergebung aller ihrer Sünden zu hoffen hätten.

Daß doch die Päpste den heiligen Peter mit seinem Eigenthume immer als ihr Steckenpferdchen bestiegen, um sich aus den Gefahren zu retten!

Dieser

Dieser verheißne Ablas machte Eindruck auf die Herzen der Großen. Pipin schickte also Abgesandte an Aistulph, ihn um Waffenstillstand zu ersuchen, und zu bereden, mit dem Papst in Pavia sich zu einem gütlichen Vergleich zu verstehn. Aistulph bewilligte zwar diese Zusammenkunft; da man aber darauf bestand, das ganze Exarchat wieder zurück zu geben, so zerschlug sich diese Unterhandlung, und der Papst war froh, daß er, wiewohl erst nach einiger Widersetzlichkeit des Aistulph, die Erlaubniß erhielt, mit den französischen Abgesandten zu Pipin reisen zu dürfen.

Pipin empfing den reisenden Papst mit aller Feyerlichkeit. Stephan II., welcher die Absicht hatte, Pipin und das Reich ganz zu seinem Vortheil zu gewinnen, erschien in der lächerlichsten Maske. In einen Bußsack gekleidet, auf den Knieen vor dem Throne des Königs, flehte er so lang um Beystand, bis man ihm solchen ernstlich versprach.

Pipin, der sich gern der erblichen Thronfolge für seinen Stamm versichern wollte, glaubte hier die schicklichste Gelegenheit zu haben, diesen Plan durch den Papst auszuführen. Stephan und Pipin verbanden sich in so weit mit einander, daß der Papst Pipins Söhne als Thronfolger krönen, — Pipin aber die Longobarden aus dem kaiserlichen Gebiete vertreiben sollte. Der Papst gieng noch weiter. Er sah, daß die

Kaiser

Kaiser im Orient, von innerlichen Unruhen abgehalten, ausser Stand waren, ihre Herrschaft im Occident aufrecht zu erhalten. Er glaubte daher eher ein Recht auf die Staaten seines Monarchen zu haben, ohngeachtet er nichts als Unterthan desselben war, — als zuzugeben, daß sie den Longobarden zu Theil würden. Er errichtete daher mit Pipin den Vertrag, daß, wenn dieser das Exarchat den Longobarden wieder abgenommen haben würde, Pipin solches dem Papst als Eigenthum überlassen sollte.

Es fehlte freylich nicht an künstlichen Religionsspecktakeln, die Stephan II. nach dem Geschmacke der Franzosen öffentlich hielt. Der Papst krönte den Pipin aufs neue, so auch seine Gemahlin und seine zween Söhne, an eben dem Tage, an welchem er den Altar in der Abtey St. Denis einweihte. Er hatte durch seine Frömmigkeitsmine schon so viel Ehrfurcht unter den Franzosen erlangt, daß er es wagen durfte, alle Franzosen zu excommuniciren, welche etwan nach Pipins Tode die Krone auf einen andern als Pipins Stamm übertragen wollten. Eine sonderbare Vermessenheit! — Stephan war also der erste, der königliche Kronen austheilte — und wo? — in einem fremden Lande, wo er weniger zu befehlen hatte als jeder Minister des Hofes. —

Indeß wurden die Stände, welche Pipin zu Quercy versammeln ließ, einig, Aistulphen mit Krieg zu überziehen. Der Papst, der diesen Krieg gern sah, und

seinen

seinen Vortheil davon hoffen konnte, — konnte aber doch nicht des glücklichen Erfolges versichert seyn. Er überredete Pipinen daher, daß er noch drey Gesandtschaften an Aistulphen des Friedens und der Rückgabe des Exarchats wegen abschickte, um sich, falls Pipin nicht glücklich wäre, wenigstens bey seinem Hofe das Verdienst zu erwerben, daß er alles für des Reiches Wohlfahrt gethan habe.

Aistulph blieb unbeweglich. Nun rückte endlich Pipin mit seiner Armee an, überwand alles, was sich ihm entgegen setzte, und griff Pavia an. Der Papst, weil er befürchtete, Pipins Glück möchte am Ende, ohngeachtet aller Versicherungen, ihn doch verleiten sein Versprechen nicht zu halten, suchte sich damit zu sichern, daß er sich zum Mittler aufwarf, und es unter dem Vorwand, das Christenblut zu schonen, dahin brachte, daß Aistulph das Exarchat dem Pipin, die sogenannte Gerichtsbarkeit des heiligen Peters aber dem Papste abtrat. Vierzig Longobardische Geiseln wurden dem Pipin zur Versicherung dieses Vergleiches überliefert. — Der Papst kehrte nach diesem Geschäfte nach Rom, Pipin aber nach Frankreich zurück.

Aistulph konnte diesen ihm abgezwungenen Traktat nicht verschmerzen. Noch eh er dem Papste seine bedungenen Plätze räumte, sammelte er mitten im Winter seine Völker aufs neue, rückte vor Rom, forderte

den

den Papst von den Bürgern, und drohte alles zu verwüsten, wenn sie sich dieser Auslieferung widersetzen würden. Der Papst hatte aber schon ein zu großes Ansehn erlangt; — die Bürger schlugen diese Auslieferung ab, und wehrten sich drey ganzer Monate mit der größten Standhaftigkeit. Der Papst schrieb Briefe über Briefe an Pipin, — und da demohngeachtet keine Hülfe kam, log er in der Eil ein canonisches Sendschreiben zusammen, als wenn es der heilige Peter selbst an Pipin und die Großen des Reichs abschickte. „Petrus von Jesu Christo, dem Sohn des lebendigen Gottes zum Apostelamt berufen. Ich beschwöre euch, eure Truppen zur Hülfe der römischen Kirche so geschwind als möglich vorrücken zu lassen. Gestattet nicht, daß meine Stadt Rom und mein Volk der Plünderung der Longobarden ausgesetzet werde, wenn ihr anders eure Seelen selig machen, und eure Leiber von dem ewigen Feuer befreyen wollt. Wenn ihr mir sogleich Folge leistet, so werdet ihr über alle eure Feinde siegen, ihr werdet lang leben, ihr werdet die Früchte der Erde genießen, und sodann zum ewigen Leben eingehen. Widrigenfalls erkläre ich euch im Namen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, und durch die Gewalt meines Apostelamts, daß ihr an dem Himmelreich keinen Antheil haben werdet.“

So

So hoch war die Unverschämtheit der Päpste schon gestiegen, daß sie solchen Unsinn schreiben durften; — aber so viel Unverstand herrschte auch damals noch, daß man solchem Unsinne glaubte. Pipin, um nicht verdammt zu werden, tanzte nach der Pfeiffe des Papstes. Er drang aufs neue in Italien ein, befreyte Rom, und zwang Aistulphen, der nach erlittner Niederlage sich in Pavia einschloß, durch eine harte Belagerung, alle Bedingungen, die er ihm vorlegte, einzugehn. Zwey und zwanzig Pläze des Exarchats und Pentapolis wurden Pipin eingehändiget, welche dieser der Kirche zueignete, und sich nichts als die Oberherrlichkeit der Krone Frankreich, ohngeachtet aller Protestation der kaiserlichen Gesandten, darüber vorbehielt. Aistulph starb bald nach diesem schimpflichen Frieden.

So misbrauchte Stephan II. sowohl die Religion, als die Politik zu seinem Privatinteresse. Es ist hier der Ort nicht, alle die Schleichwege aufzudecken, welche er, und seine zween Vorfahren die Gregore, anwandten, sich dem kaiserlichen Gehorsam zu entreissen. Ihr Meineid, und ihre Meuterey — die man an jedem andern Höflinge mit dem Rade würde bestraft haben, ist offenbar. —

Nach dem Tode Aistulphs trachtete Desider nach der Krone. Die Longobardischen Großen des Reichs aber beredeten den Rachis, der sich zu Monte Cassino

in ein Kloster geflüchtet hatte, die Krone anzunehmen. Desider wandte sich an den Papst, und versprach ihm, alle Plätze des Exarchats, welche die Longobarden noch zurück behalten hätten, auszuliefern, wenn er ihm wider seinen Nebenbuhler den Rachis behülflich wäre. Der Papst jagte Rachis in sein Kloster wieder zurück, und Desider erhielt die Krone; aber der Papst nicht seine Städte. Paul, damaliger Papst, nahm mit eben den Ausdrücken wie sein Vorfahrer zu Pipin seine Zuflucht. Ohngeachtet er aber des Himmelreiches Fülle denen versprach, die wider Desiderium zu Felde zögen, und alle, die es unterließen, dem Teufel überlieferte, so blieb Pipin izt dennoch unthätig, und ließ den Papst mit dem Teufel drohen und dem Himmel locken, so viel er wollte, ohne sich zu regen. Pipin hatte seine Absichten erreichet. Er bedurfte der römischen Kabalen nicht mehr. Auch starb dieser Prinz bald darauf, und hinterließ die französische Monarchie seinen Söhnen, Karl und Karloman, unter denen sich das Staatssystem zwischen Frankreich und den Longobarden ganz umänderte. Die Mutter dieser zween Prinzen suchte durch eine wechselseitige Verbindung, die alte Freundschaft, welche unter Karl Marteln und Luitprand geherrschet hatte, wieder herzustellen. Der Papst Stephan III., welcher Paul I. nachfolgte, widersetzte sich dieser Verbindung aus allen Kräften, weil er einsah, daß er seine unumschränkte Gewalt

nur

nur durch die Zwistigkeiten der Fürsten selbst aufrecht erhalten konnte. Auch er mischte den heiligen Peter mit ins Spiel, und drohte mit Bann und Verdammung. — Unterdessen wußte Desider, der eben so viele Kunstgriffe besaß als der Papst, sein Geschrey fruchtlos zu machen. Der Papst starb, ohne zu seinem Zweck zu gelangen. Hadrian folgte ihm nach. Diesem bot das Ohngefähr eine Gelegenheit an, die Longobarden ins Verderben zu stürzen. Karl der Große erhielt durch den Tod seines Bruders die ganze französische Monarchie. Desider und Karl entzweyten sich bald, da Karl die Tochter des Desiders wegen ihrer Unfruchtbarkeit verstieß. Karl, aufgehetzt durch Hadrian, der ihn izt wieder bat, die vom Aistulph zurückbehaltenen Plätze des Exarchats der Kirche zu verschaffen, überzog die Longobarden mit Krieg. Nach verschiedenen glücklich überwundenen Hindernissen gelang es Karln den Desider in Pavia — wie seinen Sohn Adalgisus mit Karlomans Wittwe und Kindern in Verona einzuschließen. Adalgisus floh nach Konstantinopel, und Verona ergab sich an Karl. Dieser besuchte während der fortdaurenden Belagerung zu Pavia den Papst. Endlich mußte sich Desider mit seiner Frau und Kindern an Karln ergeben. Die Herzoge und Großen unterwarfen sich ebenfalls diesem Erobrer, und so ward Karl als König dieser Nation öffentlich gekrönt.

krönt. Der Papst erhielt zwar noch die Plätze, um welche man sich so lange gezanket hatte — allein **Karl** sorgte dafür, daß die Päpste, ohngeachtet er ihre Macht und ihre Gewalt vergrößerte, keinen Misbrauch davon machen konnten. Die **Römer** stunden ganz unter der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten des **Karls**, welche die Urtheile der Päpste über ihre Unterthanen untersuchten und verbesserten. Selbst die Päpste unterwarfen sich **Karls** Richteraussprüche. Der Reinigungseid, welchen er dem Papst **Leo III.** in **Rom** wider seine Ankläger auflegte, beweiset, daß er weit davon entfernet war, den Pabst für unabhängig zu erklären. **Karl** ward wegen seiner Macht und Gerechtigkeitsliebe allgemein geliebt und gefürchtet. Die **Römer** ernannten ihn einmüthig zum **Kaiser** von **Occident**. Allein, kaum war er todt, so fingen auch die Päpste wieder an, neue Kabalen zu spielen, um sich ganz aller Oberherrschaft, der sie unterworfen waren, zu entziehen.

Aus diesem flüchtigen, nur obenhin entworfenen Auszuge der päpstlichen Geschichte dieser Zeiten, können Sie abnehmen, welche Kunstgriffe die Päpste anwandten, sich mächtig und furchtbar zu machen. Ein **Bildersturm** zu **Konstantinopel** war die zufällige Veranlassung zu der Macht, die **Heinrichen** bey **Canossa** beschimpfen machte. Es war vielleicht noch nicht im Plane **Gregors II.**, als er sich dem Kaiser widersetzte,

sein

sein Bisthum bis zu dieser Höhe hinanzuschwingen; er wollte nur zeigen, wie wenig er sich vor seiner weltlichen Obrigkeit scheue. Gregor III. und alle seine Nachfolger versuchten nur, sich nach und nach mehrere Vorrechte und Vortheile zu erwerben, ohne an Souverainität zu denken; aber die Mittel, die sie darzu anwandten, verrathen zu deutlich ihren Stolz und ihre Habsucht. Das Ohngefähr, und die verschiedenen Zufälle halfen den Päpsten eben soviel, sich ihrer rechtmäßigen Obrigkeit zu entziehen, als ihre Ränke selbst. —

So geht es immer, erst ein kleiner Versuch nach einem kleinen Vortheile. Gelingt er, so werden die Versuche wiederholt, und so hoch hinaufgespannt, daß man am Ende über die Dreistigkeit erstaunt, mit welcher diese kühnen Schritte unternommen werden.

Dreyzehnter Brief.

Sie wundern sich, Freund, wie doch immer die Päpste schon in den erstern Zeiten von Eigenthum, von Gerichtsbarkeit des heiligen Peters sprechen konnten. Ja, mein Bester, ich selbst wundre mich darüber. Doch was kann man nicht alles von jenen Zeiten erwarten, wo jede Fabeley, je abentheuerlicher sie war, — mit gierigem Herzen aufgenommen wurde.

Dieses Eigenthum, so wie izt das Ansehn des römischen Bischoffs — gründet sich lediglich auf die Sage: daß Petrus sein Apostelamt in Rom geendiget habe. Gesetzt, daß dieses auch nun wirklich wahr wäre, so frage ich doch: Ob es nicht widersinnig sey, eine Stadt, ja eine ganze Provinz deshalb das Eigenthum eines Apostels zu nennen, weil er einige tausend römische Juden und Heiden bekehrte? Wie konnte Petrus Rom als sein Eigenthum ansehn, da er nicht einen Stein darin eigen besaß, kein Bürger war, ja nicht einmal werden konnte, weil man alle Christen unter dem Namen Juden begriff, welche vom römischen Bürgerrechte ausgeschlossen waren. Wer gab Petern das Recht auf eine Stadt, das seine eigne Kaiser hatte? — Wäre das nicht eben so viel, als wenn der Mufti nach Rom käme, im Geheim einige römische Bettler zum Mahomedanischen Glauben beredte, und dann laut schreyen wollte: Heiliger Vater! Rom und Roms Gebiet ist nun mein Eigenthum, weil ich darinn einige Bettler und müßiges Gesindel bekehrt habe. — Würde man nicht des Mufti als eines Phantasten lachen? — Und für was anders soll man die wunderliche Grille der Nachfolgers Peters ansehn, wenn sie das Eigenthum Peters auf das Tapet bringen?

Offenherzig gesprochen, Freund, so haben die römischen Bischöffe diese Lüge nur in der Absicht ausgesprengt,

sprengt, um das Volk, welches gegen die Heiligen eine so überschwengliche Andacht äusserte, desto besser im Respect behalten zu können, wenn sie Rom für das Eigenthum des heiligen Peters ausgäben. Die Päpste täuschten Anfangs den Aberglauben des Volks, ohne im Sinne zu haben, diese lächerliche Prätension einst zu seiner Zeit als Beweis wider diejenigen zu gebrauchen, welche daran zweifeln wollten.

Doch, mein Bester, ist es noch lange nicht erwiesen, was doch die Päpste als Grundlage ihrer Vorrechte ansehen, daß nemlich Peter wirklich je in Rom war. Alle Wahrscheinlichkeit widerspricht dieser historischen Erdichtung. Ich will so frey seyn, darüber meine Gedanken zu eröffnen.

Daß Peter in Rom war, und dort gestorben sey, wissen wir blos durch Tradition. Wahr ist es zwar, daß **Cyrillus** von Jerusalem, **Eusebius**, **Hieronymus**, **Irenäus**, **Arnobius**, **Tertullianus** und **Justinus** der Märtyrer den Satz allgemein in ihren Schriften angenommen haben, **Petrus** sey wirklich in Rom gewesen. Aber auch diese haben sich nicht auf die Schrift, und sichre untrügliche Quellen beruffen können, sondern lediglich auf die Tradition. Niemand wird aber läugnen, daß der Tradition, sobald sie der Wahrheit der Geschichte widerspricht, weiter kein Gewicht beyzulegen sey. Selbst die Päpste verwerfen die Tra-

dition, wenn sie nicht wenigstens mit der Wahrscheinlichkeit übereinstimmet. So verwarf Innocentius I. die — von Theodoretus, Hieronymus, Athanasius, Cyrillus von Jerusalem, Chrysostomus, Gregorius Magnus unterstützte Tradition, daß Paulus in Spanien das Evangelium geprediget habe. — So wie nun Innocentius das Zeugniß der Kirchenväter wegen Pauls Reise nach Spanien verwerfen konnte, weil sie sich blos auf Tradition gründet, so können auch wir die Reise Peters nach Rom mit Recht bezweifeln, zumal, da Hieronymus und Cyrillus von Jerusalem, sowohl das eine als das andre behaupten. Oder soll man die Väter nur dort gelten lassen, wo sie dem Systeme des römischen Stuhls anpassen?

Daß aber Peters Reise nach Rom, und alles das, was man während seines dasigens Aufenthalts von ihm erzählt, wider die Geschichte und wider die Wahrscheinlichkeit streite, läßt sich sehr leicht einsehen. Ich weiß zwar, daß D. Pearson Bischoff von Chester, ohngeachtet er ein Protestant war, diese Reise selbst sehr zu behaupten sucht. Allein worauf fällt nicht oft gelehrter Eigensinn, und die Begierde, seine Belesenheit auszukramen.

Also — wider die Geschichte. — Paulus — und so soll auch Petrus in Kompagnie im Jahr 66, 67, oder 68 — in diesen 3 Jahren aber gewiß den

Mär-

Märtyrer Tod in Rom erlangt haben. Nun reicht aber die Apostelgeschichte bis an das ein und sechszigste Jahr unsrer Zeitrechnung, folglich über zwanzig Jahre weiter hinaus, als auf die Zeit, wo Peter nach der allgemeinen Berechnung, die ihn 24 Jahr 5 Monate und 10 Tage in Rom leben läßt, dahin gekommen wäre. Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, hat also noch gelebt, da Petrus nach Rom hätte reisen sollen; es läßt sich aber diese Reise nach den Grundsätzen der Wahrheit nicht vermuthen, da Lukas in seiner Apostelgeschichte ihrer so ganz und gar nicht erwähnt. Da nun in der Apostelgeschichte sogar die kleinsten Handlungen Petri aufgezeichnet sind, da er seiner so oft gedenket, wie? wird er wohl seine Reise nach Rom vergessen haben? Dieser Fall läßt sich nicht einmal mit gesunder Vernunft denken; um so weniger, da Lukas so umständlich und ausführlich die Reise Pauli nach Rom beschreibet. —

Auch wider die Wahrscheinlichkeit? — Petrus war der Apostel der Beschneidung. Ihm waren die Judengemeinden zu Theil geworden. Die Apostel zerstreuten sich nicht in die Welt aufs Gerathewohl, oder nach ihrem Eigendünkel. Sie wählten in ihrer letzten Versammlung jeder die Gegend, wohin er reisen, und wo er seinen Hauptaufenthalt nehmen sollte. Nach dieser Theilung ward jeder Apostel in eine andre Gegend

versandt, und nirgends schlugen zween Apostel ihren Sitz zugleich auf. So kam Paulus nach Rom.

Daß vor Paulo noch kein Apostel, und folglich auch Petrus nicht in Rom das Evangelium geprediget habe, läßt sich aus der rohen Unwissenheit schließen, mit welcher die römischen Juden Paulum vom neuen Gesetze reden hörten. Es war ihnen eine ganz neue unbekannte Lehre. Würde das Evangelium aber den Juden wohl neu und unbekannt gewesen seyn, wenn schon vorher Petrus daselbst geprediget hätte.

Daß aber während des Aufenthaltes Pauli zu Rom Petrus nicht dahingekommen, wird bis zur Evidenz sichtbar, wenn man die Briefe Pauli nachschlägt, die er von Rom aus an verschiedene Gemeinden geschrieben hat. In diese Briefe, an die Philipper, Epheser, Colosser, den zweyten an den Timotheus und an den Philemon rückt er verschiedne Komplimente theils von seinen in Rom befindlichen Freunden, theils selbst auch von ihren Bekannten ein. Er rühmt sogar alle die namentlich, welche seine Bekehrungsgeschäfte mit ihm theilten. Aber eines Peters gedenket er nirgends. Selbst als er in dem Kerker war, — weiß Paulus von keinem Petrus. Und dieser Apostel sollte doch in Rom gewesen seyn? Wo war er? Warum ließ er sich bey seinem Mitapostel nicht sehn? —

Selbst

Selbst Petri Briefe bestätigen die Richtigkeit dieser Tradition. Wär er wirklich in Rom gewesen, warum gedenket er in seinen Briefen der von ihm dort gestifteten Gemeinde mit keinem Worte. — Ja, kann man sagen, Petrus ist erst, nachdem er seine Briefe geschrieben, nach Rom gereiset. — Also nach seinen Briefen? Also nachdem Paulus schon in Rom war? Wie kann man nun sagen, daß er die Kirche gestiftet? Wurd sie nicht vom Paulus gestiftet? Fällt auf diese Art das Mährchen von Peters heiligem Stuhle nicht von selbst weg, auf welchem er gesessen haben soll; wenn auch nach dem Zeugniß des Giacomo Bartolini und Luchesini nicht die zwölf Arbeiten des Herkules im Jahre 1662 darauf eingegraben gefunden worden wären?

Sie vergeben mir, Freund, daß ich mich mit dieser kleinfügigen Sache so lange abgegeben. Allein daraus werden Sie doch den Schluß ziehen können, daß es weiter nichts als bloßes Hörensagen der ersten Schriftsteller war, welche von Peters Reise nach Rom Meldung machen. Und man scheute sich nicht — auf diese so schwankende Tradition in den folgenden Jahrhunderten ein Gebäude der Oberherrschaft aufzuführen, das wie eine Seifenblase zusammen stürzen muß, sobald man auf die Urquelle zurück geht?

Ich will lieber mit dem Owenus schließen:

An Petrus Romae fuerit, sub judice lis est.
Simonem Romae fuisse nemo negat.

Vierzehnter Brief.

Ich muß schon einige Briefe, mein Bester, noch voran schicken, bevor ich auf die Verfügungen unsers Monarchen zurückkomme.

Sie wissen, daß durch die Streitigkeiten der weltlichen Fürsten selbst die Bischöffe zu Rom sich empor geschwungen hatten. Warum es diesen Bischöffen besser geglücket ist, sich in dieses Ansehn, in diese Macht zu versetzen, als allen übrigen, scheint mir sehr leicht zu ergründen zu seyn. Erstlich waren ihre Herren durch Meere von ihnen getrennet. Die Kaiser konnten von Konstantinopel aus, nicht so genau auf sie Acht haben. Die römischen Bischöffe waren sich also selbst überlassen. Zweytens war Rom der Sitz des Ueberflusses, der Pracht, des Reichthums. Sie konnten ihren Säckel besser füllen, als alle andern Bischöffe. Selbst ihre Revenüen stunden mit denen der übrigen in keinem Verhältnisse. Theils also die weite Entfernung der Kaiser, theils ihr Reichthum machte sie in ihren Unternehmungen glücklich. Selbst da das Volk sah, daß sie und der Exarch die Geschäfte fast allein besorgten, — und die Päpste an Wissenschaft und Verschlagenheit, —

eine

eine nothwendige Folge der Kasuistik — den Exarchen weit übersahen, und der Pöbel überhaupt gegen große Priester mehr Ehrfurcht hegt, als gegen große Minister, — so darf man sich nicht wundern, daß die römischen Bischöffe so schnell empor wuchsen. Wären die Kaiser in Rom geblieben, unsre Päpste wären zuverläßig noch nicht weiter als unsre Erzbischöfe, — aber vielleicht hätten wir izt zu Konstantinopel dafür den sichtbaren Statthalter Christi, zu dem sich irgend ein unternehmender Patriarch aufgeworfen hätte.

In meinem vorletzten Briefe hab ich Ihnen von dem Wachsthume der Päpste einige Nachricht gegeben. Ich habe sie freylich nicht weiter verfolgt, als bis auf Karln. Ohngeachtet ihre Gewalt bis dahin schon kolossalisch angewachsen war, so waren sie doch noch immer Vasallen eines weltlichen Fürsten. Sie vertauschten nur ihre Herren, Sie verließen das orientalische Kaiserthum, und unterwarfen sich Karl dem Großen aus einer doppelten Ursache: einmal, weil sie von den orientalischen Kaisern überhaupt keinen Schutz zu hoffen hatten, oder dieser Schutz doch immer sehr geringfügig war; und dann — weil sie von Karl dem Großen sich mehr versprechen konnten. Man sieht, daß die Päpste ihre Vortheile sehr genau berechneten.

Von Karl dem Großen an, da vorher ihr Wunsch nur Vergrößerung war, lebte die Begierde in ihnen auf, sich

sich zu Herren der Christenheit aufzuwerfen. Ob und wie weit es ihnen gelang, können Sie, Freund, aus dem Systeme der römischen Kanzeleyregeln abnehmen. Diese Pest des reinen Christenthums führte alle die Unordnungen und Mißbräuche Roms in der übrigen Welt ein. Es ist der Mühe werth, bey diesem Gegenstand in etwas zu verweilen.

Ueber die Zeit des eigentlichen Ursprungs der römischen Kanzeleyregeln sind die Schriftsteller nicht einig. Die meisten schweifen entweder in zu alte Zeiten hinüber, oder bleiben zu nahe an den unsrigen. Van Espen und Choiker behaupten, die Kanzeley sey erst nach den Zeiten Innocenz III. entstanden. Allein schon Lucius III. gedenket ihrer. Polydorus Virgilius scheint weit richtiger zu muthmaßen, wenn er sagt, daß die röschen Bischöffe, so wie die übrigen einige Schreiber hatten, welche ihre Geschäfte besorgten. Du Cange bemerket, daß diese Schreiber Scrinarii genannt wurden. Im neunten und zehnten Jahrhunderte hatten diese Scrinarii in Rom schon einen eigenen Vorgesetzten, der Protoscrinarius hieß, und so viel Ansehn besaß, daß diese Stelle Leo VIII. zur besondern Empfehlung zur päpstlichen Würde diente. Dieser Name wurd aber bald durch die Würde der Cancellarien verdrängt, welcher man nach dem Beyspiele der Könige von Frankreich das größte Ansehn im ganzen Reiche beylegte. Clemens

mens II. war Kanzler bey Kaiser Heinrich dem Schwarzen, und wurd 1046 Papst. Friedrich von Lothringen bekleidete, nach Panvini Verzeichniß der Kardinäle, zuerst die Würde eines Kanzlers und Kardinals zugleich unter Leo IX., und wurd selbst unter dem Namen Stephan IX. Papst. Es scheint Clemens II. habe die Würde, welche er selbst am kaiserlichen Hofe besaß, auch in Rom eingeführt, wenigstens liest man von dieser Zeit an den Namen eines Protoscrinarius nicht mehr. Diese Kanzlerwürde, welche nach Panvini Zeugniß fast ganzer 200 Jahre hindurch von Kardinälen besessen wurde, war in Rom in solchem Ansehn, daß der römische Kanzler wie Zabarella sagt: Quasi pari cum Papa certabat. Bonifacius VIII. fand es für gut, die Kanzlerwürde mit der päpstlichen zu vereinigen, und nur einen Vicekanzler zu bestellen, und auch diese übertrug er keinem Kardinale mehr, weil er sich vor ihrer Macht und ihrem Ansehn fürchtete. Clemens der V. verband sie aber wieder mit dem Kardinalate, und seitdem ist der Kanzler allemal ein Glied des Kardinalkollegiums.

Bis in das vierzehnte Jahrhundert hatte die römische Kanzeley keine bestimmte Regeln. Man fieng aber an, solche nach und nach fest zu setzen, wie Sie hier in der Folge hören werden.

Bis

Bis in das dreyzehnte Jahrhundert maßte sich keiner der Päpste das ausschließende Recht an, ausser ihrem Kirchsprengel sich in die Wahlen der Bischöffe und Prälaten, und Verleihung der geistlichen Benefizien zu mischen. Beydes waren Rechte der Fürsten, worüber ich bey einer andern Gelegenheit etwas mit Ihnen schwatzen werde.

Man fieng aber bald an, die Wahl der Prälaten den Fürsten abzunehmen, und der Geistlichkeit zu übertragen. Diese Veränderung wurd durch die sogenannten päpstliche Mandate verbreitet. Die Päpste empfohlen Anfangs oft einen Geistlichen, der sich um sie verdient gemacht hatte, irgend einem Bischoffe zur Beförderung. Diese Empfehlungsschreiben, oder — nach der römischen Kanzleysprache — Mandate waren freylich damals noch sehr höflich und submiß. Alexander III. schrieb an den Abt von St. Remis: Devotionem vestram per apostolica scripta rogantes attentius, monentes, atque mandantes, quatenus eidem clerico divini amoris intuitu, et pro reverentia B. Petri et nostra in aliquo beneficio &c. Aber diese Bitten wurden bald in despotische Befehle verwandelt. Innocenz III. und Honorius III. reden schon gebieterisch. Man drang den Bischöffen die Empfohlenen mit Gewalt auf. Die Bischöffe beschwerten sich über dies Verfahren des römischen Hofs; allein

allein die Fürsten, nur beschäftiget Christenblut wider die Türken und Ketzer zu vergießen, konnten ihnen keine Genugthuung verschaffen.

Die Päpste, nicht zufrieden, sich das Recht angemaßt zu haben, ihre Kreaturen allenthalben, wo eine Lücke war, hineinzudrängen, wollten sich auch noch auf die möglichen Erledigungen der Benefizien sicher stellen. Sie ersonnen die Expectativen; und man beobachtete bald so wenig Mäßigung in diesem Punkte, daß Alexander IV. es als eine Wohlthat ansah, als er verordnete, daß man eine Kirche mit nicht mehr als vier Mandaten beschweren dürfte.

Roms Schmeichler warfen den stolzen Grundsatz auf, daß der Papst despotischer Herr über alle Benefizien der Christenheit wäre. Da aber die Klagen darüber zu häufig wurden, so führten sie die Präventionen ein. Der zuerst die erledigten Benefizien besetzte, hatte das Recht darzu. Die Bischöffe machten sich dies zu Nutze, und kamen den Päpsten meistens zuvor. Dies veranlaßte diese auf Generalreservationen zu verfallen. Clemens der IV. war der Urheber derselben. Im Eingange seines Decrets sagt er ausdrücklich: daß die Verleihung aller Kirchenbenefizien dem Papste zustünde. Gregorius X., um dieses Decret zu mildern, damit es desto ehér allgemein angenommen würde, setzte hinzu, daß, wenn der Papst in Zeit

von

von einem Monate die erledigte Stelle nicht besetze, so falle das Recht für diesen Fall den ordentlichen Collatoren zu. Bonifacius VIII. sobald er wahrnahm, daß diese Reservation gemeiner zu werden anfieng, dehnte sie noch weiter aus. Frankreich protestirte wider solche eigenmächtige Eingriffe in die Rechte ihres Fürsten allgemein. Clemens V. flüchtete sich nach Avignon. Zum Danke für die Gastfreyheit des Königs von Frankreich maßte sich der Papst aller erledigten Bißthümer und Benefizien an. Die Großen des Reichs machten die ernstlichsten Vorstellungen bey ihrem Könige Philipp dem Schönen wider diese Misbräuche. Philipp wußte Clemens V. soweit zu bereden, daß er, sobald er auf den päpstlichen Stuhl gelangte, die berüchtigte Bulle des Bonifacius VIII. unam Sanctam widerrief. Clemens V. glaubte nun berechtiget zu seyn, die Reservationsdecrete noch zu erweitern. Vorher waren blos die geistlichen Benefizien in den Reservationen begriffen, — dieser Papst aber schloß izt auch die Bischöffe, Erzbischöffe und Patriarchen mit ihren Aemtern durch seine Decrete mit ein.

Freylich zeigte sich Clemens V. Anfangs gegen Philipp den Schönen wechselseitig gefällig. Er ernannte die Personen zu den Benefizien, welche ihm der König vorschlug. Aber der Papst ward bald so kühn, die Maske ganz abzuziehn, und dem König über die

recht-

rechtmäßige Ausübung seiner Gewalt sogar Verweise zu geben. Es war Läßigkeit vom Könige, daß er diese Eingriffe gleich Anfangs duldete, und Frechheit vom Papste, daß er sie wagte. — Da der König nicht aufhörte bey jeder erledigten geistlichen Stelle dem Papste Subjecte vorzuschlagen, so schrieb endlich Clemens V. als jener 1309 das erledigte Bißthum Senes für den Bischoff von Cambray vom Papst verlangte, an ihn folgender Gestalt: „Ob uns schon die Arten von Reservationen misfallen, so haben wir doch, weil wir kein ander Mittel fanden, Euch zufrieden zu stellen, für diesmal die Kirche von Senes nach Eurer Willkühr reservirt, bitten Euch aber, Euch hinfüro in solche Dinge nicht mehr ohne wichtige Ursachen einzulassen. Es geschah Philippen Recht, daß ihm Clemens V. diese Antwort gab. Warum bat er auch um ein Recht, das ihm von selbst zugehörte, und das er sich von dem Papste so leichtsinnig aus den Händen winden ließ?

Endlich kam Jacob d' Essat Kardinal von Porto, nach dem Tode Clemens V. zum päpstlichen Stuhl. Das Conclave zu Lyon hatte es endlich diesem Kardinal überlassen, einen Papst zu wählen, und er war schlau genug, sich selbst vorzuschlagen. Er nahm den Namen Johannes XXII. an. Man erzählt von ihm die schwärzesten Schandthaten, bevor er Papst wurde.

So viel ist gewiß, daß er durch seine Lehre von dem Anschauen der Seele nach dem Tode große Streitigkeiten erregte, und sich in dem berüchtigten Prozeß mit den Bettelmönchen — das Brod der Bettelmönche insgemein genannt, sehr grausam betrug. Der ganze Streit betraf die Frage: ob die Bettelmönche **runde oder gespitzte Kapußen** tragen sollten. — Seine Prozesse mit Kaiser **Ludwig** sind nicht weniger ärgerlich. Doch hiervon ist die Rede nicht.

Johannes XXII. war der erste, der eine Sammlung der Reservationen seiner Vorgänger machte, und ein bestimmtes System daraus für die römische Kanzeley entwarf. Schon den fünften Tag nach seiner Krönung setzte er eine neue Generalreservation fest. **Baluzius** hat sie uns aufbehalten, und lautet also: Sanctissimus Pater et Dominus Ioannes XXII. Pontificatus sui anno primo reservavit suae et sedis apostolicae collationi omnia beneficia ecclesiastica, quae fuerunt, et quocunque nomine censeantur, ubicunque ea vacare contigerit per acceptionem alterius beneficii, praetextu gratiae ab eodem Domino Papa factae vel faciendae acceptati, mihique Ianselmo Vice cancellario suo praecepit in praesentia magistri Petri Fabri, quod haec ad memoriam redigerem in scripturam.

Johannes Villani macht bey Gelegenheit der Reservationen dieses Papstes eine auffallende Bemerkung, er spricht: Kraft dieser Reservation bestätigte er fast niemals die Wahl eines Prälaten, sondern er beförderte einen Bischoff zum Erzbischoff, einen geringern Bischoff zu einem bessern Bißthum, und es geschah oft, daß er bey Erledigung eines beträchtlichen Bißthumes, oder Erzbißthums, oder Patriarchats, sechs und noch mehrere Veränderungen machte; und so gieng es auch mit andern Benefizien. Hierdurch kam viel Geld in die Schatzkammer des Papstes.

Es erregt billiges Erstaunen, wenn man bedenket, daß dieser Papst vom 8ten September 1316 bis ins Jahr 1319 — also in drey Jahren sich schon einen Schatz von 15 Millionen Goldgulden durch diese Reservationen bey Seite geleget hatte. Gemeldeter Schatz, sagt Villani, ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, wurde von dem Papste durch die Klugheit und den Fleiß gesammelt, den er auf die Reservation aller Collegiatbenefizien der ganzen Christenheit wandte. Wenn man aber zugleich bedenkt, daß — so gierig auch der römische Hof damals schon war, doch der nachher so allgemein gewordene Misbrauch der Annaten noch nicht im Gebrauch gewesen, und Johann XXII. sich bloß auf drey Jahre die Nutznießung der erledig-

ten Benefizien — wovon er jedoch die Bißthümer und Abteyen namentlich ausnahm, — vorbehielt, — so wird man billig erstaunen müssen, wie doch immer die weltlichen Fürsten diesem Unfuge mit Gelassenheit haben zusehen können, ohne diesen Simonien des päpstlichen Hofes ernsthafte Schranken zu setzen.

Johann XXII. hielt in seinen Reservationen keine Maaß, er schloß die ganze Christenheit ein. Nicht nur die Collation aller Patriarchal- Erz- und Bischöflichen und Collegiatkirchen, Abteyen, Klöster, Priorate und aller anderer frommen Anstalten in der ganzen Christenheit, zu welcher Zeit, und an welchem Orte sie immer erlediget wurden, sondern auch alle Cathedral- und Metropolitankirchen, und alle Hauptwürden der Collegiatkirchen, welche über zehn Goldgulden eintrugen, reservirte er für sich. Freylich wurde durch Innocenz VIII. diese Regel nur auf solche Kirchen und Benefizien ausgedehnet, welche über 200 Goldgulden eintrugen. Allein daraus ersieht man doch den unersättlichen Geitz der Päpste, die bey ihren Kanzleyregeln lediglich auf das Geld, nicht auf das Verdienst der Personen Rücksicht nahmen. Muß sich der gesunde Menschenverstand nicht ärgern, wenn er die frechen Unternehmungen der Päpste übersieht? Sobald sie sich zu eignen Herren hinauf kabalirt hatten, griffen sie nach den Rechten aller Kronen der Christenheit zugleich, und decretirten sich alles Geld

der

der Nationen zu ihrem Nutzen, um müßige Hofdiener zu nähren, sich Schätze zu sammeln, und — die Herren der Welt zu spielen.

Die folgenden Päpste, so viele Quellen der Bereicherung Johann XXII. ihnen auch hinterließ, säumten doch nicht, sich dieselben noch zu vervielfältigen. Benedict XII. und Clemens VI. sammelten noch viele Ueberbleibsel auf, die ihre Vorgänger vergessen hatten. Durch diese Reservationen der Päpste wuchs das Misvergnügen der weltlichen Mächte zusehends. Es war mehr als grausam, es war — eigentliche Dummdreistigkeit des römischen Hofes, daß er die Benefizien der Kirchen selbst zu besetzen sich anmaßte, die Glieder aber, welche er beförderte in Rom bleiben, und ihre Einkünfte aus fremden Ländern ziehen ließ.

England war das erste Land, wo man ernsthafte Gegenvorkehrungen wider diese päpstliche Politik verfügte. König Eduard III. ward durch die wiederholten Vorstellungen der Parlamenter zu dieser heilsamen Widersetzlichkeit gedrungen. Es fand sich bald eine Gelegenheit, den Papst fühlen zu lassen, daß Eduard seine Majestätsrechte nicht verkenne. Clemens VI. hatte 1343 zween Kardinäle an seinem Hofe mit einigen erledigten Benefizien in England beschenkt. Die Kardinäle ließen durch ihre Bevollmächtigte Besitz davon nehmen. Eduard protestirte, und warf die Bevollmäch-

tigten ihres unhöflichen Betragens wegen, ins Gefängniß; der Papst intercedirte, und bewieß dem Könige, daß die ganze Christenheit zum Unterhalt der Kardinäle beytragen müßte, weil sie für die ganze Christenheit und die Kirche arbeiteten. Eduards Antwort auf diese sophistische Vorstellungen Clemens VI. verdient, daß ich sie Ihnen umständlicher hersetze. Es ist bekannt, sagte Eduard, daß gleich bey dem Anfange der Kirche die Könige unsre Vorgänger und die Großen dieses Reichs unsre Kirchen gestiftet, ihnen Güter und Privilegien gegeben, und würdige Diener zum Unterrichte des Volkes und zur Fortpflanzung des Glaubens verordnet haben. Es ist aber traurig, daß durch die Verfügungen von Rom diese Güter in die Hände unwürdiger Personen, und Ausländer kommen, die in ihren Benefizien nicht residiren, ihre Heerde nicht kennen, und nicht einmal ihre Sprache verstehn, die mit einem Worte nichts anders suchen, als ihren zeitlichen Gewinn. Auf diese Weise hat der Gottesdienst gelitten, die Seelsorge ist vernachläßiget worden, die Gastfreyheit hat aufgehört, das Recht der Kirchen ist geschmälert, und die heiligen Gebäude verderben. Indessen geben gelehrte und rechtschaffne Leute des Reichs, welche die Seelsorge übernehmen, und uns in unsern Rathskollegien

dienen

dienen könnten, das Studiren auf, weil sie keine Hoffnung haben, Benefizien zu erhalten. Das Patronatrecht, das wir und unsre Unterthanen auf die Benefizien haben, wird vernichtet, und die Rechte unsrer Krone gehn zu Grunde. Die Reichthümer unsers Reichs kommen in die Hände der Fremden, oder gar unsrer Feinde, weil man vielleicht die geheime Absicht hat, unser Reich zu schwächen, wenn man die Geistlichkeit unterdrückt, und ihre Reichthümer verschlingt. Wir ersuchen Euch demnach, Euch nicht zu widersetzen, wenn wir in unsern Cathedral- und allen andern Kirchen die freye Wahl wieder einführen.

Fleury, welcher diese merkwürdige Antwort Eduards III. uns aufbehalten hat, versichert, daß so gegründet auch die Klagen dieses Königs waren, Clemens VI. dennoch fortgefahren sey, von seinen Reservationen Gebrauch zu machen. Eduard, um diesen Eingriffen mit Einemmale ein Ende zu machen, zog alle Benefizien seines Reiches, welche römische Creaturen besaßen, an sich, und übertrug sie seinen Kronbedienten. Der Papst drohte mit Censuren, falls der König diesen Schritt nicht wiederrufen würde; Clemens VI. starb aber, eh er seine Censuren ausfertigen konnte.

Innocentius VI. hatte Einsicht und Ehrbarkeit genug, den Schaden der Reservationen öffentlich dadurch gut

zu machen, daß er sie allzusamt, sowohl in England als ganz Europa aufhob. Dieser Papst wurde wider die eingeschlichenen Misbräuche noch ungleich stärker zu Felde gezogen seyn, wenn ihn nicht das Schicksal aller redlichen Päpste betroffen hätte, — er mußt bald sterben.

Urban V. gefiel es nicht in die Fußtapfen seines gerechten Vorgängers zu treten. Er erneuerte die von Innocentius VI. durchgängig abgeschafften Reservationen, und schmiedete noch neue darzu. Dies erregte heftige Gährungen in der Kirche; die bis dahin noch überdies am päpstlichen Hofe immer mehr und mehr über Hand nehmende Annaten machten dieses Misvergnügen noch größer, denn Bonifacius hatte schon im Jahre 1398 diese Annaten für allgemein und beständig eingeführet. England schlug Lärm; die Parlementer machten eine Verordnung bekannt, Kraft welcher Niemand nach Rom mehr reisen durfte, um dort Benefizien zu suchen; jeden Uebertreter dieses Verbots erklärte diese Verordnung für einen Rebellen wider den König. Der Papst schrie gewaltig über diese Verordnung; statt aller Antwort aber fertigte der König Richard eine zweyte aus, vermöge deren er alle seine am römischen Hofe befindlichen Unterthanen in einer gewissen Zeit-Frist nach England zurück berief, und die Zaudrer als Rebellen zu behandeln drohte. Die Engländer gehorchten ihrem Könige. Bonifacius schickte

einen

einen Legaten nach England, die Widerrufung dieses Edicts zu bewirken. Allein die Päpste hatten bisher den Fürsten zu arg mitgespielt, es war billig, daß Richard unerbittlich blieb. Ueberhaupt trug der Karakter dieses Papstes sehr viel bey, daß die Fürsten sich regen mußten. Er trieb die Simonie mit den geistlichen Benefizien so weit, daß man ihn als den ordentlichen Auktioneur derselben ansehen konnte. Er verkaufte öfters das nämliche Benefizium an mehrere Kompetenten unter dem nämlichen Datum; die meisten verschleuderten also ihr Geld, und wurden betrogen, sagt der Verfasser der Geschichte der römischen Kanzeleyregeln.

Durch die schlechte Aufführung der Päpste wurden die erleuchtesten Kirchenhäupter dieser Zeit aufmerksam gemacht, und versammelten sich ausdrücklich in der Absicht zu Kostnitz, um den Misbräuchen, und dem daraus entspringenden allgemeinen Schisma der Kirche vorzubeugen. Was in diesem Koncilium vorgieng, ist allgemein bekannt. Martin V. der die 18 von den Vätern vor der Papstwahl aufgesetzten Reformationsartikel eidlich beschwor, vergaß bald seinen Eid. Statt die Reservationen ganz abzuschaffen, wie es der zweyte von den 18 beschwornen Artikeln forderte, vergrößerte er vielmehr dieselben. Wer konnte in diesen Zeiten noch auf Treu und Glauben etwas halten, da die heiligen

Statthalter Christi selbst mit Lug und Trug umgiengen, und sich nicht scheuten öffentlich abgelegte Eide mit Füßen zu treten.

Indeß ließ Martin V. kurz vor seinem Tode ein anderes ökumenisches Koncilium zusammen berufen. Sein Nachfolger Eugen IV. that in einer eigenen Bulle das nehmliche. Das Koncilium nahm hierauf im Jahr 1431 zu Basel seinen Anfang. Da die Väter mit Gründlichkeit zu Werke giengen, und den Misbräuchen bis auf die Wurzel nachspähten, verließ Eugen das Koncilium, gieng nach Bologna, und wollte es ganz aufheben. Allein die Väter bewiesen ihre rechtmäßige Versammlung, welche durch zwo Bullen bestätiget ward; sie fuhren fort, die heilsamsten Verfügungen zu treffen. In der 23sten Sitzung hob man alle Reservationen gänzlich auf. Der Papst behielt keine übrig als die Benefizien des Kirchenstaats. Die Päpste, über den Eifer dieses Konciliums aufgebracht, erklärten es für unrechtmäßig und lasterhaft. — Als wenn die Bischöffe Roms das Recht gehabt hätten, Leute zu lästern und zu verläumden, die mehrere Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit besaßen, als sie selbst! — Eugen V. drang indeß doch durch; das Koncilium gieng zu Grunde. Von dieser Zeit an wurden die Klagen und Protestationen wider die römischen Kanzeleyregeln allgemein, bis endlich durch die Wahl Nikolaus V. der Friede in der Kirche

wieder

wieder hergestellt ward. Dieser setzte aber die päpstlichen Reservationen wieder in ihren vorigen Glanz, denn es lag den Päpsten zu viel daran, diese reiche nie versiegende Goldader im vollen Flusse zu erhalten. Dieser Papst sammelte die nützlichsten Regeln und Reservationen seiner Vorgänger, setzte selbst verschiedne gerichtliche Regeln hinzu, und bildete die Kanzleyregeln ganz aus, die Rom mehr eintrugen, als Gregor IX. und Bonifacius VIII. durch alle ihre Decrete erwerben konnten. Seit Nikolaus V. Zeiten haben verschiedene Päpste noch einige Zusätze zu diesen Regeln gemacht, aber das Wesentliche, — das System derselben blieb unangetastet.

Hier haben Sie, bester Freund, im kürzesten Auszuge die Geschichte der Kanzeleyregeln Roms. Sie werden daraus ersehen, daß die Päpste Anfangs nur bittweise sich einige Benefizien für ihre treuen Höflinge ausbaten; daß sie diese ihnen erwiesene Gefälligkeiten bald als ein ihnen zustehendes Recht ansahen, daß sie aus unersättlichem Geitz und Habsucht dieses vermeintliche Recht immer weiter ausdehnten; daß sie es dadurch endlich so zu karten wußten, daß ihre Günstlinge allenthalben durch ganz Europa verbreitet wurden. Dieser letzte Umstand verdient von den Fürsten genau erwogen zu werden. — Da die Päpste die einzigen waren, durch welche man einige Jahrhunderte hindurch ansehnliche Benefizien er-

halten

halten konnte, so schmiegte sich jeder, der Benefizien suchte, den Grundsätzen und Absichten Roms an. Jeder geistliche Vorsteher sah in der Person des Papstes — einen Mann, in dessen Händen sein ferneres Glück beruhete. Sich dieses zu verschaffen, die Gunst der Päpste zu erhalten, schwuren die — in ganz Europa zerstreuten Kreaturen des römischen Stuhls — den pünktlichsten Gehorsam gegen ihn. So kam es, daß die Päpste in den entferntesten Ländern häufige Anhänger hatten, die jede ihrer Unternehmungen unterstützten, und jede Verfügung der Fürsten dagegen vereitelten. Ohne diese auf Unkosten fremder Nationen gefütterte Armee römischer Klienten wäre Rom nie so weit gekommen. Rom bereicherte seine Schmeichler, und diese liehen zur Gegenerkenntlichkeit ihre Schultern her, um das anwachsende Ansehn des Papstes allenthalben als ein Heiligthum aufzustellen.

Zum Schluße meines heutigen ziemlich langen Briefes will ich Ihnen, mein Bester, noch die Erklärung des vom Honorius III. noch England und Frankreich in Betref der Reservationen abgeschickten Legaten hersetzen; Dieser Legat berief sich auf das Aergerniß der heiligen römischen Kirche, und auf den uralten Schandfleck derselben, das ist auf die Lust, welche die Wurzel alles Uebels heißt, und die vornemlich darinn besteht, daß niemand am römischen

schen Hof ein Geschäft ausmachen kann, es geschehe dann mit großem Geldaufwand und Anerbietung von Geschenken. Weil aber an diesem Aergerniß und Schimpf die römische Armuth Schuld ist, so müssen natürlich die Söhne den Mangel ihrer Mutter erleichtern; denn wenn wir nicht von euch und andern ehrlichen Leuten Geschenke bekämen, so würde es uns am nöthigen Lebensunterhalt gebrechen, welches sich nicht für die römische Würde schickte.

Kann man offenherziger als dieser ehrliche Mann von einem Legaten sprechen?

Funfzehnter Brief.

Sie irren sich, liebster Freund, wenn Sie glauben, daß man den Päpsten dieser Gewaltthätigkeiten wegen nie widersprochen habe. Selbst die wunderlichen Grimassen, die sie bey jedem neuen Schritte machten, beweisen schon, daß sie nicht mit so freyem Herzen zu Werke giengen, als sie es wohl gethan haben würden, wenn sie das Recht auf ihrer Seite gehabt hätten. — Die Geschichte ist voll von Beyspielen, die uns das Misvergnügen der Nationen wider das Verfahren der Päpste deutlich genug aufdecken. Ich will daher davon abbrechen, und Sie dafür mit einem Manne bekannt machen,

der die Wahrheit mit ungeheuchelter Stirne so evident bewieß, daß Rom und alle seine Kanonisten nicht Einen gegründeten Einwurf dagegen aufbringen konnten.

Dieser Würdige ist Antonius Pereira von Figueiredo. Sein Tractat von der Macht der Bischöffe ist bekannt, und mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen. Aber nicht so bekannt ist sein Tractat vom Recht der Metropolitane über ihre Bischöffe, welchen er auf Befehl des Hofs zu Lissabon schreiben mußte. Ich will Ihnen daher nur die Kapitel und Sätze anzeigen, die Pereira in diesem Werke mit einer solchen Gründlichkeit ausführet, daß es jedem Leser zum wahren Vergnügen gereichen muß, ihn gelesen zu haben. Pereira beweißt:

1. Das Recht der Metropolitane, die Bischöffe in ihrer Provinz zu bestätigen, ist ein Recht, das von den Zeiten der Apostel herrühret.

2. Das Recht der Metropolitane, die Wahlen der Bischöffe in ihrer Provinz zu bestätigen, das sie von den Zeiten der Apostel haben, wurd durch viele Generalkoncilien vom ersten Nicäischen an bis auf das vierte lateranische Koncilium bestätigt.

3. Viele alte Provincialkoncilien vom Orient, von Africa, Frankreich und Spanien bestätigten den Metropolitanen eben dieses Recht.

4. So

4. So auch alle Päpste vom fünften bis zum zwölften Jahrhundert.

5. Das neue Recht der Decretalen, das Papst Gregorius IX. im XII Sekulo kund machte, hebt die Rechte der Metropolitane nicht auf.

6. Auch im Sexto erhalten die Metropolitane das Recht, ihre Sufraganbischöffe zu bestätigen.

7. Auch in den Clementinen- und Extravaganten wird den Metropolitanen die Bestätigung der Bischöffe, ihrer Sufraganten, vorbehalten.

8. Ueber 1200 Jahre waren die portugiesischen Bischöffe immer Sufraganten von den Metropolitanen des Reichs, und nicht vom Papst. Also war es nicht der Papst, der sie bestätigte und einweihen ließ, sondern die Metropolitane, denen sie untergeben waren.

9. Die Ordination der Metropolitane steht sowohl nach dem alten canonischen Recht, als nach den neuen Decretalen der Provincialsynode zu.

10. Sowohl nach dem alten Rechte, als nach dem neuen der Decretalen, bekommt ein Metropolitan seine Gerichtsbarkeit nicht durch das Pallium, sondern durch die Bestätigung der Synode.

11. Durch die neue Kanzleyregeln fingen die Päpste an, zu reserviren; und reservirten sich endlich die Bestätigung der Bischöffe und Erzbischöffe auf immer.

12. Die



12. Die päpstliche Reservationen haben andre Ursachen, als man vorwendet. Man gebraucht den Vorwand von der Beförderung der Ehre Gottes, und dem Nutzen der Kirche, die wahren Ursachen aber sind Ehr- und Geldgeitz.

13. Die vorgegebenen Beweggründe der Reservationen mögen gewesen seyn, welche sie wollen, so ist so viel gewiß, daß die Päpste eigenmächtig eine kirchliche Gewohnheit nicht abschaffen konnten, die sich 1200 Jahre über in der Kirche erhalten hat.

14. Die Duldung der Bischöffe und die Nachgiebigkeit der Könige haben den Reservationen aufgeholfen. Beyde können also wieder davon abgehn.

15. Beyspiele katholischer Könige, welche auch ausser dem Falle eines verhinderten Recourses vorjetzt die Ordination der Bischöffe in jeder Provinz selbst, ohne von apostolischen Briefen abzuhangen, erlaubt machen.

16. Ursachen und Beweggründe, die alte Ordnung wieder einzuführen.

Dies sind die Sätze, die der gelehrte und unpartheiische Verfasser mit der pünktlichsten Genauigkeit erweiset. Möchten doch unsre Metropolitane statt der Kabalenreuterey diese Sätze genau nach Pereira studiren! Der neunte und zehnte Satz verdiente vorzüglich ihre Aufmerksamkeit, damit sie doch einmal einsehen lernten, daß dem wahren aufgeklärten Katholiker der

Metro-

Metropolitan ohne rothen Hut eben so werth sey, als mit all seinem römischen Purpurgeschmeide, für das er das Land seines Fürsten, von welchem er aus Gnade den Unterhalt zieht, um so viele tausend Gulden ärmer, die Schatzkammer des Papstes aber um so viel reicher macht.

Sie können sich gar keinen Begriff machen, wie weit es Rom durch seine Künste gebracht hat, ungeheure Summen aus allen katholischen Provinzen an sich zu ziehen. Ich will hier nur **Venedig** zum beweisenden Beyspiele anführen.

Die Deputation ad pias Causas, welche auf Befehl der Republik alle Mängel der Kirchenzucht untersuchen, und den Befund derselben nebst den Vorschlägen, denselben abzuhelfen dem großen Rathe einreichen mußte, gab den 19ten May 1769 folgende Summen an, welche in den letzten zehn Jahren nach Rom geschicket worden. —

	Scudi
1. Betrag der Benefizien, der ausser Land an Geistliche versendet wird des Jahrs 39962 Scudi, in zehn Jahren = = = = = =	399,620
2. Vermög eines besondern Verzeichnißes abermals Pensionen an geistliche Personen ausser Land das Jahr 11000 Scudi = = =	110,000

3. Für 28 Bullen, welche von Rom den Patriarchal- Erz- und bischöflichen Kirchen im venetianischen Staate ertheilet worden . . Scudi 780,679

4. Zwey und vierzig Bullen für Abteyen, Probsteyen und Priorate 7,717

5. Hundert und zehn Bullen wegen verschiedener Pensionen 12,125

6. Zwey hundert fünf und zwanzig Bullen von Rom wegen Parochialkirchen . . . 20,087

7. Hundert sieben und zwanzig Bullen für Dignitäten, Canonikate und Collegiaten von Rom 12,665

8. Für 150 Beneficia non residentialia . 1,948

9. Im Jahr 1768 sind allein 1130 Decrete, Rescripte, Indulgenzien, Privilegien von Altären und andre Classen in Rom gesucht und erhalten worden. Die Summe beträgt 6859 Scudi. Man kann auf zehn Jahre im Durchschnitte immer rechnen . . . 48,013

Hier macht die Deputation ad pias Causas die merkwürdige Anmerkung. Unter diesen verdienen ernstliche Ueberlegung die Dispensationen wegen Ordinationen und Privatoratorien, und die Diplome wegen des Grafen Titels, und andern Ehrentiteln, die man (venetianischen) Unterthanen giebt.

10. Fünf hundert neun und achtzig Ehedispensationen, die im Jahre 1768 allein zur Revision übergeben worden; welche 160,800 Scudi kosteten. Im Durchschnitte auf Scudi zehn Jahre 1,286,400

11. Die Summen unter dem Titel von Quindennien, Vigenien, Generalprokuratorien, welche Rom bezahlet werden . . . 30,690

12. Unter dem Namen der Visitationen, Taxen, zufälligen Messen einiger Regularorden . 50,220

Diese einzelnen Summen betragen 2,760,164 Scudi, welche Rom binnen zehn Jahren durch seine Hofkanzeley an sich zu locken wußte. Wenn man aber bedenket, daß auch der größte Fleiß nicht alle heimliche Schleichwege zu entdecken im Stande ist; da die Pilgrimschaften nach den Heiligthümern in Romagna, die Indulgenzen von Assisi, die Messen, welche von den Mönchen heimlich an ihre Superioren und Convente im römischen abgeschickt werden, die Quoten für Canonisation der neuen Heiligen, die Geldbezahlungen de Componenda genannt, die man durch ein öffentliches Instrument mit dem St. Peters-Bau in Rom ausgleichet, dem man eine gewisse Summe Geldes giebt, damit er von einer weit größern andern schuldigen Summe losspreche, z. B. von der Schuld frommer Vermächtnisse, die man nicht erfüllet hat; da man das Geld, welches

fremde Prediger aus dem römischen hinausschleppen, die Taxen für allerley Ehrentitel, für den Gebrauch der Wachskerzen und des Canonis, und für Kleider, die einen von den übrigen Geistlichen unterscheiden; — da man, sag ich, alle diese Summen, welche diese Kleinfügigkeiten jährlich nach Rom locken, nicht bestimmen kann, so läßt sich auf den Ausfluß des Geldes aus den Provinzen nach Rom demnach auf die noch unentdeckten ungeheuern Summen schließen. Und man sollte nicht das Recht haben, diese Ausflüsse zu stopfen? Hat Venedig, das wegen seiner ewigen Debatten mit Rom so bekannte und auf seine oberherrliche Gewalt auch in Kirchendisciplin so eifersüchtige Venedig noch so viele Geldauswanderungen nach Rom entdecken müssen, was wird die päpstliche Kammer nicht erst aus deutschen Provinzen gezogen haben, wo man sein Geld gern und mit Vergnügen für römische Worte, Papiere und Reliquien verschleuderte? —

Es ist erstaunend, durch welche Kleinigkeiten die Päpste oft die ansehnlichsten Summen aus den Staaten katholischer Fürsten an sich locken können. Eben diese Deputation ad pias Causas erwähnt in dem unterm 12ten Junii 1767 dem Rath der Zehen, eingereichten Bericht von dem Schaden, den der allzu große Reichthum der Geistlichen und Klöster dem Staat verursachet — einer Brüderschaft, welche 1740 errichtet

worden,

worden, die 1756 schon 23000 Mitbrüder, und in zehn Jahren 315,687 Lire gesammelt hatte, von denen aber 144,336 Lire nach Rom geschicket worden. — Ist es nun einem Fürsten zu verdenken, wenn er über die Brüderschaftskassen herfährt, oder die Brüderschaft selbst aufhebt? Welch ein Unsinn, wenn man den **Bauchgürtel** des heiligen Augustin als ein Miraculum wirkendes Ens zu eben der Zeit, in der das allerheiligste Altarsakrament zur Anbetung ausgesetzet ist, in der Kirche herumträgt? Warum, meine Herren, haben Sie doch noch keine Brüderschaft zum Sporn des Ritter St. Georgs errichtet? —

Sechszehnter Brief.

Ja wohl, mein Bester, sind der Schleichwege, durch welche Rom so unzählige Summen an sich zieht, unendlich viele. Einer der reichhaltigsten, den man aber nie ganz bestimmen kann, sind die Generale der Orden. Sie wissen, daß jeder Ordensgeneral über alle Glieder seines Ordens in der ganzen Christenheit der eigentliche Souverain ist. So wie jedes Kloster — ich will sagen, jeder Prior, Guardian, Abt, Prälat, von seinen Untergebenen jährlich die Konduitliste an den Provinzial seines Ordens einschicken muß, so muß auch jede Klosterobrigkeit dem Provinzial den Vermögensstand des

Klosters genau, und unter der Strafe der Excommunikation anzeigen. Der Provinzial zieht aus den einzeln eingeschickten Vermögensanzeigen eine Totaltabelle seiner ganzen Provinz zusammen, und schickt sie nach Rom an seinen General. Dieser läßt dann aus den von den Provinzialen eingeschickten Tabellen eine Haupttabelle über den ganzen Orden, und dessen Vermögen zusammentragen. Er ist daher im Stande, mit einem Blick den Vermögensstand jeder ihm untergebenen Provinz zu übersehen.

Zu was diese Tabelle nützt? — Sehr viel, Freund, sehr viel. Hören Sie nur.

Jeder General hat in seiner Kanzeley diese zuverläßige Tabelle. Der Papst, der alle Orden der Welt nur als seine Legionen ansieht, die ihm alle mögliche zeitliche Dienste zu leisten verpflichtet sind, weiß den Vorrath seiner Ordensgemeinden sehr geschickt zu benutzen. Sobald ausserordentliche Ausgaben in Rom vorfallen, oder überhaupt, so oft es den Papst nach einigen Millionen gelüster, ruft er die Generale zu sich. Er gewinnt sie durch Kleinigkeiten; durch Indulgenzen, Reliquien, Ehrentitel und durch tausend andre solche Sächelchen. Wenn er nun lange genug solche süße Komplimente gegen sie verschwendet hat, so rückt endlich der apostolische Vater mit seinem Vortrage hervor. Er entdeckt ihnen, daß die Kirche in Noth sey, daß sie der

Hülfe

Hülfe der geliebtesten Söhne seines Herzens bedürfe, u. s. w. und bestimmt die Summe, die er braucht.

Die Ordensgenerale, wenn sie auch manchmal saure Gesichter machen, — sind doch gezwungen, in solchen Fällen sich als gehorsame Söhne des päpstlichen Stuhls zu beweisen. Die verlangte Summe wird von der **römischen Kammer** nach dem Vermögensstande der Orden vertheilt. Jeder **Ordensgeneral** erhält also die Summe bestimmt, welche er von seinem Orden einzutreiben hat. Zu Hause repartirt er diese Summe wieder nach dem verschiedenen Grade des Reichthums seiner **Provinzen**, und schickt den Provinzialen den Befehl zu, wie viel jeder aus seinen ihm untergebenen Klöstern einsammeln soll. Der **Provinzial** nimmt seine Provinztabelle zu Hülfe, und schreibt nach dem Vermögen seiner Klöster die Beysteuer aus. So wie die Repartition vom Papste bis auf die entferntesten Klöster der Christenheit von oben **herab** geschah, so geschieht nun die Ueberlieferung der Gelder stuffenweis von unten **hinauf**. Von den Klöstern an die Provinziale, von den Provinzialen an ihre Generale, und von diesen in den nie zu sättigenden Säckel des Statthalters Christi.

Da auf diese Art das Vermögen aller Klöster der Welt in jedem Nothfalle dem Papste zu Befehl steht, so sehn Sie selbst ein, warum die Päpste so eifrig waren, die Orden so zahlreich und so mächtig zu machen. Ist

es aber nicht Beleidigung der Menschheit, daß die Katholiken, blos weil sie Katholiken sind, mit ihrem Gelde die faulen Römer mästen sollen; die Römer, die ihre Tage im Müßiggange zubringen, von Lug und Trug gegen Fremde leben, und wer weiß was für herkulische Arbeiten verrichtet zu haben glauben, wenn sie Rosenkränze fassen, und Marienbilder schnitzen? —

Rom hat sich also von allen Seiten Anhänger und Reichthümer verschafft. Durch die Reservationen streute es in der ganzen Welt die eifrigsten Vertheidiger seiner Lehrsätze und Usurpationen aus, — durch die Klöster öffnete es sich den Weg zum Schatz der ganzen Christenheit. Ich zweifle, ob je ein so fein — aber zugleich auch ein in so hohem Grade ungerecht zusammengewebtes — System existirt habe, als das zu Rom.

Ihnen einen Begriff zu machen, wie viele Schätze auf irgend einen Fall der Noth für die Päpste in Bereitschaft liegen, will ich Ihnen nur den Vermögensstand der venetianischen Geistlichkeit hersetzen, die doch bey weitem noch nicht die beträchtlichste ist.

In dem Berichte über die Schädlichkeit der Reichthümer der Geistlichkeit, welchen die Deputation ad pias Causas den 12ten Junii 1767 dem Rathe der Zehen überreichen mußte, findet man folgende Schätzung:

1. Der

		Dukaten
1.	Der Werth der Güter nach der Summe der jährlich fallenden Zehenden disseits und jenseits des Mincio und in den Seestaaten	39,127,923.
2.	Werth der geistlichen Feuerstätte .	37,300,869.
3.	Werth der geistlichen Feuerstätte auf dem festen Lande	7,315,231.
4.	Nach den klösterlichen Einkünften der Regularmönche berechnetes Kapital von .	8,657,290.
5.	Die öffentlichen Hinterlassungs-Anstalten weisen zu Gunsten der Geistlichkeit ein Vermögen aus von	26,716,249.
6.	Aus den Schätzungen des festen Landes ergiebt sich noch eine Summe von . .	147,313.

Also in allem ein Vermögen von 119,264,875 Dukaten, welches die venetianische Geistlichkeit besitzet. Welch ungeheure Summe! Und doch ist diese Summe noch nicht ganz. Die Deputation hat noch viele Rubriken hinzugesetzet, welche ich hier auch anzuführen nöthig finde.

		Dukaten
a)	Almosen und erbetteltes Vermögen .	4,858,984.
b)	Für 3,750,332, jährliche Pflichtmessen nebst 320,350, Anniversarien . . .	26,492,766.
c)	Für 7,177,695, zufällige Messen, die man von 4795 Pfarreyen, Bethäusern und Schulen ausfindig machte	9,823,333.

 NB. Es

NB. Es fehlten noch 12988 Kirchen, welche die Eingabe der zufälligen Messen nach einem vorgeschriebenen Durchschnitte von 5 Jahren nicht eingereichet hatten. Man kann also billig für sie rechnen . . . Dukaten 12,833,333.

d) Für Messen der übrigen 11644 Priester 29,297,804.

e) Zu todten Händen gelanget . . . 2,402,234.

f) Von Testirenden gegen vorgeschriebene Bedingungen vermacht, aber erst bey Erfüllung derselben zu erheben . . 894,860.

g) Eine dergleichen Summe für ebenfalls noch nicht liquide Fälle in der Stadt Venedig selbst . . . . 617,822.

h) Vermächtniß des Hrn. Andreas Pisoni zu Gunsten der Geistlichkeit . . . 160,000.

Diese Posten betragen ein Vermögen von 87,391,136 Dukaten, welches mit der vorigen Hauptsumme verbunden, uns die fast unglaubliche Summe von 206,656,011 Dukaten giebt, die die venetianische Geistlichkeit besitzet. Da die Anzahl der geistlichen Priester, Mönche und Nonnen im venetianischen Gebiethe sich auf 45,777 Köpfe beläuft, so ergiebt sich, daß jedem Geistlichen ohngefähr 120 Dukaten im Durchschnitte jährliche Revenüen zugetheilet werden können, wenn man das Hauptvermögen zu 3 pro Cent jährlicher Nutzung berechnet. Da aber die Deputation selbst die Bemerkung macht, daß kaum

die

die Hälfte ihrer Geistlichkeit den hinlänglichen, von der andern Hälfte nur einige einen überflüßigen, die andern aber fast kaum den nothwendigen Unterhalt haben, so sieht man daraus leicht, daß die Ungleichheit der Güter und des Vermögens unter der Geistlichkeit eben so herrscht, wie unter den Layen.

Dieser Entwurf vom Vermögensstande der venetianischen Geistlichkeit wird Sie, mein Bester, nun in den Stand setzen, ohngefähr einen Ueberschlag machen zu können, über wie viele Schätze der Christenheit der päpstliche Stuhl unter dem Deckmantel der Religion zu gebieten habe. Lassen Sie mich diesen Versuch zum Zeitvertreibe machen. Ich will die katholischen Länder nach dem Maaßstabe der Venetianer in Pausch und Bogen ansetzen.

	Dukaten
Es soll also das Vermögen der Geistlichen in Venedig : : : : :	206,656,011.
In Portugall aber, dem Vermögen der Venetianer gleich seyn : : : : :	206,656,011.
Spanien zweymal reicher : : : :	413,312,022.
Frankreich mit den Venetianern gleich : :	206,656,011.
Ganz Deutschland noch einmal so reich :	413,312,022.
Böhmen wie Venedig : : : : :	206,656,011.
Die übrigen österreichischen Staaten : :	206,656,011.
Pohlen ebenfalls nur : : : : :	206,656,011.

Ganz

Ganz Italien zweymal so viel als Dukaten
Venedig . . . . 413,312,022.
Asien, Afrika, Amerika ebenfalls so viel . 413,312,022.

Macht also zusammen eine Summe von 2,893,184,154 Dukaten, welche den Vermögensstand der katholischen Geistlichkeit ohngefähr ausmacht. Ich weiß zwar, daß diese ungeheure Summe kaum zur Hälfte hinreicht, wenn man das Vermögen derselben an allen Orten mit der Genauigkeit der Venetianer berechnen wollte. Allein auch diese Summe ist schon hinlänglich, um zu beweisen, daß kein Monarch in der Welt über so vieles Vermögen zu befehlen habe, als der Papst, der es in den vorigen Zeiten so geschickt zu karten wußte, daß ganze Heerden bekutteter Bettler sich zu seinen geheimen Schatzmeistern in der ganzen Christenheit aufwarfen.

Zittern Sie nicht mit mir, Freund, vor einer Macht, zu deren Unterstützung diese nie gehörten Schätze bereit liegen? vor einer Macht, die vom Orient bis zum Occident auf dem ganzen Erdball ihre Emissarien und Anhänger hat? vor einer Macht, vor der, wenn sie, um mit Homer zu reden, nur mit den Augenwimpern winket, der ganze Olymp schon zittert, die mit ihren papiernen Bannstralen ganze Nationen dem Teufel in Rachen werfen kann, die mit den feinsten Künsten der Intrigue wie ein Vater mit seiner Familie auf das innigste vertraut ist? — Gott gebe, daß unsre Fürsten

Einig=

Einigkeit und Entschlossenheit auch in künftigen Jahrhunderten beseelet, wenn wir anders nicht befürchten sollen, daß unsre Enkel den Pantoffel der römischen Päpste für die einzige Glückseligkeit hier auf Erden ansehen müssen. Die Grundpfeiler zur geistlichen Universalmonarchie wurden mit der feinsten Politik in den vorigen Jahrhunderten geleget. Man irrt sich, wenn man glaubt, diese Grundpfeiler entkräftet zu haben, weil man die kühnen Baumeister dieses Gebäudes hindert, die Kapitäler darauf zu setzen. — Warum darf ich als Katholik izt nicht mehr sagen! Aber die Fürsten, die Fürsten könnten izt — viel thun.

Siebzehnter Brief.

Vorstellen konnt ich mir sie allerdings, die großen Augen, die Sie über meinen letzten Brief machen würden. Ja, freylich geht der Weltlauf wunderlich durch einander. Alles Hurliburli! Wer Petern zu der Zeit, als der Gottmensch, unser Religionsstifter, auf einer Eselin zu Jerusalem seinen Einzug hielt, — wer's Petern damals gesagt hätte, in tausend Jahren werden die, welche sich deine Nachfolger nennen, und aus jeder deiner Handlungen und Worte — Statuten für sich abstrahiren, die Lehre Christi zu ihrem Peru machen, ich glaube Peter hätte Christo diesen Menschen als einen

Nar-

Narren vorgeführet, und gebeten, sein Gehirn zu heilen. Und doch brachten die Zeiten diese Metamorphose hervor. Christus ritt auf einer Eselin, und lebte in Armuth; es ist billig daß seine Statthalter drey Kronen tragen, — Millionen aufhäufen, und alle die hungern lassen, die nicht ihre Nepoten sind, und den Eselritt izt den militärischen Stärkern vor ihren Hauptwachen überlassen. —

Doch dauert jedes Plicklrum nur eine Zeit. So geht es auch mit den Usurpationen des römischen Hofes. So bald die Vernunft anfängt, sich selbst zu leiten, ohne am Gängelwagen der Vorurtheile herum zu schaucken, — so gewinnt jedes — sonst so fürchterliche Phantom — eine andre Gestalt. Es waren Zeiten, — und sie sinds noch in einigen Gegenden, wo man sichs zur Sünde rechnen würde, den Papst für weniger als — Gott auf Erden anzusehen. Man sehe nur des Pater Cyprianus Benetti Traktat de prima orbis Sede deshalb nach. In solchen Gegenden, und in solchen Zeiten durfte es die Vernunft nicht wagen, hervor zu brechen.

Aber endlich hat mans erkannt, daß die Päpste eben nur Menschen sind, wie wir, man hat es sogar aus den Handlungen der Päpste selbst erkannt, daß sie nicht einmal immer die besten waren. Man trennte Papst und Religion, und sah ein, daß man den Eigendünkel verstorbener Päpste ganz füglich vor den Richterstuhl

stuhl der strengsten Kritik ziehen dürfe, ohne deshalb die Achtung gegen Religion aus den Augen zu setzen. — Und so, Freund, dringt man izt durch so manches Panzerhemd der Johanne XXII., der Sixte, der Gregore und Alexander durch, das vormals profanen Händen zu berühren verboten war.

Sie gestehen endlich in Ihrem Briefe, mein Bester, daß Sie sich zeither nie einen richtigen Begriff machen konnten, wenn wir Katholiken von dem Schaden der Klosterleute so laut schrien. — Aber nun werden Sie doch wohl die Ursache einsehen, warum man schreyen mußte. Auch werden die Herren Mönche und Appendix nicht mehr die Ausflucht ergreiffen können, als schreye der Laye, ohne zu wissen: warum? **Zwey tausend, acht hundert, drey und neunzig Millionen Dukaten,** die Sie, meine Herren, nach dem geringsten Anschlage besitzen, und von denen Rom so überschwenglich viel an sich zieht, — sind wohl der Mühe werth, daß man schreyt! —

Doch lassen Sie mich izt auf unsern Kaiser, und seine Verfügungen in Kirchensachen zurückkommen.

Joseph sah auf die Wurzel der eingeschlichenen Misbräuche. Er bemerkte, daß so lange der zu starke Nexus seiner Unterthanen mit Rom nicht aufgehoben würde, alle Reformation vergebens wäre. Er befahl daher, daß die Bischöffe in ihre alte Rechte wieder ein-

treten

treten sollten; befahl alle Dispensationen von dem Diöcesan zu suchen, der sie nach seiner ihm von Gott erhaltenen geistlichen Macht nach eigenem Befinden der Sachen entscheiden sollte; befahl, alle Klöster, — exempt oder nicht, — der Gerichtsbarkeit der Bischöffe zu unterwerfen. Er hob den Zusammenhang der Ordensprovinziale mit ihren Ordensgeneralen in Rom auf; unterzog die Verleihung der bischöflichen Benefizien seinen Majestätsrechten; ließ sich den Eid der Treue von den neuen Bischöffen ablegen; ließ für Religion und Staat unnütze Mönchs- und Nonnenklöster aufheben; verbot die Kundmachung aller päpstlichen Breven und Bullen, bevor sie nicht der landesfürstlichen Einsicht und dem Placito Regio vorgeleget würden; annullirte alle vorhergegangene Bullen und Breven, welche in einer gewissen Zeitfrist nicht eingereicht würden, um das Placitum Regium zu erhalten; — andrer Vorkehrungen, die zwar eben so heilsam, aber weniger eingreiffend in die vermeintlichen Rechte Roms waren, nicht zu gedenken.

Bey diesen kühnen Schritten staunte ganz Europa; und fast alle Unterthanen des Monarchen, die noch vom Mönchsgeiste leben, wurden bestürzt darüber. Lassen Sie michs versuchen, die Schritte Josephs so zu verfolgen, wie er sie that.

Er befahl, daß die Bischöffe in ihre alten Rechte wieder eintreten sollten. Es ist bereits schon bis zur Evidenz bewiesen, daß die Bischöffe nur durch ihre Nachläßigkeit und einen unglücklichen Nachgebungsgeist sich ihre Rechte, die ihnen die christliche Religion als Hirten der Kirche ertheilet, durch Roms Usurpationen haben aus den Händen winden lassen. Unter den mannigfaltigen Flitterursachen, weswegen die Bischöffe, so sehr sie auch von den Bischöffen Roms mishandelt wurden, dennoch schwiegen, war ohnstreitig die Verwegenheit der Päpste, mit der sie sich die Reservation der Benefizien zueigneten, eine der triftigsten. Eine zweyte, der Reichthum der unter dem Schutze des Papstes befindlichen Bischöffe, welche ihre Nachgiebigkeit dem römischen Stuhle theuer genug zu verkaufen wußten; die dritte, die Hoffnung, da nun der Päpst die glänzendste Hauptrolle in der geistlichen Hierarchie spielte, von ihm im Gegentheile ungleich mehrere Vortheile ziehen zu können, als von den Nationen, denen sie vorstunden; eine nicht geringere Ursache endlich die Aussicht, durch den Eifer für das päpstliche Ansehn, die Tiara selbst zu erhaschen; und endlich der Kunstgriff, den Rom ersann, allerley Ornamente für seine Prälaten zu ersinnen, und diesen Lappalien einen Werth und Rang beyzulegen, der alles übrige, was man nur immer als Geistlicher von seinem Fürsten Glänzendes und Ehrenvolles erwarten

 konnte,

konnte, bey weitem übertreffen sollte. Pallien, rothe Hüte, — Erzbißthümer von Ländern, wo kein Christ, ohne Gefahr gespießt zu werden, nur einen Fuß hinsetzen darf, — und dergleichen mehr.

Was Bischöffe sind, was ihre Gewalt, ihre Gerichtsbarkeit ausmacht, haben Van Espen, Thomasinus, Rieger, Febronius, Eibel und vorzüglich **Pereira**, nebst vielen andern, ausführlich genug bewiesen, und dargethan, daß es eine wahre Last für das katholische Christenthum sey, jeden kanonischen Fall — zu dessen Berichtigung die Bischöffe gleiche Macht mit dem Papste haben, — erst vor den Richterstuhl zu Rom zu bringen. —

Es wird Ihnen nicht misfallen, wenn ich Ihnen die Hauptpunkte vorlege, die Pereira in seinem Werke von der Macht der Bischöffe durch das Zeugniß der Schrift, der Koncilien, der heiligen Väter, der Theologen und Kanonisten erwiesen hat. Nemlich:

Daß die bischöfliche Macht und Gerichtsbarkeit, in ihrer ersten Einsetzung betrachtet, so wie sie aus den Händen Jesu Christi hervorgieng, ihrer Natur nach vollkommen, und in Beziehung auf jeden Sprengel unumschränkt ist;

Daß sich die Bischöffe, viele Jahrhunderte durch in dem Besitze dieser vollkommenen und unumschränkten Gerichtsbarkeit und in der Macht behauptet haben, so=

gar

gar von den Verordnungen allgemeiner Koncilien und der Päpste zu dispensiren, wenn es das Bedürfniß und der Nutzen der Gläubigen erforderte; dergestalt, daß, als die apostolischen Reserven sich nach und nach eingeschlichen, solches nicht ohne Widerspruch vieler großer und heiliger Bischöffe geschehen konnte;

Daß, als die Bischöffe endlich ihre Einwilligung zu diesen Reserven gaben, oder dieselben duldeten, solches nur unter der Bedingung geschah, daß, sobald der Recours nach Rom auf irgend eine Weise gehemmet oder gehindert würde, sie wieder in diese Gerichtsbarkeit und in die ursprüngliche Macht, die Jesus Christus mit ihrem Karakter verbunden hat, einträten, so auch, daß der Papst sie nicht gänzlich und noch weniger auf immer dieser Macht und Gerichtsbarkeit berauben kann; indem auf der einen Seite der Papst gewiß nicht die Gewalt hat, den Bischöffen aus eignem Triebe eine Macht zu nehmen, die ihnen Christus, die Apostel und die Kirche gegeben haben, und auf der andern Seite die Hirtenpflicht, die, Kraft göttlicher Einsetzung, den Bischöffen eigen ist, ihnen nicht gestattet, zum Nachtheile ihrer Heerde sich einer Macht berauben zu lassen, die ihnen Christus nicht zu ihrem eigenen, sondern zum Vortheile ihrer Schäflein gegeben hat;

Daß in gegenwärtigen Umständen, wo der Recours an den heiligen Stuhl keine Statt findet, und zwar ohne

einige Schuld der Bischöffe, und wo in Portugal ein so großes und allgemeines Bedürfniß, besonders in Ansehung der Dispensen in Ehesachen, obwaltet, die der Papst, ohne wichtige und dringende Noth nicht mehr, als die Bischöffe ertheilen kann; diese nemlichen Bischöffe sogar von den öffentlichen Ehehindernissen und von allen dem heiligen Stuhle vorbehaltenen Fällen lossprechen können, wenn diese Dispensen nicht ohne großes Ungemach, und ohne großen Nachtheil der Seelen unterbleiben können;

Daß der Papst weder übel aufnehmen kann noch darf, daß die Bischöffe, indem die Gläubigen ohne ihr Verschulden sich in dem Unvermögen befinden, an den obersten Hirten sich zu wenden, diesen Abgang ersetzen, da sie durch das göttliche Recht ihre ordentlichen Hirten sind; und daß sie durch Ertheilung der Dispensen, nichts als eine Macht und Gerichtsbarkeit ausüben, die ihnen Christus selbst gegeben hat, als er seine Apostel bildete, ihnen seine Sendung ertheilte, und den bischöflichen Orden stiftete, um in der Person ihrer Nachfolger, höchste und unumschränkte Ausspender der göttlichen Geheimnisse und bevollmächtigte Diener seiner Kirche zu errichten, damit sie in allem, und überall für die geistlichen Bedürfnisse ihrer Schäflein Sorge trügen, ohne daß der Primat des heiligen Petri dadurch beleidiget werden

könne,

könne, weil dieser Primat nichts weiter über die Bischöffe besitzet, als die Oberaufsicht über einen jeden derselben, jedoch ohne die Gerechtsame und die Vorrechte derselben verletzen zu können;

Daß endlich die Bischöffe in allen katholischen Staaten, nach ihrer alten und ursprünglichen Macht, die Gewalt, die geistlichen Bedürfnisse zu besorgen, und überhaupt in allen Fällen einer dringenden Noth zu dispensiren, wieder ergriffen haben, wenn die Gläubigen, durch Zufälle aller Gattungen in die Unvermögenheit versetzet worden, sich nach Rom zu wenden, und die Gnaden des obersten Hirten, welcher der Papst ist, zu empfangen. „Die Bischöffe, sagt der heilige Augustinus, indem er seine Rede an die Kirche wendet, „die Bischöffe sind an den Platz der Apostel gesetzet worden. Glaube also nicht, Kirche des Herrn, daß du „eine Wittwe, und verlassen seyest, weil du weder Petrum noch Paulum siehst; weil du die nicht erblickest, „die dich gebohren haben. Selbst aus der Zahl deiner „Kinder siehst du täglich neue Väter für dich aufstehen.“

Warum sträuben sich denn aber nun so manche Bischöffe wider diese für die Religion so heilsame Verfügungen unsers Monarchen? Warum legten sie selbst so mannigfaltige Zweifel vor, durch die sie den Kaiser zu Widerrufung des Edicts, welches sie in ihre glänzendsten Rechte einsetzet, zu bereden strebten? Warum

wollen so manche, und unter den manchen — auch Männer die ins Konklave treten dürfen — ihre Hülfe dem Besten der Fürsten nicht leisten, um ihre eigenen Rechte wieder behaupten zu können? — Ist das **Interesse** des römischen Stuhls in ihren Augen wichtiger, als das Interesse des Landesfürsten, der sie aus dem Staube hervorzog, mit Gnaden und Reichthümern überhäufte, und — auf eine der heiligsten Stuffen der Kirche setzte? — Verdient wohl die unzuverläßige Aussicht — vielleicht einst selbst in Rom zu residiren, so viel, daß Wahrheit und Recht unterdrücket wird? Oder soll es eine Art von Wichtigkeit anzeigen, wenn sich der **Unterthan** des Fürsten, mag er hundertmal bepurpert seyn, seinen auf Recht und Billigkeit gegründeten Rathschlüssen entgegen setzt? — Wichtigkeit soll es anzeigen? Ha, ha, ha!!! —

Sonnenfels sagt in dem Briefe über die Ankunft des Papsts über diesen Punkt: wird der Papst wohl fortfahren können, die Wiedereinsetzung der Bischöffe in ihre ursprüngliche Rechte als eine Schmälerung des apostolischen Ansehens zu betrachten, wenn Joseph dem heiligen Vater das eigene Geständniß abnöthigen wird, daß diese Verwaltung der ältern Kirche übereinstimmig, daß es bey dem ungeheuern Zusammenflusse der Angelegenheiten in Rom unmöglich ist, den einzelnen Fällen die Zeit zu geben, die sie fordern; daß entweder Verzögerung

gerung oder Uebereilung, mit gleichem Nachtheile auf beiden Seiten, mit gleicher Gefahr einer unsichern Behandlung, mit gleicher Gefahr der Seelen unvermeidlich sind; wird der allgemeine Vater der Gläubigen, um den Schatten eines Ansehens zu behaupten, anstehn, die Hände zu einer Wiederherstellung zu bieten, die das Wohl der Kinder seines Herzens zur einzigen Absicht hat? und wird er die wenigen von Ehedispensen und Bestätigung der Bischöffe der Datarie entgehenden Taxen noch ferner als etwas betrachten, worauf er zu bestehen Grund habe, wenn er von dem geliebten Erstgebohrnen wird erinnert werden, daß die Ehedispensen der apostolischen Kammer nie eine Quelle von Einkünften hätten seyn sollen, da sie nach der Verfügung des tridentinischen Konciliums nur selten, und stets in forma pauperis zu ertheilen waren; daß das Unerschwingliche der Datarietaxen den würdigsten, aber unvermögenderen Mitwerbern um das Apostolat des Bißthums stets eine Art von Ausschlüssung gegeben; daß überhaupt in allem, was immer auf die abgeleitete ehemaligen Geldzuflüsse eine Beziehung hat, eben die billige Vorsorge, dem Staate sein zur Belebung der Emsigkeit nothwendiges Vermögen zu erhalten, zum Grunde liege, welche Pius selbst bewogen hat, die Ausführung der Antiken aus dem Kirchenstaate zu untersagen? — "

Allein so hell auch unsre guten Köpfe über diesen Punkt denken, so durchkreutzend sind doch die Begriffe, welche sich einige unsrer Bischöffe und ihr Klerus davon machen. Sie müssen es vermuthlich fühlen, daß die bischöfliche Würde, so wie sie der Kaiser für sie mit allen Rechten, Vorzügen, und allem Glanze bestimmt, — ihren Schultern zu schwer sey; fühlen, daß es ihnen weit gemächlicher war, an Roms thätige Arbeiter sich anzuschmiegen, diesen ihre Geschäfte und einen Theil ihrer Revenüen zu überlassen, und dafür die Freude zu Hause zu haben, in lärmenden Gesellschaften, am Spieltische, und Gott weiß wo sonst noch ihre edle Zeit und ihr Geld zu vertändeln. — Es giebt solcher Herren einige! —

Achtzehnter Brief.

Der Befehl, durch welchen die Bischöffe in ihre ursprünglichen Rechte eingesetzet wurden, und das Verbot, in keinem Falle nach Rom zu recouriren, sondern alles vors Konsistorium des bischöflichen Diöcesen zu bringen, hat — ausser einigen weniger aufgeklärten Bischöfen selbst, — wenig Aufsehen unter uns erregt. Die Misbräuche bestunden, und der große Haufe des Volks wußte kaum etwas davon. Es intereßirte ihn also auch nicht, wenn dieser Sauerteig ausgefeget wurd. Aber un-

ungleich mehr Aufsehen verursachte das Verbot, welches den Nexum der Ordensprovinziale, Prioren und Guardiane mit ihren Ordensgeneralen aufhob. Es war natürlich, daß diese Herren sich wer weiß was für Bedrückungen ausgesetzt zu werden fürchteten. Der Anhang, den sich die Mönche aller christlichen Staaten in den Herzen der Einfältigen zu erwerben wissen, und die unter das Volk verbreiteten Seufzer über diese Verordnung, war Ursache, daß ungleich mehr darüber raisonirt ward. Auch wollte es ihnen gar nicht behagen, sich zu dem Gehorsam gegen ihre Diöcesanbischöffe zu verstehn. Man weiß aus der Geschichte aller Orden, der Mendicanten sowohl als der Regularen, was für Unruhen und Intriguen sie anzeddelten, was für Geldsummen sie nach Rom verschwendeten, um von der Gerichtsbarkeit der Bischöffe exempt zu seyn. Dieses Geld, diese Mühe und Intriguen wollten die Herren nun nicht gern umsonst angewandt haben. — Es mußte sie schmerzen, dies alles mit Einemmale vereitelt zu sehn! Und daher kam das Klaggeschrey der Spitzkappen und ihrer Verehrer.

Man war spitzfindig genug, dieses Verbot von der gehäßigsten Seite vorzustellen. Man klagte über Unterdrückung der Geistlichkeit, man schrie über Ungerechtigkeit, — und keiner dieser lautschreyenden Lermer sagte uns, was hier Ungerechtigkeit, hier Unterdrückung der Religion und Geistlichkeit sey.

Bis diese Herren ihre Jeremiaden mit Beweisen unterstützen werden, will ich, Freund, indeß einen Blick auf die Vortheile werfen, welche der Staat durch diese Verordnungen erhält.

Ich habe Ihnen schon in einem der vorhergehenden Briefe von dem beyläufigen Vermögen der katholischen Geistlichkeit nach dem geringsten Anschlage, Nachricht gegeben. Da Venedig allein 206,656,011 Dukaten in den Händen der Geistlichkeit hat, so kann man für alle österreichische Staaten, als Ungarn, Pohlen, Siebenbürgen, Mähren, Schlesien, ganz Oesterreich, Kroatien, die Besitzungen in Italien und den Niederlanden füglich dreymal so viel folglich 619,968,033 Dukaten rechnen. Ich habe Ihnen ferner schon gezeiget, durch welche Wege der Papst, nemlich durch die Generale der Orden, Herr über dieses Vermögen wird. Man kann sicher annehmen, daß Rom von diesem Vermögen durch die Ausschreibungen der Generale $\frac{1}{2}$ pro Cent jährlich im Durchschnitte an sich zieht; und folglich eine Summe von 3,049,840 Dukaten ein Jahr in das andere gerechnet durch diesen Nexum der Generale und ihrer Orden aus den österreichischen Staaten ohne zu wissen: wie? in seine Schatzkammer erhält.

Diese 3,049,840 Dukaten, welche jährlich nach der billigsten Voraussetzung durch die Ordensgenerale bloß für die Bedürfnisse des römischen Hofes den Ordenshäusern



sern der österreichischen Länder abgezapfet wurden, sind nicht die einzige Ursache, warum theils der römische Hof selbst, theils auch die Ordensgenerale — ihre Untergebenen zu allen möglichen Protestationen aufmunterten, durch welche sie nur immer in irgend einiger entfernten Aussicht hoffen konnten, es zu bewirken, daß dieser Nexus wieder hergestellet werden möchte. Denn die Ordensgenerale ziehen eben sowohl, als die päpstliche Kammer ihr gutes Portiönchen von den Revenüen ihrer untergeordneten Klöster. —

Eben so verhält es sich mit dem reellen Nutzen, welchen die Wiedereinsetzung der Bischöffe in ihre alten Rechte dem Staate leistet. — Ich habe Ihnen aus den Berichten der Deputation ad pias Causas zu Venedig schon den Auszug von den Revenüen gegeben, welche Rom innerhalb 10 Jahren für Pensionen, Bullen, Beneficia non residentialia, Decrete, Rescripte, Indulgenzen, Privilegien, Ehedispensationen, Quindenien, Vigenien, Generalprokuratorien, Visitationen, Taxen, — und wie die Rubriken der römischen Kanzleysporteln immer heissen mögen, — an sich zu bringen wußte. Sie betrugen 2,760,164 Scudi. Durch das Verbot unsers Monarchen, wurden die ähnlichen Geldabzapfungen nach Rom mit einemmale verstopft. Venedig hat nach dem Berichte der Deputation 2,655,481 Seelen. Nach den genauesten Konscriptionstabellen

und

und andern Berechnungen hat Oesterreich in allen seinen Ländern — ohngefähr zehnmal so viel Einwohner. — Wenn man daher die Summe des von Venedig nach Rom in zehn Jahren abgelieferten Geldes nach der zehnmal stärkern Population unsrer Länder berechnet, und solche ohngefähr überhaupt auf 40 Regierungsjahre unsrer verstorbenen — uns immer theuern Monarchin auswirft, so ergiebt sich eine Summe von 110,404,560 Scudi, welche unsre Staaten während der Regierung Marien Theresens nach Rom bezahlen mußten. Wem diese Summe unglaublich vorkommt, dem muß ichs gestehn, daß ich selbst davor erschrecke, wenn ich bedenke, daß diese kostbare Summe für Papiere, die unsre Bischöffe eben so gut ausfertigen konnten, ja nach dem Gesetze unsers Religionsstifters auch allein ausfertigen sollten, den Römern in ihre Beutel gespielet ward. —

In den Memoires des Fr. Johann Martins, Beichtvaters Philips IV. Königs in Spanien liest man, daß für bloße Versetzungen der Bischöffe, (also nicht einmal noch für ihre Wahl und Bestätigungsbullen) vom Jahr 1645 bis 1655 — über 400,000 Gulden aus Spanien nach Rom gezahlet werden mußten.

Wer sieht also hier noch nicht ein, wie nothwendig es war, diesen unnützen Geldauswanderungen durch die ernsthaftesten Vorkehrungen vorzubeugen? Schon bloß

das

das Interesse des Staates erforderte sie, und zu wünschen wär es, man hätte sie eher getroffen! — Euch Posaunenbläser aber, die ihr den Todtengesang des Würgengels anstimmen wollt, weil ihr zu kurzsichtig seyd, in das Innre zu sehen, — euch bitt ich, legt eure Posaunen bey Seite. Oder fühlt ihr euch wirklich darzu berufen, sie fortzublasen, gut, so blaset, so lang ihr wollt, meinetwegen auch mir in den — — doch nein, blaset, wohin es euch beliebt.

Neunzehnter Brief.

Daß Joseph die Verleihung der bischöflichen Benefizien — vorzüglich in der österreichischen Lombardie seinen Majestätsrechten wieder einverleibte, erregte nirgends Lerm als in Rom. Je stiller man bey uns war, je feuriger protestirte das römische Kabinet. Es war aber freylich auch ein kühner Gedanke von unserm Monarchen, so wenig Hofsitte zu zeigen, daß er so gerade zu, Rom alle Gelderpressungen in unsern Ländern mir nichts, dir nichts, abschnitt, und es für unanständig fand, einem fremden Fürsten — denn als solchen muß man doch den römischen Hof allemal betrachten, — das Recht zu überlassen, in seinem eignen Lande Unterthanen in Würden einzusetzen, deren Verleihung nur ihm und seiner Nationalkirche zusteht; — wahrlich Joseph

machte

machte da einen zu gewaltigen Querstrich in die Rechnung der Datarie, daß er — wenn er auch das Recht, die Bischöffe selbst zu wählen und einsetzen zu lassen, für sich behalten wollte, nicht doch wenigstens die Taxen und Annaten an die Datarie in Zukunft, wie ehedem bezahlen läßt. Gegen diese wichtige Sportelschmälerung mußte Rom protestiren. Aber ein Glück für uns, daß nun solche Zeiten und Fürsten sind, welche sich durch Protestationen des römischen Hofes nicht mehr von der Behauptung ihrer gerechten Ansprüche abschrecken lassen.

Der schmackhafte Genuß der Annaten von erledigten Benefizien war für die Datarie zu angenehm, und auch zu ergiebig, als daß sie so ganz ohne allen Gegenversuch sich hätte diese reichhaltige Quelle ihrer Einkünfte verstopfen lassen sollen. — Unser Fürst blieb aber unerschüttert, und folgte ganz dem Beyspiele des — von der Kirche selbst kanonisirten Heiligen Ludwigs Königs von Frankreich. Dieser, schon zu seiner Zeit über die Gelderpressungen des römischen Hofes misvergnügte und von der Bedrückung seiner Unterthanen gerührte Fürst, wußte kein ander Mittel diesem Unfuge zu steuern, als seine berühmte pragmatische Sanction, die er im Jahr 1268 entwarf. Er verordnete durch dieselbe:

1. Daß die Prälaten, alle Kirchenvorsteher und Collatoren der geistlichen Benefizien in Ansehung ihrer eigenthümlichen Gerechtsame, alle ihre Gerichtsbarkeit und Rechte beybehalten,

2. Den Kathedralkirchen als auch allen übrigen seines Reiches, freye Wahl und deren Bestätigung vorbehalten werden solle.

3. Sollten alle Promotionen, Collationen, Provisionen und Dispensationen der Prälaten, und aller geistlichen Würden und Pfründen in seinem ganzen Reiche genau nach den Erklärungen, Verordnungen, und der Bestimmung sowol des allgemeinen Rechts und der Konzilien, als auch nach den alten Institutionen der heiligen Kirchenväter beobachtet werden. Und endlich

4. verbot er auf das strengste, daß die durch die römische Kanzeley den Kirchen seines Reiches aufgebürdete Steuern und beschwerliche Gelderpressungen, durch welche das Land bis an den Rand der äussersten Armuth gestürzet würde, — wie auch jene, welche in Zukunft denselben aufgebürdet werden möchten, unter keinerley Vorwand weder erhoben, noch bezahlet werden sollten, es wäre denn, daß es durch einen eigenen und freywilligen Consens von ihm und der Kirche seines Reiches in billigen, gerechten und dringenden Ursachen, oder unvermeidlicher Nothwendigkeit erlaubt würde.

Wenn

Wenn wir diese Sanction des **Heiligen Ludwigs**, die er in seinem ganzen Reiche publiciren, und genau befolgen ließ, mit den Anstalten unsers Monarchen vergleichen; so finden wir, daß unser Kaiser ohnmöglich die Rechte der Kirche durch seine Verfügungen kränken könne, weil er gerade nur so viel that, als **Ludwig** in dieser Sanction verordnet. Und diese kann doch unmöglich **schismatisch** seyn, — die Kirche hätte sonst den Urheber derselben gewiß nicht in die Zahl der **Heiligen** setzen können.

Sie sehen, mein Freund, daß man schon in jenen Zeiten, wo man es doch am wenigsten vermuthen sollte, und von Männern, die man für die respectvollesten gegen Rom ansehen muß, — die mit der Maske der Religion verkappten Gelderpressungen der Päpste zu hemmen suchte. Und unser Kaiser sollte nicht auch einmal zu verbieten anfangen, uns nicht freywillig den — nach und nach unsre Schwäche und Ohnmacht bewirken, den Aderlässen der römischen Kurialisten auszusetzen? — Da überdies fast jedes Koncilium, vorzüglich das zu Kostnitz, Basel und Trident, wider die Annaten und usurpirten **Reservationen** der Päpste, als wider Misbräuche, die an die **Simonie** gränzten, eiferten und sie verwarfen; da die größten und berühmtesten Kanonisten so wie die Kirchenväter selbst diese **Reservationen** bestritten; da endlich das Evangelium und die erste Kir-

chenzucht

chenzucht nichts davon weiß, sondern gerade das Gegentheil beweiset, — wie? sollten die Fürsten noch länger sich blauen Dunst vor die Augen mahlen lassen, ohne durch selben dringen zu wollen? —

Zwanzigster Brief.

Ich hab Ihnen schon einige von den Ursachen entdecket, warum die Bischöffe, wenigstens viele in den verflossenen Jahrhunderten sich so sklavisch an den römischen Stuhl anschmieden ließen. Da nun dieses Joch, das sie zeither tragen mußten, ihnen izt fast zur Natur geworden, da dieses Joch überdies durch die Duldung der Fürsten gleichsam den Schein einigen Rechtes erhielt, dürfen Sie sich noch wundern, daß es in unsern Zeiten noch Bischöffe giebt, die, weil sie vielleicht mehr — beten als studiren, — es für wirkliche Eingriffe in die Rechte der Kirche ansehn, wenn der Monarch es zu verhindern sucht, daß seine Unterthanen nicht von der Schatzung der römischen Kurialisten abhangen sollen?

Der Kaiser, der dies voraus sah, war also gezwungen, die neuen Bischöffe insbesondre in Eid und Pflicht zu nehmen. Es war unschicklich, daß diese Kirchenhäupter nur dem Papste, nicht aber dem Fürsten und Staate, vom dem sie doch lebten und für dessen Wohlfarth sie wachen sollten, ihren Eid ablegten.

Eben so verhält es sich mit den bereits schon ergangenen, als wie mit den in der Zukunft erst zu ergehenden päpstlichen Bullen, Breven und Indulgenzen, — welche der Fürst vor deren Kundmachung erst seiner Einsicht vorzulegen befahl. Nur einen flüchtigen Blick auf das Innere dieser Verfügung, und man wird das Billige darinnen hell und deutlich entdecken.

Erstlich, man mag sich drehen und wenden wie man will, so sind diese Bullen und Breven und Indulgenzen — doch nichts anders als **Befehle**. — Nun betrachte man, **wer** sie giebt, und **wem** sie gegeben werden. Rom giebt sie fremden Unterthanen. Also — ein fremder Fürst — dem Volke eines andern Fürsten. Läßt das im strengsten Verstande nicht: als wenn der **König von Preussen** uns befehlen wollte, wer bey unserer Armee General werden, wie viel er ihm für dieses Decret bezahlen, — welcher von den Subalternoffiziers von der Subordination gegen seinen Regimentskommandanten eximirt werden solle, und dergleichen mehr? —

Ich weiß es wohl, man wird einwenden: der Papst ist das Oberhaupt der Kirche, er muß für die Einigkeit, die Reinigkeit, und Heiligkeit derselben wachen. — Ganz recht, er ist das Haupt der Kirche; aber nur um Schismata in derselben zu hindern, auf die Störer der Grundsätze des Evangeliums ein wachsames Auge zu haben, und die Bischöffe der Christenheit,

welche

welche in dieser Wachsamkeit allenfalls lau würden, wieder zu ihrer großen Pflicht zurück zu lenken. — Aber demohngeachtet hat er nie das Recht uns zu befehlen, was ihm beliebt. —

Man hat es in vorigen Jahrhunderten gesehen, daß die Päpste mit dem Rechte ihrer Schlüssel allerley Unfug angezettelt haben. Peters Schlüssel öffneten die Pforten zu den größten Uebeln. Rom — mit den Schlüsseln in der Hand, wurd der fürchterlichste Pförtner. Ich zweifle, ob die Zeitgenossen des Ovids — ihren Charon so sehr gefürchtet haben, als die Christen des mittlern Alters die Himmelsschlüssel der Päpste. Der Spruch: was ihr auf Erden binden werdet ꝛc. wurd zur Büchse der Pandora, aus der die größten Uebel in der christlichen Geschichte sich über den ganzen Erdball verbreiteten. Die theologischen Rabulisten fanden überall Gelegenheit, ihn anzuwenden und geltend zu machen.

Ich leugne zwar nicht, daß päpstliche Bullen und Breven oft viel Nützliches enthalten, welches zum Besten der Nationen beytragen kann. Aber ich gestehe nicht weniger, daß ich es für eine der weisesten Vorsichten jedes Monarchen ansehe, wenn er zu verhindern trachtet, damit nicht neben einigen guten Verfügungen Roms — unendlich zahlreichere Kleinfügigkeiten ins Land gebracht werden. Rom kann unmöglich die Ver-

fassung, die Lage, den Zustand jedes Landes, seine Rechte, seine Freyheiten, seine Erwerbungswege, seine Gesetze so genau kennen. **Rom** — von den ungestümen [illegible] der Supplikanten oft hintergangen, jederzeit aber in der Nothwendigkeit, um seine Einkünfte nicht zu schmälern, die äusserste Bereitwilligkeit gegen alle Arten von Gesuch zu bezeigen — **Rom** kann — auch ganz ohne seine Absicht — durch solche Bullen und Breven oft mit Einemmale die ganze Ruhe und Ordnung eines Landes umstürzen. Daß sich solche Fälle ereignet haben, beweiset die Geschichte.

Es ist also äusserst nothwendig, die richterliche Einsicht über dergleichen Verfügungen **Roms**, sie mögen von einer Art seyn, von welcher sie wollen, — ohne Ausnahme zu fordern und auch wirklich zu nehmen. — Einmal, um zu verhüten, daß nicht Unordnungen im Staate entstehen, und dann, um die Ausübung der obersten Majestätsrechte ungekränkt zu erhalten, welche doch allemal nur das allgemeine Beste des Staats zum Entzwecke haben.

Es gefällt den Herren Eigenthümern solcher Decrete, Breven und Bullen freylich nicht, daß sie sogar die in vorigen Jahrhunderten erhaltenen — zur Revision einreichen müssen, wenn sie solche nicht ganz verlieren wollen. Man muß aber diese Herren bemitleiden, daß sie den Nutzen dieser Verfügung nicht einsehen. Der

Staat

Staat erhält erstlich eine genaue Kenntniß der Verfassung, der von Rom erhaltenen Rechte, Privilegien und Befreyungen aller seiner geistlichen Unterthanen; er wird zweytens in den Stand gesetzt, die Widersprüche, die durch die Länge der Zeit, theils die Bullen mit Bullen selbst, theils mit den Gesetzen des Staates erregen, aufzudecken; er dringt endlich in die geheimsten Schlupfwinkel ein, in welchen sich so viele und unzählige Misbräuche verkrochen zu haben scheinen. Nur ein Thor oder offenbarer Feind seines Vaterlandes wird sich sträuben, seine Hände zur Berichtigung dieses wichtigen Geschäftes zu reichen.

Ein und zwanzigster Brief.

Was unsre ganze Nation, Mönche, Weltgeistliche, Prälaten, Bischöffe, — Minister, Generale, Bürger und Bauern, Damen, Mademoisellen und Fräulein, ja sogar die Küchenschürzen — am meisten intereßirte, was auch in ganz Europa so zu sagen am meisten Staunen und Aufsehen erregte, — war Josephs Entschluß, einige Mönchs- und Nonnenklöster aufzuheben.

Lassen Sie mich über diesen Entschluß ein Wörtchen zum Voraus plaudern. — Wer die Verfassung erzkatholischer Länder kennt, weiß auch, daß der Pöbel

aus allen Klassen, vom Mönchsstande ganz beherrschet wird. Die Ursachen, warum der Bettelmönch diesen abergläubischen Despotismus über die Herzen der Schwachen theils zu erhalten, theils auszubreiten, und zum Wesentlichen der Religion zu machen wußte und strebte, sind bekannt. Man hielt eine Nonne für eine Kreatur, die lauter Heiligkeit athme, — einen Mönch für einen Menschen? — nein, für einen Engel, der mit Strick und Kutte, Bart und Sandalien in den Himmel einfahreen müsse. Dies nur zu bezweifeln, war schon Sünde. Die Lehre, daß der Priester im Beichtstuhle an Gottes Statt da sitze, — wurd so weit ausgedehnt, daß man seine Heiligkeit, seine Macht im Beichtstuhle, mit der Macht, mit der Heiligkeit Gottes selbst vermengte; und diese Idee wurd nach und nach so herrschend, daß man auch ausser dem Beichtstuhle keinen Mönch sehen konnte, ohne sich nicht dabey den Begriff zu denken: das ist der Mann, der dir an Gottes Statt alle deine Sünden vergeben kann. Er ist der Verweser des Himmelreichs für deine Seele.

So war es denn nun natürlich, daß man alles, was nur von der entferntesten Seite einen Bezug auf die Klöster und ihre Kirchen hatte, für Heiligthum ansah; daß man jede Handlung der Mönche, die ohnehin geschickt genug waren, alles mit der Religion zu überfirnßen, — für Religionshandlung hielt. Wehe dem,

der es gewagt haben würde, sich es nur merken zu lassen, daß er den hochwürdigen Herrn Kapuziner oder Minoriten nicht für einen lebendigen Heiligen schon auf dieser Erde ansehe. Ich rede aus Erfahrung. Ich war 1772 in Prag der Gefahr ausgesetzt, todt geschlagen zu werden, blos weil ich in einer Gesellschaft die Bemerkung machte, daß es unbillig sey, die Mönche in Städten zu füttern, wo wir ohnehin Seelsorger genug hätten, die Dörfer aber oft ohne dieselben zu lassen, die man doch für das, was die Mönche vom Staate für ihr Chorsingen zögen, — dahin verpflanzen könnte. —

Zu dieser Anhänglichkeit des Volkes an die Bettelmönche gesellen Sie noch, Freund, die Vorurtheile des Aberglaubens und die wenig vernünftige Aufklärung in Religionslehren; setzen Sie diesen noch die Schwärmerey hinzu, mit der — durch allerhand listige Kunstgriffe, so manche Mönche ihre Kirchen, ihre Heiligen, ihre Bauchgürtel, ihre Bilder, ihre Andachten, und Gott weiß was sonst noch — als die einzigen, oder doch als die vortheilhaftesten zur ewigen Seeligkeit des Volks auszuposaunen wußten, — und Sie werden mit mir gestehen müssen, daß in einem solchen Lande Mönchsklöster aufheben ungleich mehr Entschlossenheit, mehr Muth und Unerschrockenheit fordre, — als an die Spitze seiner Heere hinzutreten, und Schlachten zu liefern. — Das Volk, das sich — vielleicht mit einer

 Thräne

Thräne im Auge — seine Wohnungen ausplündern läßt, aber den Muth nicht verliert, sich wieder neue zu bauen, — eben dieses Volk schreyt mit trostlosem Aechzen, laut über Antichrist und Verlust seiner Seeligkeit, wenn ihm ein Bethaus entrissen wird, das es doch so lang es da stand kaum sein ganzes Leben durch Einmal besuchte. —

So gieng es auch bey uns. Das Volk zitterte vor der Zukunft, fürchtete nun um alle seine Heiligen und Schutzpatrone zu kommen, fürchtete, nun ohne Trost, ohne geistliche Hülfe dahin sterben zu müssen, wenn diese Klöster verschwänden; die — ein gleiches Schicksal befürchtenden Mönche andrer Orden liefen unter dem Schwarm ihrer Anhänger herum, drehten die Augen gegen den Himmel, weinten, bäten das Volk in der Stille, Gott um eine glückliche Wendung des Schicksals der katholischen Kirche anzuflehen, jammerten, heulten und zähnklapperten, daß es erbärmlich anzusehn war für die, die ihre ganze Seele in die Kapuze irgend eines Mönchs zum sichern Transport in den Himmel eingepackt hatten, — aber ärgerlich zu hören für die Ohren derer, die unpartheiisch die Gründe für und wider abzuwägen im Stande waren.

Ja, Freund, — jeder andere Fürst, — als Joseph, — würde mit wenigerem Glücke diese wichtige Reduction haben unternehmen können. Allein man

kannte

kannte ihn. Die Vernünftigern sahen in ihm den weisen Monarchen, der sich ganz für sein Volk aufopferte, — und der Aberglaube — seufzte nur in der Stille, ohne den Muth zu haben, wider die durch den lauten Beyfall ganz Europens öffentlich gerechtfertigte Entschließung des Kaisers aufzutreten. Aber desto gefährlicher hätte auch das heimliche Misvergnügen so vieler tausend Enthusiasten, die alle sich den Himmel zu erringen geglaubt hätten, wenn sie in dieser Sache — als einer Sache der Religion — für das Christenthum ihr Leben aufopferten, — desto gefährlicher sage ich hätte dies Misvergnügen, das wie ein innerlicher Brand in den Eingeweiden des Staates herumwühlte, werden können, wenn nicht die Vorsicht des Monarchen jedem Ausbruche desselben vorzubeugen gewußt hätte.

Die stille und bescheidne Verfahrungsart der Publikation der Aufhebung dieser Klöster, und der dem Volke vorgelegte Plan trug viel darzu bey, daß keine Ausschweifungen vorfielen. Joseph hätte nur die Polizeywache, wie Papst Pius VI. die Trabanten bey Aufhebung des Klosters zu Spoleto, gebrauchen dürfen, und das Signal zum Ausbruche der Unruhen wäre wie in Spoleto selbst gegeben worden. Da aber keinem Individuum dieser Klöster Zwang angeleget ward, da die, welche in die Welt aus freyem Willen treten wollten, ihre hinlängliche Versorgung erhielten, ja gegen die in

Spoleto vom Papste aufgehobene Nonnen, welcher jeder in die Welt zurücktretenden Nonne nur 89 Gulden jährlich auswarf, — reichlich versorgt wurden, so mußte selbst der dummdreisteste Bigot es endlich einsehen, daß es für die Religion gleichviel sey, ob diese Leute in diesem oder jenem Orden, oder ganz und gar in der Welt lebten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Diese vermeintlichen Eingriffe in die Rechte des Papstes fanden unter unserm Pöbel allenthalben Tadler und Widersacher. Selbst Seine Eminenz der Herr Kardinal Erzbischoff, von dem man doch mit allem Rechte eine genaue Kenntniß der Grenzlinie zwischen fürstlicher und päpstlicher Gewalt voraussetzen und erwarten durfte, signalisirte sich durch seine Vorstellung an den Kaiser wider die aufgehobenen Exemtionen. Man erstaunt, so ganz und gar nichts wissen zu wollen, was die Koncilien, die Kirchenväter, die Kanonisten, und das gemeine Recht so deutlich bestimmen. Denn daß Seine Eminenz es nicht wissen sollten, würd ich nimmermehr glauben können. Doch über diesen Herrn hoff ich Sie, mein Bester, in einem eigenen Briefe zu unterhalten. Es ist billig, daß man auf jeden Schritt solcher Männer das wachsamste Auge heftet. —

Indeß

Indeß schrien die Zeloten öffentlich über Unterdrückung des Papstes und der Religion. Man hat fast jederzeit die Person des Papstes zur Sache der Religion gemacht, ohne zu bedenken, daß beydes ganz verschiedene Gegenstände sind. Man kann die größte Ehrfurcht gegen die Religion haben, ohne eben gezwungen zu seyn, den Papst zu ehren, wenns sein moralischer Karakter nicht von uns fordert. Wahr ist es, da es einmal so weit gekommen ist, daß man in der Person des Papstes den Vorsteher der Religion — und den Fürsten auf dem Throne zugleich erblicket, — daß zwar der Katholik in jedem Lande ihn als Primas der Kirche erkennen muß; aber nur seine eignen Unterthanen sind verpflichtet, ihn als ihren Regenten anzusehn. Kein Unterthan eines andern Monarchen hat ihm mehr Gehorsam, mehr Ehrfurcht zu erweisen, als er im allgemeinen Verstande jedem andern Fürsten, der ihm so, wie der Papst nichts zu befehlen hat, schuldig ist. Der Papst hat zwar eine doppelte Macht, die geistliche und die zeitliche. Die zeitliche, selbst in Kirchendisciplin, erstreckt sich nur über seine eignen Unterthanen als Regent. Die geistliche hingegen ist ihm nur dann auch ausser seinem Gebiete erlaubt, wenn er erblicket, daß durch die Lauigkeit der Bischöfe offenbare Religionswidrige Schismen eingeführet werden. Was nicht im eigentlichsten Verstande lautres Wort Gottes ist, oder um deutlicher zu seyn, was

nicht

nicht wirklich Grundsätze des allgemeinen katholischen Katechismus sind, ist von seinen Forum ausgeschlossen, weil alles übrige nur Disciplinsachen sind, welche die Fürsten mit ihren Bischöffen nach Befund der Sachen, der Zeit, der Umstände, der Lage ihrer Völker, selbst zu reguliren haben.

Christus hat uns entweder die Lehr- und Grundsätze zu unsrer ewigen Glückseligkeit, — folglich seine Religion deutlich vorgetragen, oder nicht; hat er sie deutlich vorgetragen, so brauchen wir keinen Richter, der uns Zusätze aufdringt; wir brauchen nur einen allgemeinen Richter, der darauf sieht, daß diese Grundsätze unverfälscht erhalten werden. Hat Christus die Religion nicht deutlich vorgetragen, — so ists das Koncilium, welches entscheiden muß, — also wieder kein einzelner Machtspruch. — Alles übrige, was nach unserm Religionssystem nicht zur Seeligkeit unumgänglich nothwendige Religionswahrheiten und Glaubensartikel enthält, gehört zur Entscheidung der Nationalkirchen, und der Jurisdiction ihrer Bischöffe. Das kanonische Recht ist also ganz und gar überflüßig. Was der Katholik glauben und thun soll in der ganzen Welt, hat Christus befohlen, — und sonst gehört nichts zum Wesentlichen der Religion. Man hat blos durch Rabulistereyen, Verdrehungen und spitzfindige Folgerungen den Sinn des neuen Bundes zum falschen Würfel zu

machen

machen gewußt, mit dem die Kanonisten, wie es die Umstände forderten, paschen konnten, wie sie wollten. Das sogenannte päpstliche Recht ist ein Hirngespinnst feiler Skribenten, die unverschämt genug waren, die zeitliche und geistliche Gewalt des Papstes zu vermengen, oder vielmehr die geistliche misbrauchten, um dem heiligen Vater die zeitliche — unumschränkt zu verschaffen. Die Päpste gefielen sich mit dem Schwerdte in der Hand oft besser, als mit ihren Schlüsseln; sie schickten daher Decretalen und Anathemen die Menge in die Welt, den Hirngespinsten ihrer schwärmerischen Schmeichler, Ansehn, Stärke und Unfehlbarkeit zu erkämpfen.

Mich wundert, daß die Kanonisten des römischen Hofs ihre Verwegenheit in vorigen Zeiten nicht so weit getrieben haben uns zu befehlen, daß wir glauben sollen, die Päpste wären wie Christus, von ihren Müttern blos durch Ueberschattung des heiligen Geistes empfangen worden; alle Päpste wären Gott-Menschen, wären zu Mittlern des Menschengeschlechtes bestellt u. d. g. wie Christus selbst, da sie doch sonst alle Handlungen, alle Reden, die nur Christus als Gottmensch thun durfte und reden konnte, als Handlungen und Reden annehmen, die auf die Macht der Päpste anwendbar sind. Haben die Kanonisten nicht wirklich durch Sophismen den Spruch: Ihm (Christo) ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben worden, — auch auf die

Macht

Macht des Papstes anwendbar zu machen gesucht, ohne zu bedenken, daß zwischen Papst und Christus ein solcher Unterschied ist, der alle Vergleichung unmöglich macht? Wenn die Päpste alles thun sollen und dürfen, was Christus gethan hat, warum geben sie nicht dem Kaiser was des Kaisers ist? Hatte Christus Kronen? Statt des stolzen Zelters ritt er auf einer Eselin.

Die Kirchenrechte und Vorzüge der Päpste sind usurpirte Rechte und Vorzüge. Schmeichler unterstützten diese Usurpationen mit theologischen Deductionen, mit denen die päpstliche Kreaturen, sobald irgend einem derselben in Sinn kam, eine noch nie in der Kirche gebräuchliche Verfügung zu treffen, immer in Bereitschaft standen. Den Päpsten gefiel es, so wohlfeil zu Ansehn und Macht zu gelangen, und sie unterließen nicht, ihre Emissarien als Kirchenlehrer zu erklären. Es ist betrübt, daß man dem päpstlichen Rechte keine dauerhaften Schranken gesetzet hat. Durch heilige Reliquien, Amulete, Ablässe, Konfirmation der Bischöffe, Pallien und Hüte wußten sie das Volk wirksamer an sich zu locken, als die besten Regenten durch alle weisen Anstalten. Man hat es freylich oft gewagt, diesem Unwesen zu steuern. Allein die Päpste wußten sich so geschickt zu widersetzen, daß die Fürsten nie ganz durchdringen konnten. Nie gaben sie, auch den besten Einrichtungen der Monarchen, Gehör, weil ihre Revenüen dadurch geschmä-

schmälert wurden, ohne welche sie nicht mehr im Stande waren, Bischöffe und Kardinäle, und Prälaten durch Belohnungen, oder doch durch Aussichten auf selbe in ihr Interesse zu verflechten. Alle Widersprüche der Päpste, mögen sie noch so sehr mit Religion verbrämt scheinen, fussen sich nur auf die Erhaltung ihrer Ehre, Macht und Einkünfte. Begierde nach Schätzen und Ehre leuchtet in jedem Satze ihrer gesammelten Kanonen hervor.

Die meisten der Päpste sind vom niedrigsten Pöbel auf Peters Stuhl gestiegen. Die Höhe war zu schwindlich für sie; sie waren der Macht, zu der sie gelangten, ungewohnt; es schmeichelte aber ihrem Ehrgeitze, und man weiß, wie übermüthig sich fast allemal der gemeine Mann beträgt, wenn er volle Gewalt bekömmt, nach seinem Eigendünkel zu handeln, was er will. — Unerfahrenheit, Hochmuth und Kabalengeist (denn nur durch diesen gelangen die meisten zur dreyfachen Krone) rissen sie zu Handlungen und Forderungen hin, über die ich mich als Katholik im Namen der meisten Päpste schäme. **Nur wenige machen eine Ausnahme von dieser Bemerkung.**

Der übertriebene Prunk des römischen Hofes, seine Pensionen an seine Anhänger und Panegyristen, und der Nepotismus zwangen sie, ihre Revenüen auch aus fremdem Ländern zu ziehen. Ganz Europa mußte ih-

nen

nen ihre Prälaten, Bischöffe und Kardinäle mästen, ihre Bürger bereichern, ihre Schatzkammern füllen, Vatikane bauen, und Leibgarden und Regimenter auf die Beine stellen helfen. Allein soll Europa dieses noch?

Die Religion Christi ist einfach, und gerade so, daß sie allen Regierungsformen und dem Glücke der Nationen anpaßt. Ein Vorzug, den keine andre hat. — Bellarmins Satz: daß der Fürst seine Regierungsart ändern müsse, wenn ein geistlicher Nutzen verhindert werde, ist daher falsch, weil die christliche Religion eben den Vorzug unter allen übrigen hat, auf alle Regierungsarten, wenn sie nur sonst nach Recht und Billigkeit gehandhabet werden, zu passen. So weit war der Stifter unsrer Religion entfernet, sie mit politischen Prätensionen zu durchflechten. Und seine Statthalter wollen es? —

Keine Religion in der Welt, mag sie von Schwärmern oder Betrügern gestiftet seyn, hat die zeitliche Obergewalt über die, welche sie annahmen, den Lehrern derselben unterworfen. Und die christliche sollte diesen Fehler an sich haben?

Wenn der Fürst ein Gesetz giebt, so verbindet es nur, so weit seine Gränzen gehen. Und der Papst will, daß seine Gesetze den ganzen Erdball umfassen sollen? Religionsgesetze sind jedem Christen heilig, — aber kann der Papst Gesetze geben, die nicht in denselben gegründet sind?

Sind

Sind sie es, so sind sie nicht von ihm, sondern Gott gab sie schon vor ihm. Sind sie nicht gegründet, warum giebt er sie, da er der pünktlichste Beobachter des Willen desjenigen seyn soll, dessen erster Diener er seyn will? Ist es nicht widersinnig, unter dem Deckmantel der Religion zu fordern, daß alle Nationen, zum Schaden ihrer eigenen Gesetze und ihrer durch dieselbe bestehenden Glückseligkeit, sich dem Statthalter Christi als Lämmer hinopfern sollen, von denen zwar der Stifter der Religion zu Petern und den Jüngern sagte, **weidet** sie, aber nicht **scheeret** sie. Wenn ich ein guter Christ bin, so kann kein Papst mir den Himmel durch seinen Bannstral verschließen; und bin ich ein Schurke, so helfen mir alle seine Indulgenzen und Auflösungen nichts. — Die blanken Dukaten des Staates helfen mir auf alle Fälle mehr.

Allen auswärtigen Handel kann der Fürst untersagen; er muß es aber auch zugleich, wenn die Produkte im Lande selbst erzielet werden, oder erzielet werden können. Rom trieb mit seinen Benefizien, Dispensationen ꝛc. ein Monopol, das für katholische Nationen um so schädlicher ist, weil es unter der Maske der Religion zum Nachtheil derselben getrieben ward. Wie **Frankreich** uns Moden lieferte, um unser Geld zu haschen, so ersann Rom Pallien, und rothe Hüte ꝛc. um das Geld aller Nationen an sich zu locken.

Verzeihn Sie mir, mein Bester, diese einzelnen hingeworfenen Rhapsodien über das vorige Betragen der Päpste. Ich weiß, daß sie nicht systematisch geordnet sind. Dafür will ich Sie aber auch mit einer Stelle aus des **Pereira Macht der Metropolitane über ihre Bischöffe** schadlos halten.

„Wie sonderbar! sagt er. Vor Gregorii VII. Zeiten waren die Kaiser Herren der Päpste. Sie machten sie, richteten sie, und straften sie, wie **Onuphrius Panvini** im Leben dieses Papstes selbst erkannte: **Gregor der Große** schämte sich nicht, den **Mauritius** seinen **Herrn** zu nennen, und sich als seinen Unterthan zu erkennen, wie wir in vielen Briefen von ihm lesen. — **Leo III.** schämte sich nicht zu bekennen, daß er dem Gesetze und den Tribunalien **Ludwig** des Frommen unterworffen sey, wie wir es finden bey Gratian Cap. de Capitulis und in einem andern, das anfängt: Nosſi incompetenter. &c. Andre Päpste schämten sich nicht, den Nachfolgern **Karls** des Großen Gehorsam und Treue zu schwören, wie **Baluzius** in seinen Anmerkungen über den h. Agobard p. 122 bemerkt. Wenn die Päpste an den Kaiser schrieben, so setzten sie ihre eigenen Namen dem kaiserlichen nach, und gaben ihnen folgende Titel: Domino piiſſimo et sereniſſimo victori et triumphatori filio amatori Dei et Domini noſtri Ieſu Chriſti — Auguſto — Epiſcopus

pus Servus Servorum Dei — wie aus dem alten Rituale oder dem Libro diurno erhellet, das Garnet herausgab. Aber eben dies mag eine von den Ursachen gewesen seyn, warum Rom die erste Auflage unterdrückte, die Lukas Holstenius davon machen wollte, und die er beynahe schon geendiget hatte. Damals pflegten auch die Päpste noch in ihren Dekreten diese Zeitbestimmung zu gebrauchen: Imperante Carolo Domino nostro, wie Guicciardini in seiner Abhandlung de Origine potestatis Saecularis in Romana Ecclesia bey Goldast T. III. bemerkt. Nach Gregor VII. aber wollen die Päpste Herren über die Kaiser seyn, diese sollen jenen, als Vasallen ihren Herrn, den Leheneid leisten, und das Reich als ein Lehen des apostolischen Stuhls erkennen. Ja Adrian VI. war von dieser Eitelkeit so sehr eingenommen, daß er es als einen unerträglichen Stolz schalt, als Friedrich I. in den Briefen an den Papst seinen eigenen Namen zuerst setzte, und bey einer öffentlichen Feyerlichkeit sich nicht dem rechten, sondern linken Steigbügel näherte, als der Papst zu Pferde stieg.“

„Das Cap. Solitae de major. et obed. ist ein langer Discours, in welchem Innocentius die Erhabenheit des Priesterthums vor der weltlichen Macht zu erweisen sich bemühet. Er schließt daraus, dem Papste stehe zu, zu befehlen, dem Kaiser, zu gehorchen.

Dies ist gerade das Gegentheil von dem, was uns Christus einschärfte, wenn er sagt, die weltlichen Könige herrschen, ihr aber nicht also. **Innocentius** führt aus dem ersten Buch **Mosis** den Text an, Gott habe zwey Lichter gemacht, und daraus schließt er, so wie der Mond seinen Schein von der Sonne hat, so komme auch alle Macht der weltlichen Fürsten vom Papste her. Wenigstens gründete **Bonifacius** VIII. auf diese Allegorie des **Innocentius**, seine Rechte auf das Reich und auf alle Fürstenthümer der Erde, und seine Gewalt die Königreiche zu nehmen, wem und wann es ihm beliebe."

Wenn das nicht Charlatanerien behaupten heißt, so gestehe ich, daß ich die größten Narrheiten noch als Thaten der Weisen erkennen müßte. —

Drey und zwanzigster Brief.

Nach diesen vorausgeschickten Nachrichten, mein schätzbarster Freund, lassen Sie mich einen beyläufigen Versuch wagen, wie viel Rom durch die neuen Einrichtungen unsers Kaisers verliert, mithin, wie viel jährlich am Gelde mehr im Lande zum Kreislaufe zurückbleibt.

Durch die Einsetzung der Bischöffe in ihre alten Rechte hören also alle Recourse nach Rom auf. Sie haben schon aus einem meiner vorhergehenden Briefe gesehn, wie viel **Venedig** an **Rom** bezahlet hatte. Alle die-

diese Rubriken unter welchen die Datarie Geld zu erpressen wußte, hören also auf. In zehn Jahren zahlte Venedig 2,760,164 Scudi, also fürs Jahr 276,016 Scudi. Unsre Population ist zehnmal stärker als die Population von Venedig; es ist billig, daß wir also diese Summe auch zehnmal erhöhen, welche 2,760,164 Scudi oder 6,762,635 Gulden betragen wird.

Wenn wir zu dieser Summe noch die durch den Nexum der Orden mit ihren Ordensgeneralen, bereits in einem der vorhergehenden Briefe bestimmte Summe von 3,049,840 Dukaten oder zu 4 fl. 18 *r. 12,114,312 Gulden, welche izt Rom ebenfalls entbehren muß, hinzu setzen, so beträgt die Totalsumme jährlich 18,876,947 Gulden. Ich glaube daß schon dieses Quantum erheblich genug ist, zu bekennen, der Kaiser habe die für das innre Wohl seines Landes schicklichste Vorkehrung auch dadurch getroffen, daß er so viele Millionen in seinem Staate zurück zu halten sucht.

Da aber noch überdies die Majestätsrechte in diesem Punkte, durch Koncilien und Kirchenväter nicht nur gesichert, sondern selbst nach dem Erforderniß seiner Länder zu diesen Schritten aufgefordert werden, — sollen wir ihm unsern vollen Beyfall wohl versagen können? Nur scheinheilige Pharisäer werden darüber Trauerlieder anstimmen.

So beträchtlich auch diese Summe an und für sich schon ist, so ist es doch ausgemacht, daß sie noch ungleich höher anwachsen würde, wenn man alle Posten, die nach Rom gehen, specificiren könnte. Denn Sie sehen, Freund, daß ich hier noch nicht einmal die Annaten der lombardischen Bischöffe in Anschlag gebracht habe; andrer Gegenstände noch zu schweigen. —

Rom kann solche erhebliche Verluste freylich nicht ohne Gegenversuche ertragen. Daher kommen auch die römischen Protestationen. So sehr diese Veränderungen lange schon zu wünschen waren, so ist es doch zu bedauern, daß diese Epoche nicht einen Sixtus, Gregor oder Alexander — sondern eben einen der edelsten Päpste Pius VI. getroffen hat. Doch einmal muß der Anfang gemacht werden.

Dieser Papst, wirklich einer der verehrungswürdigsten, die auf Peters Stuhl saßen, verdient, daß ich Ihnen einen kurzen Abriß seines Lebens gebe. —

In dem langwierigen Konklave nach Ganganellis Tode wurd er den 14ten Februar 1775 zum Papst erwählet. — Seine vorhergehenden Lebensumstände sind ganz einfach. Den 27sten December 1717 wurd er in Cesena von einer alten und edlen Familie der Braschi gebohren. Er studirte in Rom, und schon im Jahre 1753 nahm ihn der Kardinal Thomas Ruffo als Auditor zu sich; bald darauf wurd er geheimer Kämmerling

Be-

Benedicts XIV. Da seine bestimmte Braut plötzlich starb, widmete er sich ganz dem geistlichen Stande. Benedict XIV. verlieh ihm darauf ein Kanonikat bey der Peterskirche, Clemens XIII. das Auditoriat und die Protection über die Kirche der römischen Gastwirthe. Im Jahre 1766 erhielt er unter Clemens XIV. die Schatzmeisterstelle der apostolischen Kammer. Als Schatzmeister war er unermüdet und fleißig, den Nutzen der apostolischen Kammer durch innre Oekonomie zu befördern. Er wurd endlich den 26sten April 1773 Kardinal, und drey Tage darauf erhielt er den rothen Hut und den Priestertitel St. Onuphrii, welchem bald die — obwohl mittelmäßige Abtey Subiaco zum Geschenke von Clemens XIV. nachfolgte. Von dieser Zeit an kam er fast niemal mehr zum Papst Clemens XIV. Er mußte sogar von ihm im Consistorio das verdrüßliche Kompliment verschlucken: Voglio fatti, non paralo, Thaten will ich, keine Worte. Der Herzog von Toscana hat sich am meisten bey den bourbonischen Höfen für Braschi während des Konklave verwendet.

Braschi wurd Papst. Er schien es vorher zu sehen, daß seine Regierung mit Kummer und Verdrüßlichkeiten durchwebt seyn würde. Er sagte zu den Kardinälen: Ihre Versammlung ist also geendiget? Aber welch eine unglückliche Endigung für mich! —



Die ersten Verdrüßlichkeiten, welche den edlen Braschi mit den politischen Höfen in Zwistigkeiten verwickelten, entstunden aus der bis izt noch zu sichtbaren — Anhänglichkeit an die Jesuiten. Ich kann mich nicht enthalten über diesen Orden einige Bemerkungen herzusetzen.

Die Ursache, warum die Jesuiten endlich mit Strunk und Stiel aus so vielen gut und ächt katholischen Staaten verbannet wurden, bin ich zu kurzsichtig einzusehen. — Kabalen aber, und bloßer Verfolgungsgeist, wie die Jesuiten und ihre Anhänger noch izt behaupten, können doch unmöglich an den weltlichen Höfen ihren Umsturz allein bewirket haben. Man hat es aus der Geschichte ihres Ordens gesehn, daß sie durch Kabalen und Verfolgungsränke allenthalben das Uebergewicht erfochten hatten. Es müssen also wesentliche Ursachen daliegen, welche die Zernichtung der Jesuiten nach sich zogen.

Ich schicke gleich hier die Bemerkung voraus, daß ich nie den einzelnen Jesuiten für den ränkevollen Mann erkläre, sondern die Gesellschaft im Ganzen. Die wenigsten waren in die innersten Geheimnisse ihres Ordens recipirt. Alle übrigen wurden durch tausenderley Kunstgriffe als Räder einer einzigen Maschine gebraucht, ohne daß sie wußten: warum sie eben so und nicht anders handeln durften. Sie glichen einer Armee,

an

an deren Spitze der kommandirende General Plane entwirft und ausführt, ohne daß der gemeine Soldat dieselben einsieht.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Klagen, welche fast ganz Europa, unterstützt von den einsichtsvollesten Ministern, öffentlichen Staatskollegien und Universitäten, über sie ausstieß, nur aus der Luft gegriffen seyn sollten. Möchten doch die bourbonischen Höfe die über die Jesuiten aufgestellten gerichtlichen Akten der Welt mittheilen, um doch einmal der Jesuiten-Finesse ein Ende zu machen, mit der sie ihre ganze Aufhebungsgeschichte — blos dem Verfolgungsgeiste dieser Höfe zuschreiben!

Wahr ist es, wenn man einige ihrer Schriftsteller zur Hand nimmt, so geräth man auf die Vermuthung, daß ihre schädlichen Grundsätze, die sie in manchem Lande vortrugen, nicht wenig zu ihrem Sturze beygetragen haben. Salermo ein Jesuit schreibt: „Alle Macht, welche die Priester des alten Bundes nur figürlich hatten, ruht izt viel kräftiger auf den Priestern des neuen Testaments, und erstreckt sich über die Person und Güter der Könige. Izt kann der Bischoff zu Rom als Nachfolger des heiligen Peters zum Besten seiner Heerde, wenn er keine andern Mittel in seinen Händen hat, **durch ein Wort ihnen das Leben nehmen lassen**, wenn er nur nicht selbst Hand

anlegt. Er kann sogar mit Ketzern und Irrgläubigen Krieg führen, und sie durch katholische Fürsten tödten lassen; — "

„In weltlichen Dingen hat Gott nur dem heiligen Peter und dessen Nachfolgern ein mittelbares Eigenthumsrecht gegeben, über alle weltliche Königreiche und Herrschaften der Welt, vermöge welches Rechts der Papst, wenn es der Ruhm Christi und der Nutzen der Kirche erforderte, dieselben verändern, umtauschen und veräussern könnte."

Die kühnen Sätze Bellarmins, welche — nur unter einer überzuckerten Wendung — eben dasselbe behaupten, hat unter vielen andern auch Barclai schon im vorigen Jahrhunderte standhaft und gründlich widerlegt.

Eben so kühn raisonirt Molina. „Der Papst kann, wenn es der übernatürliche Zweck fordert, die Könige absetzen, und sie ihres Reiches entsetzen. Er kann auch richten über die Streitigkeiten, welche sie unter sich über weltliche Händel haben, ihre Gesetze und ihre Verordnungen nichtig machen." — „Der Papst hat ein thätliches und zwingendes Recht über die Könige, ihnen sogar die Krone zu entreissen, wenn er eine Ursache darzu findet." — Die Gewalt des Papsts erstreckt sich dahin, die Könige sogar durch zeitliche Strafen, und durch die Absetzung zu zwingen, wenn es nöthig ist 2c. Ja, diese

diese Gewalt der Kirche ist nothwendiger in Betracht der Könige, als ihrer Unterthanen; — der Papst kann sogar die Unterthanen von dem Eide der Treue lossprechen. — Es ist einem Privatmann erlaubt einen Tyrannen zu tödten, unter dem Titel der Vertheidigung. Denn wenn gleich der Staat dies nicht befiehlt, so soll man doch voraussetzen, er verlange es, daß jeder Bürger insbesondere, und auch ein Fremder ihn vertheidige. Wenn daher der Staat nicht anders vertheidiget werden kann, als durch den Tod des Tyrannen, so ist es dem ersten, dem besten erlaubt, ihn zu ermorden. — Jacob Clement begieng eine wahrhaftig edle bewunderns-würdige, merkwürdige That. — (NB. er brachte den König um.) — Jeder Privatmann hat dasselbe Recht wie Jacob Clement, wer nur Muth genug hat, es zu unternehmen." —

„Wer schaudert nicht zurück bey solchen satanischen Grundsätzen?" sagt **Maier** hierüber. Sollte man es glauben, daß sie die Frechheit haben konnten, dergleichen öffentlich zu lehren? Den Mord nach Systemen rechtfertigen, ist ärger als Morden. Der Meuchelmörder bewafnet nur Einen Arm, derjenige aber, der solche Sätze prediget, bewafnet die Fanatiker aller Nationen.

Solche Sätze, und die von den Gerichtsstellen so vieler Nationen wider sie aufgefundenen Zeugnisse mußten natürlicherweise Haß und Abscheu gegen sie erregen.

Man

Man kann kaum, auch bey dem größten Phlegma, ihre Geschichte durchlesen, ohne auf das äusserste aufgebracht zu werden. Es ist wahr, nur wenige des Ordens wußten um die innere Geheimnisse, — allein beweist dies wider die Schädlichkeit des Ganzen deshalb weniger? — Bey Aufhebung des Ordens war nicht von der Strafbarkeit, von den Verbrechen einzelner Glieder desselben die Rede, die Rede war blos von der erwiesenen Nothwendigkeit die Verbrechen des Ganzen zu zerstören.

Maier, der doch selbst Jesuit war, brachte einige Hauptverbrechen in Auszug; vielleicht thu ich Ihnen einen Gefallen, wenn ich sie Ihnen mittheile.

Im Jahr 1547 wurd der Jesuit **Bobadilla** aus Deutschland verjagt, weil er gegen den Staat geschrieben hatte.

1560 wurd Gonzales Silveira in Monomotapa als portugiesischer und jesuitischer Spion gehenkt.

1578 wurden alle Jesuiten aus Antwerpen verbannt, weil sie sich den Friedens-Unterhandlungen widersetzten.

1581 wurden Campian, Skerwin und Briant zum Tode verurtheilt, weil sie einen Aufruhr gegen die Königin Elisabeth von England erreget hatten. Während der Regierung dieser Königin hat man fünf Verschwörungen der Jesuiten gegen ihr Leben entdecket.

1588 hetzten sie die Ligue gegen Heinrich den Dritten in Frankreich auf.



1593 bewog der Jesuit Varode den Barriere den Dolch gegen den besten König zu zucken.

1594 jagte man die Jesuiten aus Frankreich, weil sie Theil an Johann Chatels meuchelmörderischen Unternehmungen hatten.

1595 redete der Jesuit Guignard in seinen Schriften der Ermordung Heinrich IV. das Wort, wurd aber gefangen, und zum Richtplatz geführt.

1597 hielt man die Congregation de auxiliis, um über ihre neue Lehre von der Gnade zu rathschlagen, bey welcher Gelegenheit ihnen Clemens VIII. öffentlich vorwarf, daß sie die Kirche mit Verwirrung erfüllten.

1598 bestochen sie einen Bösewicht, reichten ihm mit einer Hand das Sakrament, und mit der andern den Dolch, und reitzten ihn, den Prinzen Moritz von Nassau umzubringen, worauf sie aus Holland vertrieben wurden.

1604 hatten sie es der Huld des Kardinals Friedrich Baromeus zu danken, daß sie nur aus dem Collegium de Braida verjagt, und nicht zum Scheiterhaufen verdammt wurden.

1605 wurden Oldecorn und Garnet als Anstifter der Pulververschwörung in England hingerichtet; auch zwangen sie den Staat von Venedig, sie als Rebellen aus Stadt und Land zu verjagen.

1610 ermordete Ravaillac Heinrich IV. in Frankreich. Man hatte die Jesuiten in Verdacht, seine Hand bey dieser Schandthat geleitet zu haben. Um diesen Verdacht zu bestärken, ließ Mariana noch in demselben Jahre seine Meynung über Entsetzung der Fürsten, und Lob des Königsmordes, drucken.

1618 wurden die Jesuiten aus Böhmen vertrieben, weil sie Störer der öffentlichen Ruhe waren, das Volk gegen die Obrigkeit empörten, die Welt mit ihrer gefährlichen Lehre von Unfehlbarkeit und unumschränkten Gewalt des Papstes ansteckten, — und endlich auf allerley Wegen den Saamen der Zwietracht unter die Glieder des Staats ausstreueten.

1619 schaffte man sie aus gleichen Ursachen aus Mähren weg.

1631 empörten sie durch ihre Kabalen Japan, und goßen Ströme Bluts über das ganze Reich her.

1641 erregten sie in Europa den elenden Zank über den Jansenismus, der so viele ehrliche Fanatiker Ruhe und Glück gekostet hat.

1643 verbannte man sie, ihrer Laster und Habsucht wegen, aus Malta.

1646 spielten sie in Sevilla einen Bankerott, der viele Familien ins Elend stürzte; solche Kunststückchen haben sie oft wiederholt.

1709 zerstörte ihre niederträchtige Eifersucht Port-Royal, Todte wurden aufgegraben, Mauern niedergerissen.

1713 würkten sie sich in Rom jene Bulle Vnigenitus aus, die ihnen zum Vorwand gedienet hat, so viel Unglück zu stiften, wohin billig 80000 lettres de cachet zu rechnen sind, welche sie in Frankreich, während der gelindesten Regierung, gegen die redlichsten Leute ausgewirket haben. — In eben dem Jahre wagt es der Jesuit Jauvency in einer Geschichte seines Ordens die Königsmörder unter die Märtyrer zu zählen.

1723 weiß Peter der Große für seine Person und die Ruhe seiner Staaten keine bessre Sicherheit zu finden, als daß er die Jesuiten verbannt.

1728 verwandelte Berrüyer die Geschichtsbücher Mosis in einen Roman, und läßt die Patriarchen die größten Zoten reden.

1730 sagt der schändliche Tournemin in Caen öffentlich, in einer christlichen Kirche auf der Kanzel: er halte die Bibel nicht für Gottes Wort. Um dieselbe Zeit fängt auch Harduin an, seinen lächerlichen und gottlosen Scepticismus zu lehren.

1731 entzieht man durch Ansehn und Geld den verruchten Betrüger Girard der wohlverdienten Strafe.

1743 gründete der schamlose Benzy in Italien die Secte der Mamillaren.

1745 lästert Pion die Sakramente der Busse und des Abendmals, und wirft das heilige Brod den Hunden vor.

1755 führen die Jesuiten in Paraguay die Einwohner dieses Landes zu einer Schlacht gegen ihren rechtmäßigen Herrn an.

1757 wagt ein Bösewicht einen Angriff auf das Leben Ludwig des XV. Dieser Mensch war bey den Jesuiten auferzogen, wurde von ihnen geschützet, und in ihren Geschäften gebraucht. In demselben Jahre wird einer ihrer Schriftsteller, welcher dem Königsmorde das Wort redet, neu aufgelegt, folglich beobachten sie diese Aufführung wie im Jahr 1610, auch bey dieser Gelegenheit.

1758 geschah der Meuchelmord des Königs von Portugall, unter Anführung der Jesuiten Malagrida, Mathes und Alexander.

1759 wurden sie alle aus Portugall vertrieben.

1761 war die Epoche in Frankreich, wo, nachdem die Jesuiten den Handel von Martinique an sich gezogen, und so viel Leute unglücklich gemacht hatten, der große Bankerott, und des Pfaffen La Valette Aufführung ihre Verbannung aus Frankreich beschleunigte."

So ärgerlich auch diese Jesuiterhandlungen sind, und so sehr man auch zur Ehre der Menschheit wünschen möchte, daß sie nur Erdichtungen wären, so muß ich

Sie

Sie doch versichern, Freund, daß diese und noch ungleich nachtheiligere Brandmale die Existenz des Ordens schänden, die man alle längst schon durch gerichtliche Urkunden erwiesen hat. Glauben Sie aber nicht, daß die Jesuiten die einzigen waren, deren Köpfe zu solchen Unternehmungen fähig waren. Jeder andre Orden, hätt' er nur Gelegenheit darzu gehabt, würde eben dasselbe gethan haben. Warum es die Jesuiten darinn am weitesten brachten, war die Verfassung ihres innern Ordens selbst — Ursache. Einzeln betrachtet, bemitleide ich jedes rechtschaffne Mitglied desselben, — den Orden selbst aber? — Anathema sey ihm.

Clemens XIV. durch die zu laut gewordene Klagen aller weltlichen Höfe aufgefordert, hob also ihren Orden auf. Man sollte gedacht haben, daß diese Gesellschaft den pünktlichsten Gehorsam gegen die Befehle des Papstes leisten würde. Allein sie bewies auch hier ihre alte Maxime. Befahl der Fürst ihnen was, so stunden sie unter Papst und Bischoff, befahl ihnen der Bischoff, so hatte nur der Papst zu entscheiden, und befahl ihnen dieser was, so waren sie Unterthanen, die unter weltlichen Fürsten stunden. So wußten sie sich nach Zeit und Umständen der Verbindlichkeit jedes Befehles zu entziehen.

Eben dies beobachteten sie auch bey ihrer Aufhebung. Zwar in den bekannten Provinzen Europens leisteten sie

Gehorsam, oder vielmehr, mußten ihn leisten. Die Fürsten selbst drangen darauf. Allein sie wollten doch die Hoffnung, in Zukunft wieder einmal neu aufzuleben, nicht ganz aufgeben. Sie wählten sich Gegenden, die dem aufmerksamen Auge des Philosophen so zu sagen entrücket sind. Sie ließen sich herab, dem Kaiser in Peking Hofnarren und Speichellecker abzugeben, nur, um seinen Schutz zu erhalten. Selbst in Polocz und Mohilow wußten sie den Bischoff so zu gewinnen, daß er es bey der rußischen Kaiserin dahin brachte, daß die Jesuiten nicht nur allein schon fünf Kollegien, sondern auch ihr Noviziat und ihren Provinzial ganz nach ihren alten Instituten erhalten haben. Dieser Provinzial stellt izt ihren General vor. Man bemerkt sie um so weniger, da diese Gegend wenig besucht, und bekannt ist. Man sieht, daß sie den Plan zu ihrer Fortdauer sehr geschickt angeleget haben.

Woher ich diese Nachricht habe, fragen Sie mich? — Herr Konsistorialrath Büsching in Berlin zeigte mir selbst einige Briefe, die er aus Rußland über diesen Punkt erhalten hatte. Auch in Wien schloß ich einigen Exjesuiten durch mein Bedauern über ihre Aufhebung den Mund zum Bekenntniß dieses Geheimnisses auf. —

Freylich, Freund, muß sich der Katholik ärgern, wenn er sieht, wie doch des römischen Stuhls erste —

fast

fast abgöttischesten Verehrer gerade diejenigen sind, die sich in ihren Handlungen am wenigsten gehorsam gegen ihn bezeigen. Der Papst hob mit Einverständniß und auf das dringendste Verlangen aller katholischen Höfe dies gefährliche Institut auf; er excommunicirte jene sogar, welche dieser Aufhebung ohngeachtet den Orden beybehielten. — Allein in der Bulle steht, die Bischöffe sollen diese Bulle mit **Einverständniß der weltlichen Fürsten** publiciren. Daraus ziehen die Herren Jesuiten den Schluß, wo der Fürst uns nicht entlassen will, sind wir nicht aufgehoben. Wir sind Unterthanen des Fürsten, wir müssen also nur ihm in diesem Punkt gehorchen. — Sehr spitzfindig. Müssen sie dem Fürsten gehorchen, warum stützten sie sich denn bey jeder Gelegenheit auf die Breven der Päpste, denen sie Gehorsam schuldig zu seyn behaupteten, wenn der Fürst Verfügungen mit ihnen treffen wollte? — Es ist bekannt, daß Clemens XIV. durch diesen Zusatz nur die Majestätsrechte der Höfe in Sicherheit setzen wollte; daß die Bischöffe deshalb mit Einverständniß der weltlichen Fürsten bey der Aufhebung zu Werke gehn sollten, weil jeder Fürst das Recht hatte, mit dem aufgehobenen Orden, den Gütern, Kirchen und Gliedern desselben eine Verfügung zu treffen, welche er seinem Lande am zuträglichsten hielt. Es wäre tolldreist gewesen in Rom eine Gesellschaft zu annulliren, bevor die Fürsten Vor-

kehrungen getroffen haben würden, was sie mit den Exherrn machen wollten. Nur niederträchtiger Sophistengeist kann in dieser Clausel die Ausnahme finden, welche die Jesuiten berechtigen soll, dem Befehle des Papstes nicht gehorchen zu dürfen. Wären ihre Institute ehrlich und gottesfürchtig, so würden die, welche sie bekannt haben, die Fürsten selbst gebeten haben, ihnen zu erlauben, daß sie sich als gehorsame Kinder der Kirche bezeigen dürften, auch in jenen Gegenden, wo unkatholische Fürsten sie aus Privatabsichten beyzubehalten, entschlossen waren. — Aber so thaten sie gerade das Gegentheil, und bewiesen, daß das Institut den Ränkegeist noch nicht aufgegeben habe. — O Fürsten! die ihr sie izt noch — als Gesellschaft unterstützt, laßt euch doch durch die Geschichte dieses Ordens, der Königsmörder nährte, den Königsmord docirte, und eine halbe Welt mit Graus überschüttet hat, — laßt euch warnen, nicht neue Nattern in dem Schooße eurer Staaten aufzuziehen? Doch, Freund, ich hoffe über dieses Kapitel bey einer künftigen Veranlassung — ausführlicher, als es in meinen Briefen seyn kann, zu handeln.

Vier und zwanzigster Brief.

Pius VI. ließ gleich beym Antritt seiner Regierung sehr viel Gefälligkeit gegen die Jesuiten blicken. Der

größte Theil des Kardinalkollegiums war für dieselben; er war also gezwungen mehr Nachsicht gegen sie als sein ewig unvergeßlicher Vorgänger zu zeigen. Die vorigen Kardinäle wurden von der Untersuchung ihrer Angelegenheiten unter dem Vorwande der Partheylichkeit entfernet, und neue dafür gewählet; allein man nahm bey dieser Wahl vorzüglich dahin Rücksicht, daß diese neuen Richter — die erklärtesten, und anhänglichsten Freunde der Jesuiten waren. Die Kardinäle der auswärtigen Höfe, Migazzi, Lanze, Solis und Bernis wurden zwar ebenfalls zur Kongregation über ihre Angelegenheiten gezogen; denn Pius wollte dadurch den Verdacht der Partheylichkeit vermeiden, da er diesen Ministern Gelegenheit gab, sich von der wahren Lage der Sachen selbst zu unterrichten; allein, da diese Kardinäle, Bernis ausgenommen, bald nach ihren Höfen zurückkehren mußten, so sieht man die Finesse wohl ein. Der Criminalrichter Bartholomäus Andretti mußte dem Papst einen Bericht über die Jesuiten abstatten, — allein dieser Bericht war ihnen nicht günstig. Pius VI. fing demohngeachtet an, sie besser zu behandeln. Da er sie selbst erhalten mußte, so stund ihm dies allemal frey. Aber Rezzonico — ihr Busenfreund, von welchem der Abt Benzi öffentlich in die Zeitung setzen ließ, daß er Clemens XIV. wegen Aufhebung der Jesuiten vergiftet habe, — hätte nicht die

 Ober-

Oberaufsicht über diese Untersuchung erhalten sollen. Die ganze Sache war nun in den Händen der Kardinäle Torreggiani und Rezzonico. Man sieht die vorgefaßte Partheylichkeit für die Jesuiten aus diesen Anstalten zu deutlich. Aber er zog sich auch dadurch Verdrüßlichkeiten auf den Hals, die er hätte vermeiden können. Die bourbonischen Höfe machten ernsthafte Vorstellungen, drohten das Einverständnis mit Rom ganz aufzuheben, wenn Pius VI. das Suppreßionsbreve der Jesuiten nicht bestätigte. Der Schritt, den Vetter des Exgeneral Ricci — den Kardinal Torreggiani zugleich zum Oberaufseher in der Sache der Jesuiten zu ernennen, — war allerdings sehr auffallend Nach manchen vorangeschickten für sie günstigen Vorboten, ließ Pius VI. den 23sten Januar 1776 an alle auswärtige Nuntios ein Breve ergehen, worinn verboten ward, wegen Aufhebung der Jesuiten etwas zu schreiben. Es ist sonderbar, daß man so viele Umstände mit einem Institute machte, das wegen des schon erwiesenen Schadens aufgehoben war. — Man soll nicht wider das Institut schreiben, aber die Bekenner dessеben haben freye Hand, ihre Verläumdungen auszustreuen, sich Anhänger zu sammeln, und in den entferntesten Weltgegenden ihren Orden ungehindert fortzusetzen?

Die von der Engelsburg endlich losgelassenen Jesuitenaßistenten, mußten den Eid abschwören: Sich allen

allen Befehlen des heiligen Stuhls ohne Widerrede zu unterwerfen, und unter diesen das clementinische Aufhebungsbreve ausdrücklich, als das unwidersprechlichste Kirchengesetz anzunehmen; zu geloben, nichts zu sprechen, zu schreiben, zu rathen, zu unternehmen, das diesem Gehorsam zuwider wäre, und alles zu misbilligen und zu verdammen, was durch sie selbst bisher dawider gethan seyn möchte, zu bekennen, daß der Orden, so wie alle Würden desselben völlig vertilgt sey, und daß sie nie den Namen oder die Verrichtungen eines Aßistenten desselben tragen wollten. — Also hat selbst Pius VI. ohngeachtet er der Jesuiten erklärter Freund war, ohngeachtet er alles versuchte, sie zu retten, ohngeachtet er den Proceß, so zu sagen, unter seinen Augen erneuern — aber duldender einleiten ließ — gestehn müssen, daß das Institut gefährlich und heillos war. Würde er sonst diesen Eid den Aßistenten abgefordert haben? — Auch der König von Preussen gab endlich seine Einwilligung zur Aufhebung der Jesuiten in seinen Landen. Den 20. Februar 1776 wurd ihnen sämtlich diese königliche Willensmeynung angedeutet; allein den 12ten September 1779 änderte der König wieder seinen Sinn in Ansehung der preußischen Jesuiten, und erklärte, daß er ihr Institut ganz aufrecht gehalten wissen wolle. Glücklicher für sie war der Entschluß der

rußischen Kaiserin zu Anfang des Jahrs 1777, die durch den Gouverneur Grafen von Czernischew, dem Pater Rector des Kollegiums zu Polocz, P. Czerniewiz die Versicherung geben ließ, das Institut beyzubehalten. Hierüber hab ich Ihnen schon in meinem vorigen Briefe etwas weitläuftige geschrieben.

Lächerlich aber sind die Lügen des Jesuiten P. Bourgeois, der in Peking beym Kaiser Kinn-Long in so großem Ansehn stehn soll. Bourgeois will uns weis machen, der Kaiser habe ihm und seinen übrigen Collegen die Erlaubniß ertheilt, das Christenthum öffentlich zu predigen, und jeden, ausser den Kindern der Mandarinen, taufen zu dürfen. Was doch die Jesuiten für Albernheiten in die Welt streuen! Würde man nicht laut auflachen müssen, wenn man sagen hörte, der König von Spanien habe irgend einem thibetischen Kutuktus des großen Lama in Madrit die Erlaubniß ertheilet, den Gottesdienst das Lama öffentlich zu lehren, um seine Religion allen — den Kindern der Grands d' Espagne ausgenommen — aufzudringen? — Und doch wär dies Mährchen um kein Haar abentheuerlicher als die Lüge des P. Bourgeois et Consorten.

Theils durch so viele neue Entdeckungen, welche Pius VI. von den Jesuiten machte, theils durch das wachsame Auge, welches die bourbonischen Höfe auf die Exjesuiten warfen, ward endlich der Papst gezwun-

gen,

gen, seiner Neigung gegen sie einige Schranken zu setzen. Wollte der Himmel Rußland und Preussen ließen sich durch den scheinbaren Vorwand der Kindererziehung izt nicht täuschen, damit in der Folge ihre Nachkommen nicht Ursache hätten, diese Unterstützung zu bereuen.

Ich gesteh's Ihnen offenherzig, Freund, ich kann den Jesuitismus nicht ausstehn. Ich habe viele rechtschaffne, brave Jesuiten kennen gelernet, die ich schätze und verehre, — aber sie waren noch nicht eigentliche Jesuiten. Zweck, geheime Absicht, Maschinengang des ganzen Uhrwerks war ihnen verborgen; nur die geprüftern wurden zu diesen Mysterien zugelassen; — aber sobald sie auch zu diesen Mysterien zugelassen waren, so verschwand — der ehrliche Mann auch ganz. — Es ist also Thorheit, wenn man die Jesuiten mit dem Jesuitismus verwechselt. Es ist eben nicht nöthig, daß die Glieder dieser Gesellschaft Verbrecher waren, — genug daß ihr Institut ein Verbrechen war. Man konnte das Institut aufheben, ohne eben ein Recht zu haben die Glieder desselben zu strafen; die wenigsten haben gesündiget.

Der Midasmäßige Professor in Augspurg, der die von Jesuiten aufgesetzte Geschichte des Processes über Ricci drucken ließ, weiß wahrhaftig nicht, was ihm die Jesuiten zum Drucke überschicket hatten. Er würde sonst den Ricci nicht als einen Märtyrer, und den

Ganganelli nicht als einen — dreisten Tyrann geschildert haben. Hat denn das kurzsichtige Professorchen, dessen Namen ich nicht nennen will, um ihn nicht einmal der Unsterblichkeit eines Herostrats zu würdigen, — hat denn dieses Männchen vergessen, zu überlegen, daß die Gerichtsstellen der klageführenden Höfe durch ihre eigene Akten die Processe wider die Jesuiten oder ihren Orden vielmehr lange vorher schon beurkundet haben? Glaubt er denn, daß alle Leute auch nur Eiter im Hirn haben, und nicht wissen sollten, daß der Orden aufgehoben werden konnte, ohne Processe in Rom wider sie zu führen? Die bösen Handlungen des Ordens, und die Beweggründe, warum die Höfe auf dessen Aufhebung drangen, wurden vorgelegt, und da sie — evident bewiesen waren, so waren sie hinlänglich den Orden aufzuheben. — Nun hätte bey dieser Aufhebung eben kein einziger Jesuit besonders inquirirt werden dürfen, wenn nicht das große Nisi dabey gewesen wäre, daß noch viele von ihnen existirten, welche Theil an diesen oder jenen Unordnungen hatten, weswegen man sie aufhob. Clemens der XIV. müßte diese also arretiren lassen; aber sie wurden nicht arretirt, um zu untersuchen, ob der Orden aufgehoben werden sollte. Darüber war das übereinstimmige Begehren von ganz Europa entscheidend genug. Die Patres, die Aßißtenten und Ricci, der tollste, dreisteste und oft auch der unverschäm-

schämteste aller Jesuitengenerale, wurden auf die Engelsburg gesperrt, um zu untersuchen, ob die Verbrechen, die man ihnen insbesondere zur Last legte, gegründet wären, und dann nach Befund der besondern Straffälligkeit — sie auch besonders zu bestrafen. Die Aufhebung ihres Ordens war für diese Männer nicht als Strafe anzusehen, — die nach ihrer Aufhebung über sie bestellte Kongregation sollte erst bestimmen, welche Strafe sie besonders verdienet hätten. Diese Sache verhält sich ohngefähr so. Der König von Preussen hob den Orden der Advokaten in seinen Staaten auf, weil er durch Erfahrung und Berichte seiner Minister überführt wurde, daß die Advokaturen — der Justizpflege seiner Länder wirklich schädlich sind. Er lies aber manchen der Exadvokaten nachher scharf inquiriren, weil besondre Klagen wider diesen oder jenen vorgebracht wurden. Müßte man den Mann nicht einen **Narren** nennen, welcher nun sagen wollte, der König hätte diese Processe wider die Advokaten vorher veranstalten sollen, weil es die offenbareste Ungerechtigkeit sey, einen ganzen Orden vorher zu strafen, und nach der ausgesprochenen Strafe, die Verbrechen desselben erst untersuchen zu lassen? Eben dies Verhältniß hat es mit dem Augsburger Professor. In der That, Freund, lebte dieser Mann in den Zeiten der Hyperboreer, sie würden ihn dem Apoll opfern; denn diese opferten, wie man

aus

aus dem Pindar und Kallimachus ersehen kann, dem Apoll allemal eine Hekatombe von — Eseln!

Ich kann mich ohnmöglich überwinden, Ihnen, mein Bester, zum Schluße dieses Kapitels einige Fragmente aus der von dem Kardinal Cavalchini 1767 im päpstlichen Konsistorium und in Beyseyn Clemens XIII. der den Jesuitenorden den 7ten Jänner 1765 bestätigte, gehaltenen Rede mittheilen.

„Schon seit zwey hundert Jahren wird die Gesellschaft von so vielen Städten, Provinzen und Repybliken durch ein ununterbrochenes Geschrey bey dem heiligen Stuhle verklaget, und der heilige Stuhl hat immer geschwiegen. Ihre Lehre ist öfters von der französischen Geistlichkeit beschuldiget, und durch die Edikte der Fürsten verbannet worden, und der heilige Stuhl hat geschwiegen. Man hat sie wegen ihrer Mißionen angeklagt, und diese Klagen sind von so vielen Völkern, Monarchen, Bischöffen, apostolischen Legaten dem heil. Stuhle vorgetragen worden, aber der heilige Stuhl hat geschwiegen. Endlich, da sich die ganze christliche Republik unsers Jahrhunderts vereiniget, die Gesellschaft anzuklagen, und sich wegen ihrer Betrügereyen, Nachstellungen und Falschheiten einmüthig zu beschweren, wird uns da noch das Stillschweigen des heiligen Stuhls vortheilhaft zu seyn scheinen, und wird man da noch glauben, daß nichts anders zu urtheilen, und zu beschlüssen

seyn,

sey, als was mit den gefährlichen Grundsätzen der Jesuiten und mit ihren Wünschen übereinstimmt? Da einer oder der andre der Humiliatorum einem Kardinal nach dem Leben trachtete, glaubte man, dieses Verbrechen könne nicht anders, als durch die Unterdrückung des ganzen Ordens gebüsset werden; und uns sollte so wenig an dem Leben christlicher Fürsten liegen, daß wir die blutgierigen Jesuiten, sogar, wie bisher geschehen, mit unserm Schutze beehren? Sie sind aus dem Königreiche Portugall, das vor diesem der römischen Kirche am getreuesten war, als Königsmörder verbannet worden, und Rom sieht nicht allein die Gefahr des Lebens eines so Durchlauchtigen Sohnes der Kirche mit gleichgültigen Augen an, sondern trägt auch kein Bedenken, die Vertheidigung des Hochverraths zu übernehmen; — ja, Rom hat zu eben der Zeit auf eine sehr ungereimte Art die Einrichtung der Gesellschaft von Neuem bestätiget, und mit Lobsprüchen überhäuft, die größer sind, als sie sogar von ihren eignen Schülern ausgedacht werden können. Nachdem man die Constitutiones und Privilegien der Gesellschaft in Frankreich sorgfältig untersucht, so hat man gefunden, daß sie sowohl der Sicherheit des Königs, als dem Frieden der Kirche und der öffentlichen Ruhe entgegen sind, daher man auch die Abschaffung dieses Ordens für nothwendig gehalten hat; uns aber kömmt indessen nicht einmal der Verdacht ins Gemüthe,

diese

diese Constitutiones zu untersuchen, ja, wir setzen sogar andre übermäßige Privilegien und Freyheiten zu den erstern hinzu. Heute wird dem heiligen Stuhle ein neues und abscheuliches Verbrechen derselben vorgetragen, nämlich die boßhafteste Nachstellung gegen das Leben des Königs von Spanien. — — Eine lange Reihe von ungeheuern Verbrechen, als die Usurpation der Reiche, die Empörung ganzer Völker, die Misbräuche des Gottesdienstes und der Sakramente, beweisen, daß die Gesellschaft schuldig ist; aber was geht uns das an? Werden unsre Berathschlagungen noch immer von ihrer Willkühr abhangen? und werden wir die Grundsätze, die nichts als Rache und Mord athmen, noch immer durch unsre Gewalt schützen? Mit welchem Rechte dieses geschehen könne, sehe ich nicht ein, man müßte denn deutlich zeigen, daß der heilige Stuhl die Mutter der Jesuiten wäre, u. s. w. " — —

„Sie rühmen sich, die Pfeiler und Stützen des apostolischen Stuhls zu seyn; aber wir wollen ohne alle Vorurtheile untersuchen, mit welchem Rechte sie sich dieser glänzenden Benennung anmaßen. Wir wollen zum Grunde setzen, daß wir unter dem Namen des heiligen Stuhls den Primat der Kirche verstehen, vermög dessen der Papst der allgemeine und untrügliche Vater und Hirte, der Bewahrer des Glaubens, der Beschützer des rechtgläubigen Lehrbegriffs, der Aufseher der Sitten,

und

und der Statthalter Jesu Christi ist. Ich weiß nicht, ob er hierinn von den Jesuiten unterstützt, oder nicht vielmehr durch Hinterlist gehindert worden? Sie haben durch den gefährlichen Probabilismus und durch böse Lehrsätze die Unschuld der Sitten verderbet, — — und welche Vortheile sind denn durch ihre Mißionen der Kirche erwachsen? — und was können wir in denselben weiter bewundern, als daß sie eine weltliche Regierungsform errichtet, und sich Unterthanen und Völker nach dem Gesetze der Natur gezogen haben, welche zwar ein ruhiges Leben führen; allein ob ihre Art zu leben nach der Vorschrift des Evangelii und der Richtschnur des Glaubens eingerichtet sey, untersteh ich mich nicht zu behaupten, u. s. w. "

„Ich frage, was für einen Begriff wir uns von der Freyheit der Kirche machen? — Die Gesellschaft wird des Hochverraths beschuldigt, ein Verbrechen, dessen Erkenntniß der König von Portugall seinem Richterstuhle übergiebt, wodurch die Freyheit der Kirche verletzt wird; und da der König von Spanien selbige vor unsern Richterstuhl stellt, so sagen wir gleichfalls, die Freyheit der Kirche werde dadurch verletzet. Daß die Jesuiten als solche, die nach zeitlichen Gütern streben, und dem guten Namen, dem Leben, wie auch den Seelen nachstellen, vertrieben werden sollen, wie es das Recht der Natur fordert, ist fast eine einhellige

Stimme

Stimme aller Völker. Wir glauben hingegen, daß es der Freyheit der Kirche gemäß sey, ihnen zu schmeicheln ihnen zu den geheimen Berathschlagungen Zutritt zu verstatten, und uns nach ihrem Gutachten zu richten, u. s. w. "

So sprach der würdige Kardinal Cavalchini. Freylich werden die Jesuiten, so wie alle, die wider ihre Bosheiten auftreten, auch ihn unter die Pasquillanten setzen. Ich erinnere nur noch, wenn ihr Institut wirklich nicht gefährlich war, warum wurden sie denn nach und nach allenthalben wo sie sich einnisteten, wieder vertrieben? — Kein einziger geistlicher Orden steht so oft in den Akten der Blutrichter, als der Orden des h. Ignatius. —

Fünf und zwanzigster Brief.

Ich denke, ich habe Sie lange genug mit Präliminarien unterhalten. Lassen Sie mich daher nun zur Reise Papst Pius VI. eilen. Die merkwürdigste Handlung dieses Jahrhunderts war sie gewiß; merkwürdig für die Geschichte, weil in dieser Situation, in dieser Absicht, und mit diesem Betragen noch nie ein Papst gereiset ist; weil sie alle, die Roms Verfassung, und die alten Usurpationen des Vatikans kennen, — auch die Vermuthung derselben — unter die Mährchen gezählet

hatten,

hatten, eh sie — Pius VI. wirklich in unsern Mauern sahen. —

Wie sich die Zeiten ändern! Ich will Sie, mein Bester, durch die Recapitulation all' der sonderbaren Mishandlungen, die in vorigen Zeiten weltliche Regenten vom römischen Stuhle stillschweigend ertragen mußten, nicht zum Gähnen bringen. Das sind Dinge die heut zu Tage jeder Schulknabe weiß. Die Exkommunikationsbulle Clemens XIII. gegen den Herzog von Parma war der letzte Donnerkeil, der irgend einem Papste entfahren ist; er war unglücklicher für die Tiara, als für Parma; er beschleunigte das Unternehmen der Fürsten, dem römischen Vulkane seine Waffenschmiede zu zerstören, und — non plus ultra mit großen Buchstaben an dessen Thüre zu schreiben.

Ganz Europa staunte über die Neuigkeit, daß Pius VI. in seinem hohen Alter zu einem deutschen Kaiser — in seinen eignen Angelegenheiten zu wandern entschlossen sey. Aber die Gesinnungen und Gefühle der Nationen waren bey dieser Nachricht sehr von einander unterschieden. Die Orthodoxen freuten sich deß, und die Heterodoxen machten verdrüßliche Gesichter. Allein beyde hatten Unrecht, sich zu freuen, oder verdrüßlich zu seyn. Joseph und Pius VI. kannten beyde ihre wechselseitigen Rechte, und behaupteten sie auf eine Art, die jedem Ehre machte.

Zum Erstaunen wars, was alles über die Ankunft des heiligen Vaters geschrieben ward. Eibel, sobald es bestimmt war, daß Pius wirklich kommen werde, schrieb seine Brochüre: was ist der Papst? Sie machte Lerm, wurd von den Vernünftigen mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, von den Bigotten verketzert; von dummen Kontroversisten beschimpft; — man nannte Eibeln einen Ketzer, und kreutzigte sich vor ihm, wie vor dem Beelzebub. — Wahr ist es, Eibel sagte nichts neues; seine Sätze lagen in den bessern Kanonisten als erwiesen da; der Aufgeklärte wüßte das ohnehin, was Eibel hier sagte. Aber wußte auch der ungeheure Schwarm von Pöbel in allen Ständen, was er von Papst und Papstesmacht glauben sollte? Sah man nicht deutlich, daß der ungleich größere Haufe ihn wirklich für ein Mittelding zwischen Gott und Menschen hielt? — Eibel hat also sehr viel Verdienst, daß er mit dieser Frage eben zu dieser Zeit erschien; ihm hat man es zu danken, daß nun 20000 Wiener mehr — zur Fahne der geläuterten Vernunft in diesem Punkte schwuren. Verdienst genug für Eibeln!

Auch Sonnenfels rückte mit seinem Fragmente über die Ankunft Papst Pius VI. heraus. Ein Meisterstück, wie man es von so einem Manne nur immer erwarten konnte. Er macht dem edlen Braschi sein tiefes, ehrfurchtsvolles Kompliment, nimmt sodann

den

den Hut unter den Arm, und perorirt mit einem Feuer, das dem Feuer des katilinarischen Anklägers gleicht, wider die — eben nicht gar zu erbaulichen Handlungen so mancher Vorfahrer des Pius, — und wendet sich dann wieder zu diesem großen einsichtsvollen Papste, und gesteht, daß man dergleichen Specktakel von dem erhabenen Karakter unsers jetzigen Statthalters Christi nicht zu erwarten habe. — Aber seine Reise verursacht nichts destoweniger Aufsehn, und wird der Stoff zu mancherley Glossen und Besorgnissen. Er räumt diese Besorgnisse, diese Glossen weg; er versichert, daß unsre Verfassung so vorsichtig eingeleitet wäre, daß selbst der Gedanke auf Meuterey, auf Misbrauch der Gastfreyheit zernichtet werden könne. Warum Sonnenfels diese Punkte so meisterhaft ausführte, läßt sich leicht begreifen. Endlich kommt er auf die Verfügungen des Kaisers. Der Weg der freundschaftlichen Unterhandlungen bleibt also für Rom allein übrig, sagt er. Aber er setzt auch in demselben Augenblicke alle die Rechtfertigungen hinzu, die unserm Kaiser das Recht ertheilten, diese Verfügungen zu treffen. — Ich sag es Ihnen noch einmal, es ist ein Meisterstück von einer Rede, mit der Sonnenfels mehr als Einen Entzweck erreichte. Freylich ist der Eingang, und der in demselben auf Eibeln gewagte Klopffechterstoß — eines Sonnenfels nicht würdig. Das wußten wir so gut, als der Hr. Hof-

rath, daß Van Espen, Thomasinus, de Marka, u. a. m. die Eiblischen Sätze vorgetragen haben; vielleicht ist der Herr Hofrath eben nur durch Eibels Werkchen von den Grundsätzen dieser Männer unterrichtet worden; denn Eibel stützte sich bey jedem gewagt scheinenden Satze seiner Brochüre auf diese Kanonisten. Aber ich zweifle, ob der verdienstvolle Lehrer der politischen Wissenschaften eben so viele Kenntniß in den kanonischen habe, daß man es ihm glauben dürfte, Eibels Begriffe vom Papste wären Gemeinplätze, über die man gar nicht mehr streite. Gerade das Gegentheil verräth der Eifer, mit dem der größte Theil Eibeln verketzerte. Also war es doch nicht — auch in unsern Zeiten — ganz ohne Nutzen, so was zu schreiben. Doch Sie kennen Sonnenfelsen; — bey all' seinen großen Talenten hat er doch die Schwachheit, daß er nie einem seiner verdienstvollen Freunde ein Kompliment machen kann, ohne dabey einem andern verdienstvollen Manne auf die Füße zu treten. Und es ist aus der langen Note zu sichtbar, daß er den Eingang blos deshalb hinsetzte, um von dem würdigen Rieger sagen zu können, daß er ein würdiger Mann war. —

Rautenstrauch, ein Mann, der überall mithinken muß, war auch nicht faul, uns zu fragen: **Warum kommt der Papst nach Wien?** — Schmidts Geschichte der Deutschen wurd geplündert, dann einige

Viel-

Vielleicht vorgetischt, und die wahre Ursache: **warum** kömmt Pius, mit einem Dutzend Strichelchen — — — — — — — — — — — — aufgelößt. Ich gesteh's, daß ich nicht so geschickt bin, wie *Leibnitz* des **Konfucius** Strichelphilosophie zu entziffern. Auch mags **Rautenstrauch** selbst nicht gar weit darinn gebracht haben.

Man schrieb und schwatzte allerley über die **Ursache** der päpstlichen Reise. Die lächerlichste Meynung war wohl diese, daß Pius VI. käme, seinen heiligen Seegen über das, was der Kaiser in Kirchensachen vornahm, zu ertheilen. Wenn man auch annehmen könnte, daß **Pius VI.**, so groß, so edel und menschenfreundlich er auch immer denkt, die Schmälerung seiner jährlichen Revenüen von ohngefähr 18 **Millionen Gulden**, welche er durch diese Verfügungen verliert, — großmüthig erdulden wolle, — so ist es doch gewiß unwahrscheinlich, daß er blos deshalb die Reise unternommen habe, um dem Kaiser darüber noch oben drein sein Kompliment zu machen. — Nicht viel besser ist **Sonnenfels** Vermuthung selbst — die Absicht des **Papstes** sey, durch gütliche **Unterhandlung** den Kaiser zum Wiederruf zu bewegen. Wie? der einsichtsvolle Pius VI. der einsieht, daß unser Fürst nach seinen ihm gebührenden Rechten zu Werke geht, — der auf seine bey jeder Gelegenheit gemachte Vorstellungen die gründlichsten

Antworten erhielt; dem der Kaiser auf seine Eröffnung nach Wien zu kommen, um von Angesicht zu Angesicht diese Angelegenheiten zu schlichten, die — einem Fürsten anständige Versicherung ertheilte, daß er als Freund willkommen sey, aber sich gar keine Hoffnung machen solle, den Kaiser zum Wiederruf bewegen zu können, weil er nicht nach Eigendünkel, nicht aus Uebereilung, sondern mit reifer Ueberlegung und Abwägung des Rechts dabey zu Werke gegangen sey, — Pius VI. soll demohngeachtet bey dem Vorsatze geblieben seyn, zu versuchen, den Monarchen durch wörtliche Ueberredung so zu sagen, umzulenken, zu überlisten? Pius sollte das im Sinne gehabt haben, da er wußte, wie leicht die Ehre unsers Monarchen bey dem geringsten wesentlichen Wiederruf auf das Spiel gesetzet würde? — Nimmermehr! Pius war zu sehr überzeugt, daß Joseph die geltendsten Rechte, und die weisesten Absichten bey seinem Plane zum Grunde legte; war überzeugt, daß ein Fürst von dem, was er einmal ausgeführet hat, nicht mehr zurückgebracht werden kann, wenn er nach solchen Grundsätzen handelt, wie Joseph II.

Aber Pius VI. muß doch eine Absicht gehabt haben, warum er diese Reise unternahm? — Allerdings hatte er sie. Ich will so frey seyn, in die Seele des heiligen Vaters zu denken. Der Papst, den die ersten raschen Schritte des Kaisers besorgen ließen, er würde in Zukunft

kunft für Rom noch weit verdrüßlichere machen, bot alle seine Scharfsichtigkeit auf, um das ganze System, nach welchem hier verfahren werden sollte, zu entdecken. Allein die Zeiten sind vorbey, wo die Geheimnisse der Fürsten in den Busen ihrer Lieblinge ausgeschüttet, und von diesen unter die Emissarien fremder Höfe versteigert werden. Der undurchdringliche Vorhang, der über den ganzen noch zurückbehaltenen Reformationsplan gezogen war, machte Rom mehr für die Zukunft bange, als es über das schon Geschehene ward. Der Papst war ausser Stand Gegenvorkehrungen zu treffen, weil er nicht erfahren konnte: was der Dinge Ende seyn sollte? Ueberdies bewieß ihm die Geschichte, daß Deutschland seine Unternehmungen allemal — nach reifer Ueberlegung — aber dann auch hartnäckig hinausführt; noch mehr zeigte ihm die Verfassung dieses Landes, das selbst so viele geistliche Souveraine hat, die ihre Rechte nach dem Beyspiel ihres allgemeinen Reichsoberhauptes gegen Rom geltend machen könnten, — daß er in dieser Revolution mit der größten Herablassung zu Werke gehen müsse. Allein, wie konnt er sich auf die künftigen Vorfälle bereiten, da er ausser Stand war, in die Geheimnisse unsres Kabinets zu dringen? Wahrhaftig ein verdrüßlicher Umstand und eine Lage, die Rom mehr ängstigen mußte, als wenn es mit Gewißheit die schrecklichsten Schicksale zu erwarten gehabt hätte. —

Pius VI. führte also den Entschluß aus, selbst zu sehen und selbst zu hören. Es lag ihm ungleich mehr daran, die noch zurückbehaltenen Entschlüsse des Kaisers zu erfahren, als ihn von den schon bekanntgemachten abzulenken. Er konnte sich's schmeicheln, daß er durch freundschaftliches Betragen, und durch seine Ueberredungsgabe dem Kaiser die Geheimnisse ablocken würde, die Rom izt so zittern machten; er konnte sich's um so eher schmeicheln, da die Offenherzigkeit des Kaisers unter die Karakterzüge seines Herzens gehöret. — Man sieht leicht, daß Pius VI. hauptsächlich deshalb nach Wien kam, um mit dem Kaiser, da er auf keine andre Weise hinter den Plan zu kommen Hoffnung hatte, — selbst zu Rathe zu gehn, ihm seine noch vorzunehmenden Entschlüsse abzulocken, und es dahin zu bringen, daß er als Papst doch auch einigen Antheil an künftigen Kirchenverbesserungen nehmen könnte. Ich zweifle nicht, daß der Kaiser, der den Papst wirklich als seinen ältern Freund liebte und ehrte, — ihm in diesem Stücke willfährig war. Es kann auch dem Monarchen um so angenehmer seyn, da er sieht, daß der römische Stuhl selbst, ohngeachtet er im Grunde wirklich zeitlichen Schaden leidet, seine Vorkehrungen billiget, gut heißt, ja selbst die Hand darzu bietet.

So, Freund, denke ich mir die Bewegungsgründe zur päpstlichen Reise. Ich will zwar nicht läugnen, daß

Pius

Pius VI. noch manche Nebenabsichten haben konnte; daß er vielleicht, zum Beyspiel, hoffte, seine persönliche Erscheinung würde die wider die Usurpation des römischen Hofes arbeitende Minister in ihrem Diensteifer erkalten machen; sein Ansehn, seine allgemein bekannte Frömmigkeit, seine Herablassung, seine Freundlichkeit, seine — auch ohne päpstliche Würde, — sich auszeichnenden Vorzüge und große Eigenschaften würden in dem Kabinete, unter den Landesstellen, und unter dem Volke, der Dataria neue Proselyten erwerben; daß er vielleicht glaubte, die Nation auf eine Art an sich zu fesseln, daß der Fürst gezwungen seyn würde, die Schritte, die er vorwärts that, wieder zurück thun zu müssen. — Alles dies, und noch ungleich mehrere Hoffnungen können gegründet seyn. Allein, ich wag es nicht sie für solche auszugeben. Es ist nur das einzelne Raisonnement so manchen Kopfes, der nichts klügers zu thun hat.

Aber nun einen Blick auf unsern Kaiser. Seine Lage war allerdings in diesem Falle nicht die angenehmste. Wer sich so ganz in die Situation hineindenken kann, in welche Joseph II. bey dem Besuche des Papstes nothwendig versetzt werden mußte, der wird gestehn müssen, daß sie von mehr als einer Seite kritisch war. Erstlich — ganz Europa staunte mit Aufmerksamkeit und noch ungleich größerer Erwartung, auf jeden seiner Schritte; — er handelte öffentlich, er handelte mit

 Entschlossen-

Entschlossenheit; — alles was er that, gründete sich auf — von seinen zu gefälligen Vorgängern oft miskannte — Rechte; — er suchte sie wieder an sich zu bringen, und dies Unternehmen durft er als eine Vergeltung fordern für die Rechte, die er der leidenden Menschheit seiner eignen Unterthanen verschaffet hatte; — und mitten auf dieser ruhmvollen Bahn, noch eh seine Vorkehrungen die dauerhafte Reife erlangt hatten, — noch eh sich die frommen Besorgnisse so vieler durch Pfaffengeschrey überstimmter Schwächlinge geleget hatten, — erscheint ein Papst in Wien, den mehr als $\frac{7}{8}$ des Volks für das lebendige Heiligthum der Religion ansieht, und den $\frac{5}{8}$ des Volks gewiß als die einzige und wichtigste Mittelsperson zwischen sich und Gott betrachtet, der ihnen mit einem Einzigen Segen den Himmel öffnen, und alle Seeligkeiten der Cherubimen und Seraphimen, sobald er nur will, über sie ausgießen könne. Nun diesen Papst, — mit aller Pracht, mit allem die Sinnlichkeit der Nichtdenker noch mehr erhitzenden Pompe und Feyerlichkeiten und öffentlichen Religionsceremonien, — mitten unter diesem Volke herumwandeln sehn; sehn, wie er ohne Aufhören seinen väterlichen Gruß ertheilet, den das Volk schon allein für so kräftig hält, daß — falls irgend einer in demselben Augenblicke stürbe, er im Nu in den Himmel einführe, — dies sehn, und zugleich sich die Erinnerung hinzudenken, dieser heilige,

fromme

fromme Vater der Kirche, der der Seligkeiten Schlüssel in seiner Gewalt hat, ist hier, den Kaiser zu bewegen, daß er von seinen Kränkungen der Kirche ablasse, denn so hatten die Herren Schwarzröcke die Güte, die Verfügungen des Kaisers zu nennen, — und man muß gestehn, daß diese Epoche für Staat und Kaiser — die kritischeste Wendung hätte nehmen können, wenn diese Scene nur um zehn Jahre früher vorgefallen wäre. —

Auch besorgten viele Vielerley. Allein ich muß hier meinen Landsleuten das ungeheuchelte Kompliment machen, daß vielleicht keine Nation in der Welt bessere Herzen hat, als sie. Die Baiern hätten ihre Minister todt geschlagen, wenn eben dieselbe Veranlassung gewesen wäre. — Die Wiener begnügten sich, den Papst fleißig zu begucken. Neugierde ist ein Karakterzug der Wiener. Bey geringern Veranlassungen wird schon das Volk groß und klein zusammengelockt; sollt es nicht bey einer so wichtigen Scene auch gelockt werden? Ich erinnre mich als der türkische Gesandte i. J. 1774 nach Wien kam, daß alle Strassen, durch die ganze weite Strecke bis hinter Simmering, so zu sagen mit Volk besäet waren. Tausende von Müßiggängern stunden den ganzen Tag vor seinem Quartiere, und gaften nach den Fenstern; und seine Effendischaft durften nur ihren Bart am Fenster zeigen, so schrien schon tausend begierige Zuschauer

schauer aus vollem Halse ihr Oh! — Und Türken hatten die Wiener doch immer um sich.

So giengs auch mit dem Papst; freylich noch ungestümer, noch neugieriger, — denn einen Papst hatten sie noch nie gesehn. — Pius selbst erstaunte über die Menge von Menschen, die ihm entgegen kam, und schon bey seiner Ankunft sich versammelt hatte. Der heilige Vater hat wohl nie so viel Volk auf Einmal gesehn. Indeß ist das gelaßne und ruhige Betragen, bey dem ersten Anblicke des Papstes — an unsern Wienern sehr zu loben. Jedes andre Volk würde vielleicht laut auf jubilirt haben, — wir nicht. Wir wollten den Statthalter Christi nur sehn, und begnügten uns, in ihm einen ehrwürdigen Greis zu erblicken, den der Kaiser mit so vieler Freundschaft empfing. Freylich mochte sich der Papst wohl eben keinen gar zu vortheilhaften Begriff in dem Augenblicke von uns machen. Denn, um sich an Seiner Heiligkeit recht satt zu sehn, gab's Leute genug, die neben dem Wagen herliefen, und so lang sie's aushalten konnten, dreist durchs Fenster hineinguckten. Daß wir über dem Sehen vergessen hatten auf die Knice zu fallen, wie's wohl die Italiäner zu machen gewohnt seyn mögen, wird uns Niemand übel nehmen; und daß wir die Juden, die sich mit unter die Zuschauer drängten, nicht gesteiniget haben, wird hoffentlich zum sichersten Beweise dienen können, wie weit

wir

wir vor allen übrigen Nationen in der Toleranz vorgerücket sind, wenn wir auch weniger davon schreiben.

Vor der Ankunft des Papstes soll sich der Kardinal erkundiget haben: ob man dem Papste die Glocken läuten dürfe? Der Kaiser gab ihm zur Antwort: Mich wundert, daß Sie mich darum fragen; die Glocken sind ja Ihre Artillerie. —

So wie Pius VI. vor dem Menschengewühl vorbey fuhr, so lief auch alles wie ein Ameishaufen, den man zerstört, — in seine tausend besondre Winkelchen nach Hause. Es war auch kein Wunder, daß sie so liefen. Die meisten hatten von neun Uhr Morgens bis Nachmittag nach drey Uhr gewartet, ohne etwas genossen zu haben. Die Damen hätten vor Hunger und Durst verschmachten mögen. Ich werde Zeitlebens an den Papst denken — war die allgemeine Sprache; aber ein recht hübscher, freundlicher Herr, die allgemeine Antwort darauf, — und so schlenderte alles nach Hause.

Von den Kirchengängen des Papstes, den Segen und dergleichen, will ich schweigen. Das Volk lief ihm überall nach, wo er gieng; und es geitzte so stark nach ihm, daß es sich mit Freuden erdrücken ließ. — Einigen kostete der päpstliche Segen das Leben. — Aber Sie irren sich, wenn Sie mehr Andacht als Neugierde bey diesen Zudringlichen vermuthen. — Damen und Chapeaux

Chapeaux drängten sich hin, um auch gesehn zu haben — nicht nur den Papst, sondern so allerley Nebenkleinigkeiten, die bey solchen Volksversammlungen zu sehn und zu hören sind, — und um alles, was sonst noch dabey vorfallen könnte, auf der Stelle zu benutzen. — Niemand freute sich auf die Stunden, wo der Papst den Segen gab, mehr, als die guten Kinderchen, denen izt die Köpfe geschoren werden, denn da hatten sie Gelegenheit voll auf, ihre Netzchen auszuwerfen; und niemand war im Gegentheil über die Anwesenheit des Papsts überhaupt mürrischer, als die Herrn Zehnkreuzerautoren — denn die durften nichts schreiben, so lang er da war.

Die feyerlichste Handlung war ohnstreitig das Hochamt zu St. Stephan, und der Segen auf dem Hofe. Beyde Funktionen sind Ihnen vielleicht schon aus den Stichen des Löschenkohls bekannt. Der Mann besitzt das Verdienst mit ungemeiner Dreistigkeit uns Wiener durch solche Kupfer bey den Ausländern für Dummköpfe zu verschreyen. Denn für was anders sollen sie uns halten, wenn sie dergleichen Schmierereyen, bemahlt und beklext, wie Kreutzerbildchen, von Löschenkohlen zu Gesichte bekommen, von dem sie doch vorher gehöret hatten, daß wir ihn unter unsre guten Künstler zählen? Sollte der Mann nicht auf seine und unsre Ehre mehr sehen, als auf seinen Beutel? — Die Stücke,

worinn

worinn er wirklich als geschickter Künstler erscheint, durch die er uns unsern Beyfall, unser öffentliches Lob abgelocket hat, sind im Auslande nicht so allgemein bekannt. — Solche Gruppirungen aber, die bey solchen Gelegenheiten entworfen werden, streuen sich allenthalben aus; — und gerade die, von denen er zuversichtlich erwarten kann, daß sie den Ausländern bekannt werden, — gerade diese verhunzt er? gerade diese liefert er nicht wie Kupferstiche eines Künstlers, sondern wie Holzschnitte eines flüchtigen Stümpers? — Ich weis wohl, was er einwenden kann. — „Ich habe nicht Zeit genug darzu gehabt.“ — Gut, so hätt' er sie nehmen sollen. Wer befahl ihm denn, so eilig bey der Hecke damit zu seyn? Einem Meisterwerke hätten wir nie zu lange entgegengesehn, zumal wenn er es uns angekündiget hätte; — wir hätten gewartet, hättens ihm besser bezahlt, aber dann auch was Bessers von ihm erhalten. — Aber würd' er auch so viel verkauft haben? — Vielleicht! — Vielleicht auch nicht! Aber er hätte die Ehre eines Künstlers behauptet! — Und ist dies nicht Gewinn genug für den Künstler, der nicht blos Handwerksmann seyn will? — Wenn doch die Männer von Kopf solche Puppenwerke und Raritäten den Bilderkrämern überlassen möchten.

Doch, wie versteig ich mich da herab auf Löschenkohl, da ich vom großen Segen auf dem Hofe reden wollte. — Also am Ostertage gieng diese Handlung

vor.

vor sich. — Durch öffentliche Anschlagszettel wurde dem Volk beydes kund gemacht. Schnurrig war es allerdings, wie es leider immer um die Kirchthüren so schnurrig zu gehn pflegt, da so vielerley Zettel draúf und nebenher angepappt zu schauen sind, — wenn man an so mancher Kirchthüre diese wichtige Nachricht, und gleich darneben die Avertissements von Galanteriehändlerinnen — zum Beyspiel von der Madam Bandi berühmten neuen Handpomade — angeschlagen fand. Eine würdige Nachbarschaft! — Päpstlicher Segen und Handpomaden!

Man wußte sich in Wien so wenig in die Pontificalceremonien, die an diesem Tage beobachtet werden, zu schicken, daß Tags vorher, oder wann es war, das hab ich schon vergessen, nach Anleitung des päpstlichen Ceremonienmeisters eine Generalprobe vom Hochamte gehalten werden mußte. Das Buch, wo die Sachen alle darinn stehn, soll einen ansehnlichen Dickwannst von Folianten ausmachen. Nimmt mich wahrhaftig Wunder, wie man doch bey dem heiligsten Geschäfte, im Angesichte und in körperlicher Gegenwart Gottes, wo blos tiefe Verehrung, zerknirschende Andacht, heilige Anbetung herrschen sollten, — wo aller Unterschied aufhört, — wo Papst und Kardinal und Bischoff und jeder, der da steht, als Sünder es kaum wagen sollte, aus Reue und Andacht die Augen aufzuschlagen, wie

man

man da mehr Gesetze für Ceremonie beobachten soll, als Gesetze unsre ganze Religion hat! Soll ich offenherzig seyn, so gesteh ich, ich seh so einem Specktakel in meinem Leben nicht wieder zu. Ich habe mich geärgert, statt, daß ich mich erbauet hätte. — Gott auf dem Altar, Gott, vor dem wir doch alle Nichts sind, — und der, der das Geheimnis des Altars celebrirte hoch auf einem Thron vor seinem und unserm Gott, nicht anders, als wollt er ihm das Leben ertheilen; — und dann die Kardinäle und Bischöffe, geschäftig und ängstlich, ja alle Punkte der Ceremonien genau zu beobachten; mehr auf die Reverenzen und taktmäßigen Schritte gegen den Papst aufmerksam, als auf das unblutige Opfer selbst; mit einer Aengstlichkeit, die es zu deutlich bezeichnete, daß bey diesem heiligen Amte ihre ganze Seele mit allen ihren Gedanken nur an den Papst und den ihm zu bezeugenden Respekt gerichtet sey; — wen soll solch eine prunkmäßige, übertriebene, auf Nichts hinauslaufende Religionsscene wohl zur Andacht rühren können? Ich frage alle die auf ihr Gewissen, welche an diesem Tage am Altar dienten, ob sie wohl, aus lauter Angst, nichts von den vorgeschriebenen Ceremonien zu vergessen, einen einzigen wahren zu Gott gerichteten andächtigen Gedanken gehabt haben? — Gott wurd vergessen, und das Ceremonienbuch — an dessen Stelle gesetzt. Solche Auftritte sind wenig fähig, wahre Andacht zu verbreiten; man staunt sie an, wie

ein Speccktakel, das wegen der Neuheit reitzet. Auch das Volk hatte an diesem Tage kein Auge für das Geheimnis des Altars; — es mußte ja den Papst und seine Diener am Altar beobachten!!! —

Der große Seegen auf dem Hof erregte eben so viel Aufsehn. Der ganze geraume Platz war von Menschen vollgepfropft; alle Dächer überdies noch mit Menschen besetzt. Ob aber alle der Andacht wegen da waren, — ist ein großer Zweifel. Wenigstens zeigten die vielen grossen und kleinen Perspektive, und besonders der Tubus in dem gerade dem Balcon gegen überstehenden Banquierhause zu deutlich, daß eben so viel Portion Neugierde, als Andacht das Volk zusammen gelockt habe. — Beschreiben kann ich's Ihnen nicht, Freund, was für ein Gewühl von Menschen beysammen war. Indeß wurden doch an diesem Tage die frommen Wünsche so manchen Enthusiastens erfüllet. Viele glaubten, sobald sie den großen päpstlichen Segen hätten, und stürben, so kämen sie auch spornstreichs in den Himmel. Nun, von diesen Andächtigen wurden einige gedrückt und gequetscht, daß sie bald darauf starben. Ihr Wunsch war also erfüllet. — Denen aber die Beine zertreten, die Rippen zerstossen, die Kinder im Mutterleibe erdrückt — die Kleider zerrissen, ihre Uhren und Geldbeutel gestohlen wurden, denen wird es wohl nach der Hand eingeleuchtet haben, daß — selbst der Segen

des

des frömmsten Papstes — nicht alles Uebel vertreiben kann. Indeß war es allemal ein feyerlicher Anblick, den Papst mit der dreyfachen **Krone**, begleitet von seinen Kardinälen, öffentlich zu erblicken, wie er dem Volke die Gnade des Ewigen wünscht. Nur möchte ich gern wissen, worinn der Unterschied zwischen Ablaß und päpstlichem Seegen besteht, und was beyde wieder eigentlich seyn. — Ich weiß wohl, Ablaß — Nachlaß der in der alten Kirche bestimmten **Kirchenstrafen**; — päpstlicher Segen nach allen Graden, — herzlicher Glückwunsch ans Volk, — aber damit wollen die Herren Theologen nicht zufrieden seyn; — sie wollen gar Vielerley damit verknüpfen.

Der Kaiser war bey beyden Handlungen wegen seiner Augenkrankheit nicht zugegen. Er bedauerte es, daß er diesem feyerlichen Akte nicht beywohnen konnte. Ich aber war dessen herzlich froh. Ich kann mir nun nicht helfen; ich bin ein Katholik so gut als es jeder andre ist; — aber ich traue in solchen Gelegenheiten keinem Menschen in der Welt. Man weiß, **warum** der Papst in **Wien** war; man kennt die Feinheit des römischen Kabinets. Fürsten in vorigen Jahrhunderten haben oft blos durch eine kleine Unvorsichtigkeit, mit der sie das Ceremoniel gegen Päpste nachließen — zu grossen Forderungen derselben Anlaß gegeben. Der Kaiser ist Regent in seinem Lande, — der Papst war nur

 Gast

Gast bey ihm. Wie hätte sich der Kaiser öffentlich bey dieser Gelegenheit, wo der Papst als Papst erschien, folglich sich Vorrechte über ihn hätte anmaßen können, wie hätt' er sich da betragen sollen, ohne seinen Rechten, seinem Ansehn etwas zu vergeben, und ohne die Tiara zu kränken? Roms Schmeichler würden auf jeden Schritt des Kaisers bey dieser Handlung aufmerksam gewesen seyn, und, wo sie nur immer gekonnt hätten, aus diesem Betragen das stillschweigende Anerkennen des Vorzugs der geistlichen Macht vor der weltlichen — heraus deducirt haben.

Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, mit welchem Rechte ein Papst in fremden Landen Pontifikalhandlungen begehen dürfe. Seine Gerichtsbarkeit ist in Rom. Dort kann er machen, was er will; aber auch dort, wo er nur Gast ist? Zudem hat nicht Pius VI. vor seiner Abreise selbst die Bulle ubi Papa ibi Roma aufgehoben? Und doch exercirt er in Wien alle seine — ihm als Papst zustehende Handlungen, wie in Rom? — Läßt das nicht, als wenn der Kaiser — in Rom seinen Reichsfürsten öffentlich Lehen ertheilen, öffentlich Gericht halten, öffentlich kund machen lassen wollte, wer zu ihm käme, und ihm die Hand küßte, sollte frey von bürgerlichen Strafen seyn? — Doch das sind Streitigkeiten. Mögen andre davon denken was sie wollen, ich weiß was ich zu denken habe. —

Nur

Nur noch ein Wörtchen über den **Pantoffel** unsers Papstes. Ob es schicklich ist, daß ein Mensch sich die Füße küssen lasse, kann unter die Fragen über Hofetikette gezählet werden. Aber gar schicklich ist es eben nicht, wenn man mit dem Fußkuß einen Ablaß verbindet. Ich kann nun nicht dafür; ich küsse lieber ein Partikelchen des heiligen Kreutzes, wenn ich nach Ablaß dürste, — aber den Pantoffel? — — Und doch drängten sich die Damen hin, um küssen zu dürfen? Müssen wohl gar viel auf **Mannspantoffel** halten. Noch mehr! Sogar kränkliche Kavaliere boten sich das unschätzbare Glück von Seiner Heiligkeit aus, daß ihnen sein Pantoffel ins Haus geschicket werden möchte, um ihm ihren Respekt bezeigen zu können. Seine päpstliche Heiligkeit willfahrten dem sonderbaren Ansinnen, lachten aber über die Albernheit dieser Herren und Damen, die so was fordern konnten. — Ach, wie der Pantoffel auf goldenen Tassen, unter Vortretung aller Hauslivereyen, mit Fakeln begleitet, von Zimmer zu Zimmer herumtransportiret, beküßt, beleckt, — und Gott weis was alles ward! Das war eine glückliche Stunde für diese Häuser! Ich weiß es zuversichtlich, daß der Sekretair diese Anekdote in das Hausarchiv zum ewigen Andenken für die spätern Enkel hat eintragen müssen; denn das ist eine Ehre für ihre Familie, die ihres gleichen nicht hat.

Sechs und zwanzigster Brief.

Was der Papst ausgerichtet habe, wollen Sie wissen? Ja, Freund, das bin ich nicht im Stande zu bestimmen. Freundschaftlich lebten zwar Papst und Kaiser mit einander; freundschaftlich trennten sie sich auch; — aber was im Innern des Kabinets vorfiel, — darüber ist der dichteste Vorhang gezogen. So viel ist gewiß, daß Pius VI. einsichtsvoll und edelmüthig genug war, um einzusehen, daß der Kaiser nicht nur das Recht zu seinen Forderungen, sondern auch Genügsamkeit und Billigkeit besaß, darinnen nicht zu weit zu gehn. Und ich zweifle nicht, daß Pius VI. nicht die geringste Gegenvorstellung gemacht haben würde, wenn er allein hätte handeln dürfen. — Aber der Schwarm von Kardinälen, die den eigentlichen Schaden bey solchen vermeintlichen Eingriffen leiden, — übertäubt das gerechtgesinnteste Herz der Päpste; — hier die Forderung der Regenten, hier die Forderungen der Kardinäle, — man begreift leicht, auf welche Seite ein Papst sich schlagen muß. —

Zum Beweise, wie aufgeklärt Pius VI. über die dem Monarchen zukommenden Rechte denke, kann das Beyspiel des Bischofs von Görz dienen. Dieser Mann war so schwach, theils den Befehlen des Hofes nicht nachzuleben, theils gar Versuche wider die Verfügungen desselben

selben zu machen. Es ist merkwürdig, daß er eben zu der Zeit nach Wien zur Verantwortung gezogen ward, als der Papst in Görz anlangte; und noch auffallender war es, daß er eben einen Tag vor der Ankunft des Papsts in Wien, den verdienten Verweis erhielt, und sogleich wieder in seine Diöces zurück reisen mußte. Pius VI. fragte in Görz nach dem Bischoff. Auf die Nachricht, daß er zur Verantwortung nach Wien berufen worden, sprach er: der Bischoff hat übel gethan, denn dem Fürsten ist man Gehorsam schuldig. Selbst in Wien, als dieser Bischoff bey dem Papst um Audienz bat, ließ ihm dieser sagen, er habe mit ungehorsamen Unterthanen des Kaisers nichts zu sprechen. Der Bischoff mußte also abreisen, ohne einmal den zu sehen, auf dessen Gegenwart er vielleicht wegen seinen Weigerungen gerechnet hatte. —

Es ist sehr edel gedacht von dem würdigen Braschi, daß er diese Gesinnungen äusserte, und sehr weise gehandelt von unserm Monarchen, daß er sich in der Ausübung seiner Majestätsrechte selbst durch die Gegenwart des Papsts nicht hindern ließ. Sie haben z. B. schon erfahren, daß Joseph II. befahl, alle päpstliche Breven seiner Einsicht vorzulegen, um das landesfürstliche Exequatur zu erhalten. Auch hier zeigte der Kaiser, daß es ihm Ernst damit sey. Die Michaeler hatten einen neuen Hochaltar in ihrer Kirche bauen lassen. Er wurd

eben noch in der Zeit der Anwesenheit des Papstes fertig. Der Provinzial hat Gelegenheit den Papst um Indulgenzen und Benefizien für den Altar zu bitten. Der Papst fertigt darüber ein eigenhändiges Breve aus; der Provinzial schickt die Abschrift in die Druckerey; die Druckerey schickt es in die Censur, um das imprimatur zu erlangen; die Censur vermißt das kaiserliche Exequatur, sie frägt also an, was sie in diesem Falle zu thun habe. Der Kaiser befiehlt, es soll nach der schon bestehenden Verordnung vorgeschritten werden. Es mußte also das Breve, welches der Papst in Wien selbst ausfertigte, so wie alle andern — dem Kaiser zur Unterschrift vorgeleget werden. Was Braschi als **Papst** über diese Behandlung gedacht haben mag, läßt sich leicht vermuthen. Ich aber als Unterthan des Kaisers frage hier noch einmal: hatte denn der Papst, da er als Gast in Wien war, da er die Bulle ubi Papa ibi Roma vor seiner Abreise in Rom aufhob, hatte er das Recht dergleichen Breven zu ertheilen, zumal, da nach den Verordnungen der Koncilien, — und den dermaligen des Kaisers — die Metropolitane das Recht in ihren Diöcesen allein darzu haben? —

Verzeihn Sie mir, Freund, wenn ich Ihnen zu partheiisch wider den Papst scheine. Pius als Mensch, als edler, weiser Mensch, — ist mir schätzbar, und jede seiner Handlungen als Mensch haben das Gepräge des

aufgeklärtesten, besten Herzens an sich. Aber als Papst spricht und handelt er nicht allein; kann und darf es nicht einmal; als Papst erscheint er nicht in seinem natürlichen Karakter, sondern als Verfechter der Datarie, der Kanzeleyregeln, der isidorischen Grundsätze. Ich weiß es, er würde dieses Joch gern abschütteln, — aber kann er? — Ich und jedermann haben also das Recht, jeden seiner Schritte, den er als Papst thut, so zu beurtheilen, wie er nach den geheimen Triebfedern veranlaßt wird, ohne der Achtung auf der andern Seite zu nahe zu treten, die seine wirklich grossen Tugenden von uns fordern. Ich will Ihnen ein Beyspiel geben. Zween Feldherren stehn an der Spitze ihrer Heere gegeneinander, bereit und geschäftig alle Vortheile zu gebrauchen, den andern zu zernichten. Sie können die größte Achtung verdienen; — aber soll man deshalb, weil sie als Menschen Verdienste besitzen, den Finger auf den Mund legen, und nicht von den Fehlern oder Ueberlistungen ihrer Kriegsoperationen reden dürfen? —

So ist es auch mit dem Papste. Wenn sich die Anekdote, durch welche die Geheimnisse der Nunciatur in Wien an unsern Hof berichtet worden seyn sollen, bestätiget, so sieht man zu deutlich, daß Braschi ganz eine andre Denkungsart habe, sobald er als Papst handeln und sprechen muß. Man will versichern, daß man lediglich dieser glücklichen Entdeckung es zu danken habe,

wenn die feinen Gewebe des römischen Hofs, die zur Durchsetzung seiner Absichten gesponnen worden, und die der Papst in Wien selbst auswerfen wollte, zernichtet worden sind. Doch man sagt, und versichert vielerley! Nicht alles hält die genaue Prüfung aus! —

Daß aber Pius VI. über die Verfügungen des Hofes wirklich äusserst entrüstet war, daß er es mit misvergnügten Augen ansah, wenn Männer aufstunden, und unser Volk aufklärten, sollen Ihnen zween Briefe des Papstes selbst beweisen.

Die Eiblischen Brochüren konnten den römischen Kanonisten unmöglich behagen. Merz, dieser theologische Klopffechter, ein Mann, der darzu verdammt zu seyn scheint, durch seine ganze Lebenszeit Eseleyen zu schreiben und zu schwatzen, — geiferte in Schriften und Predigten den würdigen Eibel an. Merz schickte seine Kläffereyen dem Papste nach Wien. Der kindische Mann! Versteht denn Pius VI. deutsch? — Schon aus dieser Unbesonnenheit sieht man, daß ihm der Kopf verrückt seyn muß. Indeß ließ sich Pius VI. den Inhalt erklären, und freute sich, daß ein deutscher Pritschmeister zu Gunsten des römischen Stuhls in die Streittrompete stieß. Er schrieb dem theologischen Quacksalber wie folget:

Papst

Papst Pius der Sechste
dem vielgeliebten Sohn,
Priester Aloisius Merz
Heil und apostolischen Segen.

Mit besonderm Vergnügen haben wir Deinen Brief nebst den Streitreden, die Du uns in deutscher Sprache überschicket hast, empfangen. Es thut uns in der That leid, daß wir Deine Sprache nicht verstehen, und sie also auch nicht lesen können, ohngeachtet wir übrigens überzeuget sind, daß sie zierlich und gründlich geschrieben seyen. Schon seit langer Zeit sind wir durch wahrhafte Gerüchte, und durch glaubwürdige Zeugen von Deiner besondern Gelehrsamkeit in heiligen und geistlichen Dingen, und von dem Eifer benachrichtiget, den Du zur Aufrechthaltung der Religion, und zur Vertheidigung der Kirche anwendest. Unterdessen wünschen wir eifrig, daß Du von der heilsamen Gewohnheit, Streitreden zu halten, keineswegs abstehen, sondern vielmehr standhaft, mit dem nämlichen Muthe und der nämlichen Gelehrsamkeit fortfahren mögest. Dies wird nicht allein Dir selbst sehr rühmlich, sondern auch Uns sehr erfreulich seyn, und Du wirst überdies eine reiche Belohnung im Himmel davon tragen. Wohlan also, mein Sohn, fasse neuen Muth, verachte großmüthig die boshaften Verläumder, die Deine Augen vom Licht der Wahrheit abwenden, und die sich nicht schämen ihre eigne Feinde zu wer-

werden, dadurch daß sie in Finsterniß wandeln. Von unsrer väterlichen Zuneigung und Gewogenheit kannst Du auch unsers Beystandes in allem was Dir dienlich seyn kann, gewiß seyn. Zur Versicherung dessen wir Dir izt unsern apostolischen Segen ertheilen. Wien, den 4ten April 1782. Unsers Papstthums im achten Jahr.

Dominikus Nardini
päpstl. Geheimschreiber der latein. Briefe.

Dignum et justum est, daß ich dieses Schreiben ein Bischen vor den Richterstuhl der Kritik ziehe. Hat man's bey den Briefen des großen Clemens XIV. thun dürfen, warum nicht auch bey den Briefen des Pius VI. zumal da sie in einer Zeit, und in einem Tone geschrieben sind, der Aufmerksamkeit erregen.

Was waren das für Streitreden, die Merz dem Papste überschickte? — Seine vermeintlichen Widerlegungen der Eiblischen Aufsätze, was ist der Papst? und dergleichen. Alle vernünftige und unpartheiischdenkende Köpfe haben schon lange so gedacht, und Eibels Meynungen als die Sätze der ächten Wahrheit anerkannt. Nicht aber so der Priester —— Merz. Wer Merzen gegen Eibeln hält, wird von selbst gestehen, daß ersterer nur mit der Stange im Nebel herumficht; und wie der Bremsenritter in der Feenwelt Hokus Pokus spielt. —

Dieser

Dieser Eingang ist nöthig, um den Sinn des Briefes ganz zu fassen.

„Schon seit langer Zeit sind wir — von dem Eifer benachrichtiget, den du — zur Vertheidigung der Kirche anwendest.“

Eifer? Ja wohl! Merz hat Eifer, das muß ihm sein ärgster Feind zugestehn. Aber auch Vernunft? — Ich zweifle; er würde sonst auf würdigere Gegenstände verfallen. — „Vertheidigung der Kirche?“ — Verstehn Sie, Freund, Pius VI. nennt die Grundsätze, welche Merz aus dem Isidor, aus den albernen Kanonisten — als Pichler, Fagnani, u. d. m. stillschweigend annimmt, Aufrechthaltung der Religion; — nennt den Ideenkram, den Merz über das Ansehn, die Macht und Untrüglichkeit des Papstes nach dem schwärmerischen Pater Mamachi, Daminik Almcadam, Benetti und solcher Marktschreyer, ob er sie gleich nicht nennet, vorträgt, Vertheidigung der Kirche. Als ob die Kirche Christi auf Tiara, Reservationen, Breven und Indulgenzen, — und nicht auf einen unerschütterlichen Felsen gebauet wäre. — Wenn die Kirche keine andern Vertheidiger als — Merzen hat, ich gesteh's öffentlich, — von jedem Dummkopf würde sie überwunden werden können, denn der ist ein gar schlechter Vertheidiger.

Un=

„Unterdessen **wünschen** wir, daß du von der **heilsamen Gewohnheit, Streitreden zu halten,** keineswegs abstehest."

Also heilsame Gewohnheit wär es, **Streitigkeiten** zu unterhalten? Wir haben diese Gewohnheit immer für heillos angesehn. Wenigstens hat uns die Erfahrung gelehret, daß bey allen Streitigkeiten allemal mehr Unsinn als Verstand gepredigt werde; daß die gute Sache allemal mehr darunter leide als gewinne; daß die Erbitterung, der Haß, der Verfolgungsgeist, die Nichttoleranz — und alle Uebel, welche daraus entspringen, und die der wahre Menschenfreund verabscheuet, — durch solche Streitigkeiten genähret, angeblasen, ausgebreitet und unterhalten werden. — Und Pius VI. kann sagen, daß er diese Streitreden **wünsche**? Von dem Zeloten Merz wünsche? Sehr betrübt! Was für Begriffe muß man sich von dem sonst so menschenliebenden Braschi machen? — Clemens XIV., dieser wahre Menschenfreund, dieser wahre Philosoph würde Merzen zwar für seinen Eifer gedanket haben, weil er ihn nicht aus Bosheit, sondern aus Dummheit blicken ließ; — aber er würde ihn auch väterlich ermahnet haben, sein Bischen Talent zu edleren Beschäftigungen anzuwenden; würde ihm gerathen haben seine Streitfeder wegzuwerfen, weil am Ende doch nur Schwachheiten hervorwüchsen, die weder der Kirche

noch

noch der Religion Ehre bringen; würde gewünscht haben, daß man diese üble Gewohnheit unterdrückte, weil, je hitziger die blinden Panegyristen Roms zu Werke gehn, ihre Gegner immer mehr nachgrübeln, immer mehr Stoff zur Rechtfertigung ihrer antiromanischen Grundsätze auffinden, und so nach und nach alle Ehre und Ansehn der Päpste gar verschwinden möchten. — Aber freylich scheint Pius VI. anders zu denken. Er wünscht, und wünscht es als eine Sache, die ihm sehr erfreulich ist, für die er Merzen die reichste Belohnung im Himmel zusichert, daß dieser Pater mit seinem Klopffechtergeschrey durchdringen, und den päpstlichen Stuhl in all' die usurpirten Rechte, in all' das erlistete Ansehen der Zeiten der Alexander zurücksetzen möchte. Denn was heißt es anders, wenn man einen Mann wie Merz ist zu Streitreden aufmuntert, ihn ermahnet, nicht davon abzulassen; wenn man ihm sagt, daß solche Katzbalgereyen uns erfreulich sind, — was heißt dies anders als alle Grundsätze eines Merz gutheißen und billigen, die aber, wider welche er zu Felde zieht, als Menschen ansehen, die keine Belohnung im Himmel davon tragen werden? Und wenn man die Grundsätze beyder Partheyen genau gegen einander abwiegt, und dann bemerket, auf welche Seite sich Pius schlägt, — wie? muß man nicht gestehn, auch Pius geitze nach der geistlichen Universalmonarchie, wie seine Vorgänger,

und

und letze sein Herz, das über solche Streitreden erfreut ist, mit der Vorstellung: es giebt doch noch Leute, die mich für mehr als einen bloßen Menschen ansehn.

Ich bin zu verdrüßlich, diesen Brief weiter zu bekriddeln. Jedes Wort böte mir reichen Stoff dar, zu beweisen, was Pius VI. — mag er auch noch so freundlich herumgeblicket haben, — im Herzen dachte. Die Aufmunterung, welche Merz hier vom Papst erhielt, hat mehr üble Folgen als man glaubt. Merz ist nicht zu scheuen. Diesen theologischen Gasconier kennt man ja. Aber so viele einheimische Schwarzröcke, — auch Purpurröcke, die dem Papste auch Freude machen wollen, wurden durch die Worte: „Wohlan dann, mein Sohn, fasse neuen Muth!" ꝛc. — aufgefordert, auch mit Merzen mitzukläffen! — Und diese Kläffer, wenn sie auch weiter nichts können, als von Haus zu Haus herumzuschleichen, und Klaglieder anzustimmen, — diese Kläffer sind um so gefährlicher, weil man sie wegen — auf Schrauben künstlich gesetzter Worte, — nicht so rasch der Ahndung unterwerfen kann, als sie es verdienen.

Doch genug von diesem Briefe. Nun ein zweyter an den Bischoff in Brünn, Grafen Korinzky.

* * *

„Deine Briefe vom 2ten März und 3ten April haben wir grosses Leid verursachet. Es ist an sich schon

be-

bedauernswerth, daß einige Klöster aufgehoben, und Mönche und Nonnen aus den Klöstern geschaffet werden. Aber überdies hast du dich sehr übereilet mit deiner Erklärung, vermög' welcher du die Carthenser in deinem Kirchsprengel sogleich von ihren Gelübden und Statuten losgesprochen hast, damit sie den weltgeistlichen Stand sogleich antreten können und mögen. Denn diese Erklärung scheint Uns gefahrvoll. Die größte Sorge ist dahin zu verwenden, daß jeder in seinen Gelübden verbleibe. Sie müssen daher trachten, in andre Klöster des ihrigen — oder auch eines gelindern Instituts aufgenommen zu werden, allwo sie die feyerlichen Gelübde, mit denen sie ihr Leben Gott geweihet haben, reumüthig erfüllen können. Man muß sich um keine irdische Ursache, so wie du sie in Betref der Mönche gehabt zu haben schreibest, bekümmern, sondern blos auf Gewissen, und künftiges Heil zurücksehen. Sag dieses in meinem Namen jenen, die es angehet, und bestärke darinn die, welche von ihrem Entschluß abweichen wollen."

„Sollte es aber jemanden geschehen, daß er in kein anderes Kloster aufgenommen würde, dann lassen wir nur in jenem Unglücksfalle zu, daß er in dem weltgeistlichen Stande so lange leben könne, als ihn bloße Noth darzu zwinget. Aber jeder muß in dieser Welt seines Berufs eingedenk, strenge Zucht halten, und die feyerlichen Gelübde, welche stets fest und unauflößlich verblei-

ben, fleißig bewahren und erfüllen. Gewiß, es würde Gottesraub seyn, etwas der Keuschheit, die man geschworen, zu entziehen. Auch soll sich jeder, so viel es sein neuer Stand zuläßt, der Armuth befleißen, damit sein Geist von der Begierde nach dem schnöden Genuß der irrdischen Reichthümer stets frey bleibe. — Sie sollen ferner ihrem Bischoff gehorsam seyn, und selbst unter dem Kleide ein Zeichen ihres vorigen Ordens tragen, damit man sehe, sie seyen nicht freywillig aus den Klöstern gegangen, sondern mit Gewalt daraus geschaffet und vertrieben worden. Dies ist nun meine Willensmeynung, nach der du all' deine fernern Rathschlüsse einrichten sollst. Du wirst leicht daraus ersehen, daß ich jenen am wenigsten beystimme, welche die Loszählung von Gelübden begehren, damit sie heyrathen, und Testamentsfähig werden können. Hüte dich daher wohl, eine solche Lossprechung, die den Glanz des Hauses des Herrn verdunkeln würde, von dir hören zu lassen. Vermög dem ordinairen geistlichen Rechte kannst du, wie du ganz richtig bemerkest, selbige weder ertheilen, noch haben Wir dir darzu die Macht eingeräumet. Erinnre dich also stets deiner Priesterschaft; sey übrigens gutes Muths, und trachte durch inbrünstiges Gebet zu Gott ihm und Uns gefällig zu werden. In dieser zuversichtlichen Hoffnung ertheilen Wir dir, und

den

den deiner Obhut vertrauten Schäflein, den apostolischen Segen. Wien, den 12ten April 1782 im 8ten Jahre unsers Papstthums."

Wenn Sie bedenken, Freund, daß dieser Brief an einen kaiserlichen Bischoff, im kaiserlichen Gebiete selbst geschrieben worden, zu einer Zeit geschrieben worden, wo Pius VI. des Kaisers Gast war, wo er die kathegorische Antwort schon erhalten hatte, daß der Kaiser bey seinen Entschlüssen beharre, — müssen Sie sich nicht mit mir über den Ton dieses Briefes wundern? Warum soll der Bischoff in seinem Sprengel das Recht nicht besitzen, Gelübde von Orden aufzuheben, die selbst aufgehoben wurden? — Weil der Papst ihm noch nicht die Macht darzu ertheilet hat; sagt Pius VI. Gut! Ist es denn schon aus dem ordinairen geistlichen Rechte erwiesen, daß der Papst das ausschließende Recht in der ganzen Christenheit darzu habe? — Zeigt nicht die gallikanische Kirche gerade das Gegentheil? — Auch soll der Bischoff nicht auf irrdische Ursachen, sondern blos auf Gewissen und künftiges Heil sehen. — Ganz recht, und zu wünschen wär's, daß alle Bischöffe und alle Päpste diese weise Regel befolget hätten. Aber leider, mischt sich nur zu oft das Irrdische in die Handlungen der Kirchenhäupter. Selbst Pius VI. beruft sich in seinem Schreiben vom 15ten Christmonats 1781 an den Kaiser auf seinen Vorgänger

Benedict XIV.: sein Name würde bey den Nachfolgern und bey der Nachkommenschaft verhaßt seyn, wenn er mit einem einzigen Federzuge, wie er sich ausdrückt, dieses päpstliche Recht (die Benefizien in der Lombardie) vergeben hätte. Diese Bemerkung ist doch wahrlich nicht bloße Rücksicht auf Gewissen und künftiges Heil — wohl aber auf irrdischen Ruhm und Ehre!!! — Die Exkartheuser sollen ein Zeichen ihres Ordens unter ihren Kleidern tragen, damit man sehe, daß sie mit Gewalt aus ihren Klöstern vertrieben worden. Heißt das nicht, den aufgehobenen Mönchen anbefehlen, stets öffentlich herumzuschleichen, und Misvergnügen unter dem Volke zu erregen? Ein beständiges Zeichen tragen, um anzudeuten, daß man gewaltthätig behandelt worden, heißt ein Zeichen der ewigen Rache am Busen tragen, und alle aufmuntern, gemeinschaftliche Sache zu machen. Und Pius VI. konnte dies befehlen? — Der Bischoff soll übrigens gutes Muths seyn; — das wird er seyn, wenn er ein guter Christ, und guter Bürger des Staats ist; und daß er es ist, beweisen seine Handlungen, über die Pius VI. so großes Herzeleid gefühlet hat; — er soll ferner trachten: Gott und dem Papst gefällig zu werden. — Wie der Papst zum Gegensatz von Gott komme begreife ich nicht. Wie? der Unterthan eines fremden Fürsten soll streben, nur

Gott

Gott und dem Papst gefällig zu werden? Ich dächte, es klänge anständiger, wenn es hieße, Gott und deinem Kaiser gefällig; denn Gott kann kein Unterthan gefällig seyn, wenn er's nicht auch seinem tugendhaften Fürsten ist. Aber dem Papst kann mancher Bischoff unangenehm, und doch Gott noch immer ein angenehmer und gefälliger Diener seyn! Auch klingt es so ziemlich nach dem Kanzeleytone Alexanders VII. — wenn ein peregrinirender Papst den Bischöffen in fremden Ländern befiehlt — ihm gefällig zu seyn, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Gefälligkeit mit ihren Pflichten gegen den Staat und den Fürsten bestehen werde oder nicht. —

Sie sehen aus beyden Briefen, die doch gewiß noch mit aller möglichen Behutsamkeit geschrieben sind, welche Gesinnungen Pius VI. eigentlich über die gegenwärtige Verfassung unsrer Staaten hegt. Dürfte er — er würde gewiß!!!

Sieben und zwanzigster Brief.

Ueber Merzen lachen Sie? O Freund! wir hier in Wien lachen des Hanswurstens auch. Was für ein histriomäßiger Gedanke doch das war, dem Papste seine deutsche Schmierereyen — zu überschicken!!! — Eibels Brochüren hatten mehr Glück. Sie wurden

ins lateinische übersetzt, — und so hatte doch Pius VI. das Vergnügen sie lesen zu können. Warum Eibel, den der Papst lesen konnte, keinen so verbindlichen Brief wie Merz, den der Papst doch nicht lesen konnte, erhielt, können wir uns leicht in's Ohr raunen. —

Warum ich mich so wenig mit der Geschichte von der Anwesenheit des Papstes hier abgebe, fragen Sie mich? — Ich bin kein Zeitungsschreiber! — ich will nur einige Bemerkungen über das, was merkwürdig ist, Ihnen mittheilen. Wenn Sie mehr erwartet haben, so haben Sie zu viel von mir erwartet. —

Die letzte merkwürdige öffentliche Pontifikalhandlung war das vom Pius VI. in Wien gehaltene Consistorium, worinn der Primas von Ungarn, und der Erzbischoff von Bamberg die Kardinalshüte vom Papst erhielten. Ich gesteh's Ihnen, Freund, offenherzig, daß ich die rothen Häte in unsrer Kirche gar nicht wohl verdauen kann. Einmal kostet so ein Hütchen auf dem Kopfe mehr, als manches ziemlich einträgliche Landgut; denn 40000 Scudi, die ordentliche Taxe für ein Stückchen Filz, ist doch wahrlich keine Kleinigkeit; zweytens scheinen mir die Vorzüge, welche man mit dem Kardinalshute verbindet die Rechte der bischöflichen Würde zu sehr zu kränken. Die Stuffen der Religionsdiener hat Christus seinen Aposteln selbst bestimmt. Aus seinem Gesetze lernen wir, daß es Priester, Bischöffe, Metropolitane

politane und Patriarchen geben soll; — aber von Kardinälen nicht ein Wörtchen. Diese geistliche Würde ist also nur eine Geburt des Vatikans. Und nun sehn Sie, wie geschickt der Vatikan es zu karten wußte, daß man die von Menschenhänden aufgerichteten Kirchenwürden, weit über die von Gott selbst eingesetzten erhob. — Leider geht es bey uns allenthalben so. Religionsgesetz, das vom Religionsstifter selbst gegeben worden, scheint in den Augen der Kanonisten wenig Aufmerksamkeit zu verdienen; — aber Kirchengesetz, — darüber zanken und streiten sie, als wenn die Religion selbst darauf gegründet wäre. Wenigstens sind immer hundert gegen zween von der Inquisition ihrem Blutgerichte aufgeopfert worden, welche nur Uebertreter oder Bestreiter der Kirchengesetze waren. Diese sklavische Anhänglichkeit an diese Gesetze erstreckt sich bis in den Beichtstuhl. Der reumüthige Sünder mag durch alle zehn Gebote Gottes sich als Schuldiger anklagen, die meisten Priester werden den Beichtenden mit einer kleinen Ermahnung durchwischen lassen. Aber die Hölle wird ihm gewiß heiß gemacht, sobald er sich darzu bekennet, daß er am Freytage Fleisch gegessen, oder in der Fasten einen Steyrischen getanzt hat. Da das Volk immer selbst von der Kanzel herab weit stärker wider die Uebertreter der Kirchengesetze losdonnern hört; da der größte Sünder wider Gott nur unter dem wenig mehr abschreckenden

Namen des Lasterhaften geschildert, der Fleischesser, und die übrigen seines Gleichen aber mit dem fürchterlichen Fluchnamen des **Ketzers** aufgeschreckt wird, — ist es wohl da ein Wunder, wenn sich der gemeine Christ ungleich mehr Skrupel macht: eine Messe am Sonntage zu versäumen, als die ganze Woche durch wider Gott zu sündigen? —

So kleinfügig diese Bemerkung scheint, so großen Einfluß hatte sie doch in vorigen Jahrhunderten auf die Ehrfurcht des Volkes gegen alles, was **Kirchlich** war. Daher entstund auch die unbegränzte Ehrfurcht gegen Kirchenwürden, die lediglich vom Menschengesetz ihre Existenz erhielten. Unter diese gehört die Kardinalswürde auch. Sie sind Geschöpfe der Päpste; anfangs weiter nichts als ihre Konsistorialräthe. So wie die Päpste wuchsen, wuchs auch das Ansehn ihrer Konsistorialräthe, bis es endlich dahin kam, daß, da die Päpste den Vorrang vor allen weltlichen Fürsten forderten, die Kardinäle den Vorrang vor allen Prinzen vom Geblüt sich anmaßten. Die Päpste fanden ihren Vortheil dabey, ihre Konsistorialräthe zu unterstützen, und sie wider die Statuten unsers göttlichen Religionsstifters zu den ersten Kirchenhäuptern in der geistlichen Hierarchie zu erheben. Selbst die weltlichen Fürsten ließen sich so weit herab, daß sie oft für ihre eigenen Prinzen die Kardinalswürde als das non plus ultra der geistlichen Dignitäten

ten mit großen Unkosten, Erniedrigungen und Beschränkung ihrer Majestätsrechte vom Vatikane suchten.

Drittens ist dieser Kardinalshut das fast stärkeste Band, wodurch die — nach den Grundgesetzen der Religion weit über alle Kardinäle — erhabene Bischöffe an Rom und Roms Interesse geknüpfet werden. Das Uebel ist nun einmal zu sehr eingewurzelt. Die Bischöffe würden diese Kränkung gern bey Seite räumen; allein, da sie's nun nicht können, so ist's ihnen nicht zu verdenken, wenn sie aus dem schon bestehenden Uebel den größten Vortheil für sich zu ziehen suchen. Sie sehen, daß — ein rother Hut auf dem Kopfe, — alle Infuln zur ehrfurchtsvollesten Verbeugung zwingt. Es ist daher kein Wunder, wenn es so viele giebt, die mit Begierde ihre Infuln mit dem Purpurhute zu vertauschen streben. Sie können aber selten darzu gelangen, ohne sich dem römischen Stuhle gefällig zu bezeigen; und man weiß wie gefährlich diese Gefälligkeiten dem Staate oft werden können. Fein ausgedacht war auf alle Fälle dieser Kunstgriff der Päpste, den Bischöffen den Eifer einzuflößen, sich nach dem Interesse des Vatikans zu bequemen, um nur das Vergnügen zu haben, einen rothen Hut zu tragen. Zwar mir ist es einerley ob er roth oder grün ist, — aber das kann mir und keinem Rechtschaffenen einerley seyn, welche Begriffe von Ehre und Ansehn man mit diesem Hute verbindet.

 Doch

Doch genug davon. Ich werde die rothen Hüte nicht reformiren. Grüne Kappeln hat Sonnenfels wohl stürzen können, — aber was für ein Unterschied ist auch zwischen grün und roth! —

Bey dieser Gelegenheit muß ich aber noch einmal die Frage wiederholen: hat denn der Papst wirklich das Recht, allenthalben, wo er hinkömmt, seine Pontifikalrechte auszuüben? Das Recht, rothe Hüte aufzusetzen, — ist das einzige, welches in Kirchenceremonien — dem Papste als Papste nicht bestritten werden kann. Mag es auch zu tausenderley Misbräuchen Anlaß gegeben haben, — es ist doch sein Eigenthum. Der Kardinalsorden ist — ein zeitlicher Orden, wie jeder andere Ritterorden der Fürsten. — Gleichwie nun der König von England wohl schwerlich das Recht hat, sein blaues Hosenband in Rom zu vertheilen, eben so wenig dünkt mich, hat es der Papst, Ritter von rothen Hüten zu schlagen, wo er nicht zu Hause ist; und dies um so weniger, da bey diesem feyerlichen Akte jener zweydeutige Eid in seine Hände geleget werden muß, der schon zu so manchen Misverständnissen Anlaß gegeben hat, und den die römischen Kanonisten, auch wenn er nicht abgeleget wird, schon als eine nothwendige Klausul für verbindlich halten.

Ueberhaupt ist es mit den Reisen der Päpste eine zu kritische Sache. Jeder Fürst, sobald er über seine Gränze kommt, hört auf Fürst zu seyn; er muß sich den

Ge=

Gesetzen des Landes unterwerfen, in welches er kömmt. Nur die Päpste finden diese Gränze nirgends für sich gezogen. Allenthalben wo sie hinkommen, finden sie Legionen ihrer Unterthanen; — wenigstens glauben es die Herren in den Klöstern und die Päpste so; — allenthalben treten sie als Päpste ein; allenthalben exerciren sie ihre Pontifikalhandlungen, allenthalben ihre päpstliche Jurisdiction. — Und die Fürsten dürften so was nicht verbieten? — Sie erlauben es sogar? — Hat man irgend in einem einzigen Reiche, wohin unser Kaiser nur immer kam, es ihm gestattet, Gericht zu halten, kaiserliche Verordnungen zu publiciren, Audienzen zu ertheilen, worinn er Recht über die klagführenden Unterthanen fremder Fürsten spräche; den Ministern der Höfe im befehlenden Tone zuzuschreiben, kurz ganz als regierender Kaiser zu erscheinen? — Sie sehn daraus, daß, wenn die reisenden Päpste auch weiter nichts erreichen konnten, so waren sie doch allemal so glücklich, die volle Autorität ihrer Gerichtsbarkeit in jeder Gegend, wohin sie kamen, zu zeigen; so glücklich ihre dreyfache Krone, das **Sinnbild der Obergewalt über alle weltlichen Fürsten** öffentlich zu tragen, da die reisenden Fürsten nicht einmal das Recht haben, in fremden Staaten, mit ihrer einzigen — aber rechtmäßigen Krone und der damit verknüpften Gewalt zu erscheinen. — Man weiß, wie geschickt die römischen Hofrabulisten

rabulisten sind, aus solchen kühn benutzten Umständen, die verworrensten Deductionen zu Gunsten ihres Hofes zu ziehen. — Zu viele Vorsicht schadet nie; — zu wenige — hat Reiche umgestürtzet! —

Indeß, Freund, freu ich mich herzlich, daß, Pius VI. mag nun von seinen Entzwecken was oder nichts erreichet haben, das Betragen unsers Kaisers — selbst den Beyfall desjenigen erhielt, der in diesem Augenblicke gewiß der am wenigsten — erkaufte — Lobredner Josephs II. ist. Die Rede des Papsts, die er am Ende des Konsistoriums, in welchem er die zween Kardinalshüte austheilte, in Gegenwart einer unglaublichen Anzahl von Zuschauern hielt, ist zu merkwürdig, als daß ich sie Ihnen, mein Bester, nicht mitheilen sollte. Hier ist sie.

„Bevor Wir die Handlung dieses Konsistoriums schliessen, wollen Wir das, was allen bekannt seyn soll, hier nicht mit Stillschweigen übergehen; denn es war Uns so angenehm, so erfreulich, des Kaisers Majestät, die Wir jederzeit so hoch geschätzet haben, wirklich zu sehen, und dem Kaiser selbst Unsre besondre Liebe zu bezeugen. Wir haben ihn vermöge Unsres Amtes öfters gesprochen, und waren gezwungen, sowohl seine unbegränzte Leutseligkeit, vermög welcher Er Uns in seine kaiserliche Wohnung mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und täglich auf die herrlichste Art bewirthet,

als

als seine besondre Gottesfurcht, seine ausserordentliche Geistesgaben, und seinen unbeschreiblichen Fleiß in Geschäften zu **bewundern.** Eben so groß war der Trost, der Unser väterliches Herz aufrichtete, als Wir gefunden, daß sich die Frömmigkeit und Religion nicht nur in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern bey allen den Völkern der kaiserlichen Staaten, die Uns auf Unserer Herreise entgegen kamen, unverletzt und ungekränkt erhalten. Daher werden Wir niemals aufhören, dieselbe sowohl anzurühmen, als durch Unser inständiges Gebet zu unterstützen. Ja, Wir bitten den allmächtigen Gott, auf das dringendeste, daß er, der keinen verläßt, welcher zu ihm zu kommen trachtet, **sie in ihrem heiligen Vorhaben** bestätige, und mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens überschütte."

Dieses Zeugniß von unserm Kaiser ist das Zeugniß der Aufrichtigkeit, der Wahrheit. Denn Pius VI. hatte am wenigsten Ursache, der Schmeichler unsers Fürsten zu seyn. Wirklich muß ich's auch bekennen, daß es traurig war, wenigstens für die Edlen des Volks, den liebenswürdigen Braschi wieder zu verlieren. Alles was das Herz Großes und Edles, — der Geist des Menschen Einsichtsvolles und Erhabenes besitzen kann, besitzet Braschi wirklich. Selbst der erklärteste Feind wahrer Größe könnte ihm Frömmigkeit, Leutseligkeit,

allgemeine

allgemeine Menschenliebe, und wahre Größe seines Karakters nicht absprechen. Und Sie würden mich wahrlich unrecht verstanden haben, wenn Sie glaubten, weil ich, so oft ich von Pius VI. als Papst, und als Verfechter des päpstlichen Ansehn's sprach, seine Handlungen freymüthig untersuchte, — daß ich auch den edlen Braschi verkannte. Ich hab Ihnen schon einmal gesagt, sobald der Papst als Papst erscheint, muß sein eignes Herz, seine eigne Einsicht, sein eigner Wille schweigen; er muß oft, fast allemal wider das bessere Gefühl seines Willens, seiner Einsicht, seines Herzens handeln, wenn er als Papst aufzutreten gezwungen ist. Der Tadel, den der Kritiker bey solchen Gelegenheiten anbringt, trift daher nicht den Braschi, sondern die **Hierarchen**, welche das päpstliche System regieren. Wehe dem Papste, dem es gelüsten sollte, diesen Köpfen entgegen zu arbeiten! Die Reise zu seinen Vätern würde sehr beschleuniget werden. Beyspiele lehren dies! —

Acht und zwanzigster Brief.

Wenn Sie den Karakter der Wiener genau kennten, Sie würden über die wunderlichen Wendungen erstaunen, welche die fast nie zu befriedigende Neugierde, je nachdem ihr ein Gegenstand aufstößt, zu nehmen

pflegt.

pflegt. — So lang Pius VI. in Wien war, sah man nichts anders, sprach von nichts anderm als von ihm. Das Gewühl von Menschen, ihn zu sehen, oft, unaufhörlich zu sehen, war jeden Tag gleich. Man besah ihn, mahlte ihn, stach ihn in Kupfer, goß ihn in Gips, kaufte ihn, wo man seines Bildes habhaft werden konnte; schwatzte von ihm, wo man gieng und stand, — und kaum war Pius VI. acht Tage von Wien weg, — so schien es, als wär' er nie da gewesen. Man zankte sich noch einige Tage über das beste Portrait des Papsts, — man wünschte ihm Glück auf die Rückreise, — und der Lerm war vorbey. Die Wiener liefen nun fast eben so häufig zu der großen Riesin, die bald nachher kam, besahen eben so neugierig die Marionetten in den Buden, und solche Kindereyen mehr. In der That, wenn Arteria und Löschenkohl den Papst nicht noch vor ihren Gewölbern in verschiedenen Figuren hängen hätten, das Volk schwatzte izt wohl gar nicht mehr von ihm. So schnell sattelt die Neugierde meiner Landesleute um!!!

Doch ich werde wohl Gelegenheit haben, darüber noch manches zu bemerken. Lassen Sie mich izt auf Ihre Fragen kommen, die Sie mir in Ihrem Briefe vorlegen.

Ob der Papst seinen Endzweck erreichet hat? Ich, und Niemand weiß es. Aber daran zu

zweifeln

zweifeln habe ich alle Gründe. Auch wär es sehr betrübt, wenn Joseph II. aus Freundschaft für den edlen Braschi mehr gethan hätte, als ein deutscher Kaiser gegen den Papst thun sollte. — So viel aber muß ich Sie versichern, daß die Geschäfte des Kaisers durch die Uneinigkeit der Bischöffe selbst, von denen so manche der Datarie noch so sehr ergeben sind, sehr erschweret wurden. Man nennt diesen und jenen, der Wunder wer weiß was gethan zu haben glaubt, daß er dem Monarchen Hindernisse in den Weg geleget hat. — Es ist traurig, solche Unterthanen zu haben, denen fremde Vortheile mehr am Herzen liegen, als die Vortheile des Staates, der sie erhält.

Ich bin so frey Ihnen einen Kirchenhirten zu nennen, den man deshalb im Verdachte hat. Seine **Eminenz der Herr Kardinalerzbischoff von Wien** steht an der Spitze derjenigen, die das allgemeine Gerücht unter die Anhänger der **ultramontanischen Grundsätze** zählet; und vox populi vox Dei, ein altes Sprichwort.

Ich bin heute eben in der Verfassung, das Abschreiberhandwerk zu versuchen. Ich will Ihnen das Leben dieses Kardinals so, wie es in der **Lebensgeschichte aller Kardinäle** im vierten Bande, Seite 180 steht, mittheilen.

„Christoph

„Christoph von Migazzi wurd den 23sten November 1714 gebohren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und ward Domherr zu Brixen und Trident. Im Jahr 1745 wurd er vom Kaiser Franz I. bey seiner Krönung zu Frankfurt zum Auditor Rotae, und im folgenden Jahre zum kaiserlichen Minister zu Rom ernennet, da er denn die Nomination zur Kardinalswürde vor die Kaiserin als Königin von Ungarn und Böhmen auswürkte. Im Jahr 1751 wurd er zum Erzbischoff von Carthago und Coadjutor des Erzstifts Mecheln ernennet, und den 10ten October zu Rom in der Kirche St. Apollinaris darzu geweihet.“

„Er kam hierauf nach Wien, wo er zum wirklichen geheimen Rath erkläret, und als kaiserlicher Gesandter nach Madrit abgeschicket wurde, um den Grafen Esterhazy daselbst abzulösen. Den 7ten Februar 1752 reisete er von Wien ab, gieng über Paris, und langte im April zu Madrit an. Den 18ten dieses, hatte er bey Hofe Audienz. Er half hierauf den Tractat zu Stande bringen, der zu Erhaltung der Ruhe zwischen der Kaiserin, als Königin von Ungarn, und den Königen von Spanien und Sardinien den 1ten Junii 1752 zu Aranjuez unterzeichnet wurde. Im Februar 1756 ward er zurück berufen, seine Abreise verzögerte sich aber bis den 28sten September, da er die Stadt Madrit verließ, nachdem er bey seiner Abschiedsaudienz von dem Könige

mit seinem Bildnisse, reich mit Diamanten besetzt, beschenket worden. “

„Als er nach Wien zurückgekommen, erhielt er das Bißthum Waitzen in Ungarn, und als der Kardinal von Trautson den 10ten März 1757 starb, ernennte ihn die Kaiserin Königin aus besonderm Vertrauen, welches sie auf dessen Tugenden, Gelehrsamkeit, und andre herrliche Eigenschaften setzte, den 13ten März zum Erzbischoff zu Wien. Er resignirte zwar hierauf das Bißthum Waitzen, bekam aber dasselbe den 15ten November 1761 wieder vom Neuen. Und in eben diesem Monathe, nemlich den 23sten November erhielt er auch auf Nomination des Kaisers vom Clemens XIII. die Kardinalswürde. Der Prälat Montica überbrachte ihm das Biret nach Wien, wo es ihm den 1ten März 1762 in der kaiserlichen Hofkirche aufgesetzt wurde. Er that darauf eine Reise nach Ungarn, und nahm von dem neuerhaltenen Bißthume Waitzen Besitz. Er hat sich um solches sehr verdient gemacht, da er nicht nur zur Erziehung der Jugend ein ewiges Denkmahl daselbst gestiftet, sondern auch die Stadt selbst durch seine sorgfältigen Anstalten verschönert. “

„Im Jahr 1765 hieß es, er würde das damals erledigte Erzbißthum zu Gran erhalten, das seinen Sitz zu Preßburg hat. Es ist mit selbem das Primat von Ungarn, und die reichsfürstliche Würde verknüpfet, und

soll



soll jährlich 360000 Gulden eintragen. Jedoch es ist solches nicht erfolget, ob er gleich bey dem letztern Reichstage das ungarische Indigenat bekam."

„Im Jahr 1767 lag die verwittwete Kaiserin an den Blattern tödtlich krank darnieder, welches Stadt und Hof mit Wehmuth und Schrecken erfüllte. Als den 1ten Junii alle Hoffnung der Genesung verschwand, mußte der Kardinal als Erzbischoff zu Wien die traurige Verrichtung über sich nehmen, und sie Abends mit allen Sakramenten versehen. Er hatte aber auch hernach den 22sten Julii das Vergnügen, dem prächtigen Dankfeste in der Metropolitankirche beyzuwohnen, das ihrer Genesung halber gefeyert wurde, wobey er zur Bezeugung seiner innigsten Freude selbst den Predigtstuhl bestieg, und das häufig versammelte Volk aufs beweglichste ermahnete, ihr Dankgebet mit der Kaiserin ihrem zu vereinigen."

„Im Februar 1769 wurd er nach Absterben des Papstes zum Conclave eingeladen, worinn ihm das Loos die 49ste Zelle zwischen den Kardinälen Pozzobonelli und Boromeo zugetheilet hatte. Der kaiserliche Hof stellte es ihm frey, ob er nach Rom reisen wollte oder nicht. Da er nun merkte, daß er die geheime Instruction des Hofes nicht erhalten würde, entschloß er sich, zu Hause zu bleiben. Er ließ daher die Kardinäle wählen, wen sie wollten, und da er hörte, daß den Kardinal Ganga-

nelli das Glück betroffen hatte, bezeigte er eine große Zufriedenheit darüber. "

Von seinen Schriften, die im Druck erschienen, hat man folgendes bekannt gemacht.

1. Eine Lobrede auf den großen Blutzeugen der Kirche, Johann von Nepomuck, 1760.

2. Drey Predigten, die im Gotteshause, Maria Hülf genannt, bey dem jährlichen Bittgange nach selbigem, um einen glücklichen Fortgang der Waffen zu erhalten, in Gegenwart beyder kaiserlichen Majestäten gehalten worden 1760 und 1761.

3. Drey Predigten, die zu den Armen gehalten worden, als sie in die Domkirche zum heiligen Stephan ihren jährlichen Bittgang thaten. 1760 — 1762.

4. Unterricht von der Verehrung der Bilder 1761.

5. Rede von Verehrung der heiligen Diener Gottes.

6. Eine Dankrede auf das Treffen bey Landshut 1760.

7. Der römische Katechismus in die lateinische Sprache übersetzt, dem ein Hirtenbrief an die Geistlichkeit beygedrucket worden. 1760. "

„Man trift in diesen Schriften eine große theologische Gelehrsamkeit und eine männliche und einnehmende Beredsamkeit, jedoch nach dem Geschmack der römisch-katholischen Kirche, an. Er ziehet daher allemal, wenn

er

er die Kanzel besteiget, eine unzählige Menge Zuhörer herbey."

So weit gehn die Nachrichten, die man vom Kardinal Migazzi in diesem Werke findet. Ich bin bemüssiget, noch eine merkwürdige Epoche dieses Kardinals anzuführen. Als Clemens XIV. starb, und das Conclave beschäftiget war, diesen Verlust zu ersetzen, fiel ihm die 18te Zelle zwischen dem Kardinal Carl Rezzonico und Serbeloni zu. Migazzi reiste den 28sten October, sobald er versichert ward, daß er das kaiserliche Secret erhalten würde, von Wien ab, lies sich eine prächtige Gallalivree machen, kam den 13ten November zu Florenz an, erhielt den 14ten Audienz beym Großherzog Leopold, und betrat endlich den 23sten November das Conclave. Bernis hatte durch die Gegenparthey der Zelanten sein Ansehn in diesem Conclave sehr verlohren. Migazzi mußte also das Haupt der Hofparthey vorstellen. Die Forderungen der bourbonischen Höfe waren 1.) eine förmliche Wiederrufung des Breve wider Parma. 2.) Eine Bestätigungsbulle der Aufhebung des Jesuiterordens. 3.) Die Bekanntmachung der Maaßregeln wider die gefangenen Exjesuiten auf der Engelsburg. 4.) Die Aufhebung der Bulle in coena Domini. 5.) Ein Breve, daß die Bischöffe andrer Reiche nicht mehr vom römischen Hofe abhangen sollten und in allen Fällen Dispensationen verleihen könnten.

Die Verwirrungen im Conclave wurden allgemein. Die Kardinäle der Hofparthey unterstützten Malvezzi, Negroni, Marefoschi, Sersale und Pallavicini; die Albanische Parthey den Kardinal Boromeo und Visconti; die Rezzonichische aber Boschi, Braschi, und Buffolini. Man überließ endlich das Geschäft der Papstwahl dem Kardinal Migazzi allein. Am 27sten December wär' Braschi durch Vermittelung der Zelanten beynah schon zum Papst gewählet worden, wenn nicht Orsini im Namen seines Hofes die exclusivam wider diesen Kardinal vorgezeigt hätte. Allein endlich wurd ihm doch, als Migazzi das Directorium der Hofparthey allein übernahm, und den Corsini und Zelada zu seinen Gehülfen wählte, den 14ten Februar auf Vermittelung der Rezzonichi, Torreggiani und vorzüglich des Generalvikarius Colonna, die päpstliche Würde zu Theil. Migazzi, der die ganze Zeit sich zu keiner Parthey geschlagen hatte, und auf dessen Ausspruch es am Ende doch ankam, sah es ein, daß Braschi gerade der Kardinal war, wider den, bey den durchkreuzenden Planen des Conclave — die Höfe am wenigsten einwenden konnten. Bald nach der Krönung des Braschi als Papst Pius VI. erwählte dieser Papst zur genauern Untersuchung des Jesuiterprocesses noch vier neue Assessoren, und zwar, die Kardinäle Bernis, Lanze, Salis und Migazzi, damit sie, da sie von der Hof-

Hofparthey waren, völliges Licht in dieser kitzlichen Sache erhielten. Allein Migazzi reiste in der Mitte des Merz nach Neapel, kam zwar den 1ten April wieder in Rom an, kehrte aber nach einigen Wochen wieder nach Wien zurück. ——

In allen seinen Handlungen werden Sie den aufgeklärten Kopf, und den Mann finden, der mit vieler Geschicklichkeit die Geschäfte des Hofes verrichtete. Nun muß ich Ihnen noch zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß wir in unsern Staaten vorzüglich ihm die Aufklärung in der Theologie und das bessere Ius canonicum zu danken haben. Nicht als ob er bessere Traktate über beydes selbst geschrieben, sondern er munterte jene Köpfe auf, von denen er Aufklärung vermuthen konnte. Durch seine Vermittelung, und durch seinen Betrieb wurden Priesterhäuser errichtet, worinn man geflissentlich darauf sah, das theologische Studium von allem isidorischen Wuste zu reinigen. Alle unsre Theologen, welche von der Orthodoxie eines Busenbaums und Scoti sich entfernten, wagten dies Unternehmen nur auf seinen Wink. Selbst die bey den Protestanten blos nach dem Rufe mehr geschätzte, als von uns und allen die sie kannten — gebilligten Jesuiterstudien fanden an ihm einen mächtigen Reformator, so wie er überhaupt nie ein blinder Anhänger der Jesuiten war. Alle Geschäfte, welche er bis zum Anfange des Jahres 1776 vom Hofe in Kirchensachen erhielt,

hielt, setzte er mit Einsicht, mit Eifer für die Majestäts-
rechte der Monarchin selbst bey dem sichtbaren Nichtbe-
hagen des römischen Hofes durch. — Allein seit die-
ser Zeit, bemerket man an ihm von Jahr zu Jahr die
sichtbarste Abweichung von seinen ehmaligen Grundsä-
tzen. Er fing an, die freymüthigen Männer, welche
er so zu sagen, selbst gezogen hatte, zu inquiriren; denen,
welche die Grundsätze des Fleury beybehielten, sein Zu-
trauen, seine Unterstützung zu entziehen; in einem mehr
mit dem ultramontanischen Geschmacke übereinstimmen-
den Tone im Kabinete der Fürstin zu sprechen; die Jesui-
ten unter seinen Schutz zu nehmen, und überhaupt, wie's
diese Schlauköpfe an mehrern Orten zu bewirken im
Stande waren, sich so von ihnen bestricken zu lassen, daß
der Einfluß der aufgehobenen Gesellschaft in seinen Hand-
lungen zu sichtbar ward.

Sie werden sich freylich über diese Metamorphose
des Kardinals wundern. Allein ich wundre mich dar-
über gar nicht. Ich glaube sogar die Ursachen, die sie
bewirkten, deutlich angeben zu können. Ehre und Be-
lohnung sind — mag man sich auch noch so uneigen-
nützig stellen, als man will, bey allen Menschenkindern
der wahre Sporn zu großen Handlungen. So lange
man noch diese zu erringen hoffen kann, so lang ist kein
Hinderniß so kräftig, das den Eifer des arbeitsamen
Mannes erkalten machen könnte. In der geistlichen
Hie-

Hierarchie sind nur zween Wege, diesen Endzweck zu erreichen. Den einen geht der Klerus der Hofparthey, den andern der Anhang des päpstlichen Stuhls. Da das Interesse dieser zwo Partheyen sters einander entgegen streitet, so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn uns die Geschichte so wenig Köpfe aufweiset, die ihr Glück dauerhaft zu gründen wußten, indem sie beyden Partheyen dienen wollten. Der Mann, der auf der ersten untersten Stufe der geistlichen Würde steht, und höher steigen will, berechnet nun die Vortheile, welche er von der einen oder der andern Parthey erringen kann. Wohin sich nach einer wahrscheinlichen Berechnung die Wagschale schlägt, dahin schlägt sich auch sein Diensteifer; und so geschieht es, daß einheimische Kirchenhirten sich eher unter die Fahnen des Hofes stellen, weil es wahrscheinlicher ist, aus den Händen des Fürsten, dem sie treu dienen, größere Belohnungen zu erhalten, als von Rom. —

Ich schickte dieses voraus, um es auf unsern Kardinal anzuwenden. Er stieg schnell empor, und die Güte der Monarchin setzte ihn bald in den Stand, alles erwarten zu dürfen. Im Jahr 1765 hatte er die Aussicht, die reichste Pfründe in unsern Ländern — das Primat von Ungarn zu erhalten. Man verzog aber mit der Besetzung desselben, weil der Hof bey jedesmaliger Erledigung das Recht hat die Revenüen von

240000 Gulden 3 Jahre selbst zu genießen. So lange also der Hof dieses Primat selbst benutzte, hatte der Kardinal doch immer noch Hoffnung, sobald es besetzt werden würde, — darzu erwählet zu werden. Den ersten Jänner 1776 aber bekam, wider Vermuthen des Migazzi, Bathiany diese reiche Pfründe. Die Aussicht, Kardinal und Erzbischoff von Wien, Bischoff von Waitzen, und Primas von Ungarn zugleich zu seyn, verschwand, — und wenn man auf die Umschmelzung der Gesinnungen des Kardinals genau merket, — so wird man wahrnehmen, so wie die Aussicht mehr noch zu erlangen aufhörte, — hörte auch sein ehmals so glücklicher Hofeifer auf. Er berechnete, daß da von der Hofparthey keine weitere Belohnungen für ihn mehr zu erhaschen wären, er doch noch Ansehn und Ehre bey den Zelanten erringen könnte, wenn er zu ihnen überträte, zum Verfechter der römischen Grundsätze als Haupt mitten in unserm Staate sich aufwürfe, und dort, wo er nicht Macht hat, durchzudringen, doch Hindernisse entgegen thürmte, und die Plane seines Hofes durch Widersprüche ins Stocken brächte. —

Es ist leider die Schwachheit aller Menschen, daß sie, sobald sie den Gipfel, auf welchen sie steigen können, erstiegen haben, sich auch gelüsten lassen, nach der falschen Ehre zu greifen, und zu versuchen, wie weit sie es durch Oppositionsplane bringen können. Eben dies

gilt

gilt vom Kardinal Migazzi. So wie die Hoffnung auf fernere Belohnungen verschwand; so wie er sah, daß der Hof selbst weniger seiner Dienste sich gebrauchte, so erwachte auch bey ihm die Idee, sich nicht unnütz zu machen. Durch das Hofpanier, dem er zeither folgte, gelangte er zu Ansehn, zur ersten Stufe der geistlichen Hierarchie, die in unsern Staaten existiret. Von dieser Stufe konnte man ihn nicht mehr zurückstoßen. Von dieser Seite hatte er also Sicherheit. Aber er wollte in wichtigen Geschäften nicht ganz unbemerkt übergangen werden. Man bemerkte ihn aber doch nicht mehr so genau wie vormals; — was konnt er anders thun, als dort zu kläffen, wo er sonst, als das Primat noch unbesetzt war, mit großen Bücklingen seine Ergebenheit gegen Hof und Hofinteresse bezeigte? Glauben Sie mir, Freund, diese Sinnesänderung unsers Kardinals ist eben keine so große Seltenheit. Diesen Undank haben fast alle Höfe erfahren, die ihre Höflinge zu jählings mit Reichthümern und Ansehn überschütteten. —

Seit dem letzten Conclave, dem der Kardinal beywohnte, wurd diese Metamorphose vorbereitet, — das Primat von Ungarn, die vom Hofe gegen den würdigen Kardinal Hrczan verwendete Güte, vorzüglich die 45000 Gulden, welche für Hrczan wegen seiner Kardinalswürde nach Rom geschickt wurden, dann die 60000

Gul-

Gulden zur Bestreitung seiner darauf erfolgten Rückreise nach Wien, die 30000 Gulden jährlicher Einkünfte, und die wichtige kaiserliche Stelle eines Ministers am römischen Hofe, welche Hrczan erhielt, den Migazzi also natürlich als den einzigen Rival sowohl im Laufe des Glücks, als auf der Bahne der Ehre anzusehen berechtiget war, trugen viel darzu bey, daß Migazzi in seinem Eifer erkaltete. Ueberdies alles war Migazzi im vollen Glanze in allgemeiner Achtung das Haupt des Conclave. Die Schmeicheleyen der Rezzonichi, Torreggiani, und der übrigen Kardinäle gegen ihn, mochten freylich schon dazumal den Wunsch in ihm erreget haben, daß er weniger höfisch gesinnt gewesen seyn möchte; er würde vielleicht die Krone selbst davon getragen haben. Aber der Himmel wolle uns vor einem Papst Migazzi behüten, der schon als Kardinal, der der Gnade des Hofes so lange lebte, als er ihn brauchte, mit Einemmale aber umsattelte, sobald er von ihm nichts mehr zu hoffen hatte! — der Himmel wolle uns und die Christenheit vor so einem Manne als Papst bewahren, der sich schon izt so wenig scheut den besten Absichten des Kaisers entgegen zu streiten.

Verstehn Sie mich aber recht, Freund. Migazzi kann demohngeachtet ein gutes, großes Herz haben. Kann demohngeachtet glauben, daß er nach Recht und Billigkeit handle. Man kennt die Verführungsgabe

des

des römischen Hofs. Gott weiß durch welche geheime Anlockungen desselben dieser sonst für Oesterreich so würdige Kirchenhirt in das Labyrinth verflochten würde, aus dem er sich izt nicht mehr zu winden weiß. Es kann seyn, daß der Glanz, der Vorzug der römischgesinnten Kardinäle ein starkes Gewicht bey Migazzi erhielten; kann seyn, daß da er keine höfischen Belohnungen mehr erhalten kann, vielleicht mit der Hoffnung von Rom aus getäuscht ward, der Primas von allen österreichischen Erbländern zu werden. Rom verspricht oft Seifenblasen, um große Endzwecke zu erreichen.

Doch, was nützt es, zu untersuchen, wie, und warum ein würdiger Mann seine Rolle geändert hat? Genug ist's, daß man weiß, er hat sie geändert; genug, daß man weiß, schlaue Jesuiten haben ihn zu diesen Schritten verleitet, die er sonst nie gewaget haben würde, wenn Jesuitismus — bey mir immer so viel, als Cartouschismus — nicht sein Spielchen dabey gehabt hätte. Verwünscht sey das Andenken dieses Otterngezüchts, das selbst noch bey seiner Zerstückung die würdigsten, erhabensten Männer zu begeifern frech genug ist.

Unter mehreren andern kleinen Präparaten, die Inquisition unter der Anführung unsers Kardinals in unsern Ländern einzuführen, diene der verschrieene Proceß, den die Jesuiten (kann ich mich doch dieses Instituts

tuts nie anders, als des Abschaums aller Ränke erinnern) — durch den Kardinal wider Eibeln führten. Seine Lehrsätze, die der Welt öffentlich vor Augen liegen, die gerade nach dem vormaligen System des Kardinals gemodelt sind, wurden verketzert. Eibel war selbst Jesuit; er verließ den Orden; es war eine Regel, alle die zu verfolgen, die den Orden verließen. Darf man sich wundern, daß die Herren Eibeln auf den Scheiterhaufen transportiren wollten? — Eibels Rede, welche er dem Paulaner Pater Kaltner machte, die dieser auch wirklich hielt, blies den Zunder noch mehr an. Der Kardinal setzte eine fast unübersehbare Anzahl von Ketzereyen auf, die Eibel in dieser Rede gelehret haben sollte; sie ward der Monarchin vorgelegt; sie erschrack, einem solchen Erzketzer den theologischen Unterricht der Jugend anvertraut zu haben. Eibel kam in Inquisition. Das herzhafte Betragen des damaligen Hofraths Martini — der im Namen der ganzen Universität der Monarchin die Versicherung gab, daß keine der Beschuldigungen wider Eibeln gegründet wäre, daß, um sie davon zu überzeugen, Eibel gegen Migazzi wörtlich abgehört werden, dieser seine Einwürfe, jener seine Rechtfertigung wörtlich vorbringen sollte, — dieses herzhafte Betragen des würdigen Martini wirkte endlich so viel, daß Migazzi, um der Verlegenheit, seine wider Eibeln gemachte Verketzerungen

zu

zu beweisen, entgehen zu können, nach Waitzen reiste. Die Kaiserin, um dem Streite ein Ende zu machen, nahm Eibeln die Professur, und schickte ihn als Landrath nach Linz.

Die Geschichte mit dem Brünner Priesterhause ist bekannt. Pater Plarer, der das eigentliche Opfer dieses Processes seyn sollte, war so zu sagen, ein Zögling des Migazzi. Der Kardinal ermunterte ihn selbst in vorigen Zeiten, das orthodoxe System zu verlassen, und Fleury's Grundsätze genau zu studiren. Plarers jetziges System, ist das alte System des Kardinals. Und doch verfolgte er ihn? Und doch läßt er ihn noch izt (den 12ten September 1782) nicht seine Bestimmung, das Priesterhaus in Wien einzurichten, — nach dem Winke des Monarchen erfüllen? Der Kardinal liest nicht einmal seine Rechtfertigungen: warum Plarer keine Messe liest, — sondern läßt, ohne selbst eigne Untersuchung der eingereichten Rechtfertigung, in seinem Konsistorium die vota condemnationis sammeln, und freut sich vielleicht, daß er vota majora auf seiner Seite hat?

Freylich würde sich Migazzi dessen höchlich wundern, wenn man ihn deshalb zur Rede stellen wollte. Plarer ist nur ein gemeiner Priester, zu dem der Kardinal Er sagen kann, da unser Kaiser zu jedem Priester Sie

sagt,

sagt. Aber ein Kardinal darf auch gröber reden, als ein Kaiser. —

Ob der Kardinal meine Vermuthungen in diesem Punkte durch seine gegenwärtigen Handlungen rechtfertige, mag Rautenstrauch in seiner Brochüre über das Betragen der Bischöffe beantworten. So wenig der Mann nach seiner Gewohnheit auch sagt, so wahr sind ich doch alles, was er haben will, daß man vom Migazzi sagt. —

Nun nur noch eine Frage, und ich schließe für heute. Was ist Migazzi? — Ist er Erzbischoff von Wien? oder Bischoff von Waitzen? — Ich frage nicht umsonst. Ist er Erzbischoff von Wien und Bischoff von Waitzen zugleich, so nimmt mich's Wunder, wie Ein Bischoff Zwo Diöcesen zugleich besitzen kann? Ich will nicht erst untersuchen, ob es nach Kirchengesetzen erlaubt ist, zwey Bißthümer, jedes mit besondern Rechten zu besitzen. Nur so viel will ich bemerken: Ist er Erzbischoff, oder Metropolitan von Wien, so stehn die übrigen Bischöffe der Metropolitandiöceß unter ihm. Er ist also gleichsam das Oberhaupt aller österreichischen Bischöffe. — Was ist aber Waitzen? Ein Suffraganbißthum, das unter dem Primate vom Graner Bißthum steht. Also muß der Wiener Erzbischoff und Kardinal als Suffraganbischoff von Waitzen unter dem Primate von Ungarn stehn.

Das wird aber Migazzi nie zugeben wollen; er kann es auch nicht. Was folgt daraus? — Daß die Metropolitanrechte des Kardinals Bathiany als Primas zerstückt, gekränkt und gehemmet werden; daß die Kirchendisciplin in Waitzen dadurch ohnmöglich aufrecht erhalten werden kann, weil sich der Erzbischoff von Wien dem Primas von Ungarn nimmermehr in der Waitzner Diöceß unterwerfen wird. — Daß diese doppelte Besitznehmung zweyer Bißthümer wirklich zur Abnahme der Kirchenzucht diene, sieht jedermann ein, der die Sache mit unbefangnem Auge ansieht. Es mögen die, welche diese Sache besser verstehn, darüber weiter nachgrübeln; — nur so viel ist gewiß, eine dieser zwo Diöcesen muß verwahrloset werden!

Ob Migazzi mit den Veranstaltungen des Kaisers zufrieden ist, können Sie sich aus dem Vorhergehenden beantworten. — Die Censur bekam den erklärtesten Feind an ihm. Das Stückchen mit des Herrn Seguiers Rede ist Ihnen schon bekannt. Die Pochlinaden und Fastiaden haben ihre Existenz, und die Kurzweil, die sie uns Wienern machten, wenn sie mit ihrer Hofnarrenpritsche in der Luft herum hieben, — vorzüglich dem, freylich verstohlnem, Winke seiner Eminenz zu danken. Die Schnellerische Rede, die er wider seine eigne bessere Ueberzeugung vom Ablaß auf Befehl des Kardinals halten mußte, zeigt zu deutlich: wes

Geistes Kinder die jetzigen Gesinnungen des Kardinals sind. Es war der Papst da, es ist billig, daß man sucht, dem Volke weis zu machen, dieser Kirchenhirt darf nur mit der Hand segnen, und sagen: wir ertheilen euch vollkommnen Ablaß; so komme der, der ihn empfängt vom Mund auf in den Schooß Abrahams. Gelingts, solche Schnurren allgemein zu verbreiten, so gewinnt das römische Ansehen, und dafür streitet ja Migazzi izt. Zu bedauern ist es, daß wir seine Abhandlung über den Papst nicht erhalten haben. Es muß gar viel darinn liegen, seine jetzigen Plane deutlicher zu bestimmen; viel Richtiges mag sie indessen wohl nicht enthalten, weil der Kaiser, dem sie der Kardinal zur Beurtheilung vorlegte, sie mit dem Bescheide wieder zurück gab: Digna Isidoris Mercatoris proles, et ne nos ducas in tentationem. —

Doch, genug für heute! Bedauern Sie aber nicht mit mir, daß wir im eigentlichsten Verstande einen der würdigsten Kirchenprälaten verlohren haben? Denn Migazzi ist für unsern Staat so viel, als wär er nicht da. —

Neun und zwanzigster Brief.

Lassen Sie mich einmal von verdrüßlichen Gegenständen wegeilen! Habe lang genug von Papst und Papstsange-

angelegenheiten geschwatzt; lang genug über Dinge geplaudert, die jedem bekannt sind, oder doch wenigstens bekannt seyn sollten. Es ist undankbare Arbeit, sich so mit jeden Schritte durch Legionen Antagonisten durchzuschlagen, die, wenn man sie auch zu Boden stürzte, und ihnen den Hals zuschnürte, daß sie nicht mehr kreischen könnten, — doch nicht ein Quentchen ihres frommen Eigensinnes hingeben würden, um sich zu retten. Was will man mit diesen Eulengesichtern machen? — Das Beste ist, man läßt sie uhuen so viel sie wollen, und die Augen bey jedem Sonnenstrale fest zuschliessen! —

Ich bin froh, daß ich mit diesen Herrn nicht mehr zusammentreffen werde. Das, was ich Ihnen in Zukunft berichten will, sind Dinge, woran die Zeloten wenig Antheil nehmen; worüber sie sich weder betrüben, — weil ihrem Beutel nichts dadurch entgeht, — worüber sie sich aber auch nicht freuen, ohngeachtet es der Menschheit immer Ehre macht, sich der Wohlthaten, die unsre Nebenbürger um uns her genießen, mit lautem Danke zu freuen!

Unter diesen Wohlthaten steht die Verfügung des Kaisers, durch die er die Leibeigenschaft in allen seinen Ländern aufhob, ohnstreitig oben an. — Diese Handlung macht seinem gefühlvollen Herzen zu viel Ehre, wird zu deutlich mit dem allgemeinen Danke aller

Nationen belohnt, als daß ich es erst nöthig finden sollte, hierzu noch Zusätze zu machen. Nur einige flüchtige Betrachtungen erlauben Sie mir, mein Bester! —

Leibeigenschaft, so wie sie von einigen Seemächten in Ansehung der Negern eingeführet worden, mit denen man bey ihnen wie bey uns mit Ochsen handelt, — ist allerdings ein Scheusal menschlicher Erfindungen. **Montesquieu**, nach ihm **Linguet** nach beyden **Beccaria** haben dagegen geeifert; — aber hat ihr Eifer auch was gefruchtet? — Leider ist der Privatnutzen gegen die lauteste Stimme der Menschlichkeit fast allenthalben taub! —

Nicht so entehrend, nicht mit so vielen drückenden Lasten verbunden, — aber doch immer noch drückend genug — ist jene Leibeigenschaft, welche in manchen Ländern den Unterthan — zum Eigenthum des Gutherrns einsetzte, mit all' den Rechten einsetzte, die er nur immer über seine väterliche Habe, über seine Aecker, Schafställe, Pferde und Lastthiere durch Erbrecht erhalten konnte. Der Mensch stand da in der Reihe — der Kuppelhunde! — Seine Hochgräflichen Gnaden wollten heute bey Sturm und Regen jagen, weils nun einfür allemal der Hochgräflichen Laune so beliebte, — und die Hunde müssen jagen, und die Unterthanen müssen — was die Hochgräflichen Hunde müssen. Und so weiter. —

Drückend

Drückend war so eine Lage für den arbeitsamen Landmann immer. Ich könnte hier sehr leicht eine ganze Kette von Beweisen anreihen, daß durch diese Verfügung der Fleiß, die Ordnung, das Gedeihen der Familien gehemmt, — zerstücket; die Population geschwächt, der Flor des Landes selbst untergraben ward; wenn es nicht schon so evident erwiesen, nicht schon von hundert andern vor mir gesagt, nicht selbst durch den Augenschein bestättigt worden wäre. — Also nichts von alle dem; — sondern dafür eine Frage, die Sie allerdings befremden wird: — **Zieht auch der vorher Leibeigen gewesene Unterthan nun einen Nutzen, da er izt aufhört es zu seyn?**

Ich seh es aus Ihren Mienen, mein Bester, daß Sie diese Frage befremdet. Aber noch mehr wird Sie meine Antwort befremden, wenn ich Ihnen **Nein** drauf antworte; wenn ich sogar sage, der jetzige Landmann leidet Schaden durch seine erhaltene Freyheit. — Wie das möglich wäre?

Sie sollen es hören.

Der Bauer war in den leibeignen Provinzen — wesentliche Waare, die dem Gutsherrn zu allem nur möglichen Gebrauch als eigen zugehörte. Sein Pferd, sein Ochs, sein Hund, sein Bauer waren so gut Eigenthumssachen, wie sein Stiefel, den er am Fuße trug. Es war natürlich, daß er dies alles so lange, so vielfältig

 benutz-

te, als es Zeit und Umstände, und oft auch seine Laune forderten. Es war aber auch natürlich, daß der Gutsherr, wollt er anders sein Eigenthum so erhalten, um auch in der Folge Nutzen davon zu ziehen, seinem Pferd, seinem Ochsen, seinem Hunde, seinem Bauer — sobald sie wesentlicher Aushülfe bedurften, eben so gut durch Unterstützung aus seinem Sacke nachhalf, wie er seinen Stiefel wieder frisch versohlen ließ, um länger damit herumzuschlendern. Sie werden daraus sehen, daß der Leibeigne in unzähligen Fällen auf die Unterstützung seines Herrn rechnen konnte. — Ein Donner schlägt in die — obschon elende Strohhütte, und verbrennt sie; — der Bauer mit seiner Hütte ist Eigenthum des Herrn Grafen; will dieser nun nicht eine Familie mit all' dem Nutzen, den sie ihm abwirft, verliehren, so läßt er sie wieder aufbauen. — Regengüsse überschwemmen die Felder; die Aussaat geht verlohren; die Aerndte verschwindet; — die Familie die es trifft, muß verhungern, muß sich sogar des Trostes beraubt sehn, sich künftiges Jahr des Schadens zu erholen, da sie weder Körner noch Geld, sich solche auf die künftige Zeit der Aussaat anzuschaffen, besitzet; — dem Leibeignen wird der Gutsherr selbst seine Scheunen öffnen, und Nahrung fürs gegenwärtige, und Aussaat fürs zukünftige Jahr vorschießen. Krankheiten, Diebstähle, Feindeseinbrüche rauben dem Leibeignen alles, was er besaß.

Wie

Wie will er sich wieder aufhelfen? Er bedarf Vorschuß zu seiner Erhaltung; er bedarf Nachsicht zur Zeit der öffentlichen Abgaben; wer wird ihm diesen Vorschuß leisten; wer wird ihm diese Nachsicht gönnen, da er nichts als den Willen wieder zu bezahlen besitzt? — Der Gutsherr wird es, und kann es; er muß es sogar. — Er wird es; oder er müßte schwach genug seyn, seinen eignen Vortheil nicht zu fühlen; — er kann es; da ihn die Leibeigenschaft des Bauers sicher stellt; und er muß es, weil er ohne diese Nachsicht, ohne diesen Vorschuß das Mark seiner eigentlichen Revenüen austrocknen würde. Hundert solcher Beyspiele könnt ich Ihnen herzählen, wo sich die Bedürfnisse des Leibeignen häufen, und durch den Gutsherrn gesteuert werden. — Alle diese Hülfe, alle diese Unterstützung in dringender Noth, verliehrt der Leibeigne in der Zeit, wo er aufhört es zu seyn. Kein besonderes Interesse verbindet den Herrn mehr, ihm seine hülfreiche Hand darzubieten. Der Freygewordene genießt nun das selbst, was vorher sein Herr genoß; er muß sich also auch in jedem Falle selbst eigner Helfer auch in den gefährlichsten Augenblicken seyn. Ich zweifle nicht, daß, wenn Sie die Lage ganz überdenken, in die der Leibeigne durch seine Freyheit gesetzet ward, so werden Sie gestehen müssen: er habe verloren. Keine Hülfe in Unglücksfällen, keine Unterstützung, kein Vorschuß, keine Nachsicht, — wie?



kann der, der dieses gewohnt war, izt wohl glücklicher seyn ?—

Doch verstehn Sie mich recht. Ich rede immer vom Gegenwärtigen, also auch nur von solchen, die die Fesseln der Leibeigenschaft selbst fühlten, und izt die Freyheit bekamen; den freygebohrnen Enkel wird diese Last nicht mehr drücken. Aber der jetzige erhielt den prächtigen Namen Freyheit, — und hundert Kümmernisse zugleich, die er vorher nicht kannte. Ich will mich deutlicher darüber erklären. Der Leibeigne, weil er wußte, daß er das Lastthier seiner Herrschaft war, bekümmerte sich selten darum, ob er viel oder wenig besäße; er arbeitete gerade so viel, als er zum dürftigen Unterhalt nöthig zu haben glaubte. Da seine meiste Zeit dem Gutsherrn angehörte, so konnt' er nicht einmal dem Gedanken: Vorrath zu sammeln, — Raum geben. „Bin ich, mein Weib und Kind heute satt, — der Morgen kümmert mich nicht, — mein Herr, der ohnehin von meinem Blute lebt, muß dann Rath schaffen.“ So dacht er sich, legte seine Hände in den Schooß, statt daß er sie dem Fleiße gelehnet hätte, und ward, so drückend auch sein Stand oft war, — der vorsetzlichste Müßiggänger. Er war der Bedrückungen schon gewohnt; er trotzte mit eiserner Stirne jedem Ungemach; und schlemmte da in einem Tage den Verdienst

von

von Monaten durch, ohne dabey zu denken: wovon werd ich meine Familie die Folgezeit ernähren?

Diese Denkungsart, und dieses Betragen sind Karakterzüge der Leibeigenschaft. — Und der, der in dieser Denkungsart groß geworden, wird sie nie ablegen; er ist des unordentlichen Lebens, des Müßigganges, und der sichern Rechnung auf fremden Beystand zu sehr gewohnt; — es gehören Jahre darzu, bis sich sein Karakter wieder ins Gleis einlenket. So lange dies aber nicht wirklich geschieht, so lange lebt auch der Freygelassene Leibeigne auf den alten Fuß fort, und fühlt diese Wohlthat als eben so drückend, ja oft noch drückender, als vorher seine Sklaverey.

Darauf müssen Sie, mein Bester! meine Frage reduciren. Aber alle diese Hindernisse, welche sich dem völligen Gedeihen dieser in der That menschenfreundlichen Verfügung des Kaisers in unsern Tagen noch entgegensetzen, verschwinden bey dem künftigen — Freygebohrnen. Dieser von Jugend auf zum Fleiß angehalten, weil er nur von ihm leben zu können hoffen darf, tritt in die Fußtapfen seiner Nachbaren, und macht alle die augenblicklichen Unterstützungen, auf welche sein Vater rechnen konnte, durch Mäßigkeit, sorgsame Haushaltung, Fleiß und Industrie entbehrlich. Erst der Enkel genießet die Wohlthat ganz, die der gute Fürst seinem Großvater erwieß. So legt der Menschenfreund

den Keim zum dauerhaften Glück der Nationen, und genügt sich mit dem Gedanken: einst wird dieser Keim aufschossen, und Früchte bringen, und die noch beglücken, die erst werden sollen.

Sie sehen Freund, daß es eben nicht aus der Luft gegriffne Besorgnisse der leibeignen Provinzen waren, wenn sie nicht so ganz das Vergnügen über ihre Freyheit fühlten, als es ihre Kinder einst fühlen werden. Es ist nicht das Werk eines Menschen, Gottes Werk ist es, mit den Wohlthaten auch zugleich Aufklärung zu ertheilen. Letztere folgt erst langsam hintennach; und Jahre müssen sie zur Reife bringen.

Fast eben die Bewandniß hat es mit den Freyheiten, welche den Juden ertheilet wurden. Es ist billig, daß ich mich darüber etwas ausführlicher ausbreite.

Was die Juden in alten Zeiten waren, was sie nach und nach geworden, und warum sie's geworden, ist bekannt. Der Jud' ist Mensch, und jeder Mensch, wenn er nach wohlthätigen Gesetzen regieret wird, macht der Menschheit Ehre; man lege den Druck auf ihn, — und er sinkt zum unthätigen Sklaven herab. Das war der Fall der Juden. Man hat in den Zeiten ihres Flors Helden, Gelehrte, — große Genies, Patrioten, Staatsmänner, Künstler in allen Fächern, — so wie arbeitsame, geschickte Bürger des Staats in allen Ständen unter ihnen gesehn. Es ist ein vorgefaßter

Wahn,

Wahn, wenn man denkt, sie wären von ihrer Entstehung an weiter nichts als — Mäckler gewesen. Sie genoßen noch unter den Römern Ansehn und Ehre; und sie handelten auch als Männer von Ehre und Ansehen. Aber wie sich das Christenthum verbreitete, so verbreitete sich auch der Haß gegen die Enkel der Nation, deren Väter unsern Religionslehrer mordeten, ohne daß die Schwächlinge damaliger Zeit bedachten, daß die Juden durch diesen Mord dem Menschengeschlecht wirklich eine Wohlthat erzeigten, indem ohne denselben das Werk der Menschenerlösung nicht hätte vollbracht werden können. Und man haßte die Hände, durch deren mörderisches Unternehmen nach den Verheißungen der Propheten, nach dem Rathschluße des Ewigen — ganz allein die größte der Wohlthaten zur Wirklichkeit gebracht werden mußte? Man haßt sie, weil sie das thaten, was unser Heil beförderte? was sie thun mußten? was in den Plan der Regierung Gottes vom Tage des Menschenfalles her hineingewebt war? — Sehr sonderbar!

Indeß war dieser Haß nicht ohne traurige Folgen. Je ungerechter er war, je hartnäckiger überließ man sich demselben. Die Juden, nicht das Judenthum, wurden befehdet. Man stieß sie aus der bürgerlichen Gesellschaft, und ließ sie doch allenthalben sich verbreiten. Man würdigte diese Nation zum Aussatz der Menschheit herab;

herab, und zwang sie, — Schleichwege zu suchen, da ihnen allenthalben die geraden Wege der Ehre verhauen waren. Jahrhunderte, die sie in solchem Drucke durchleben mußten, — waren hinlänglich, sie endlich wirklich zur niedrigsten Denkungsart herabzustimmen. Wenn der Jud' allenthalben als ein Mensch betrachtet und behandelt ward, den man, ohne in den Gesetzen der Billigkeit Riesensprünge zu befürchten, ohne sich Vorwürfe darüber machen zu dürfen, — als erklärten Betrüger necken und strafen konnte, wie und wann man wollte, — ist es wohl ein Wunder, wenn er endlich zu sich selbst sprach: ich mag ein ehrlicher Mann seyn, oder nicht, — man hält mich in beyden Fällen für einen Betrüger. Ich will also lieber einer seyn, und Vortheile davon ziehen. Diese Denkungsart macht nicht dem Juden, sie macht uns Vorwürfe, die wir ihn zwangen diese Schandmoral zu wählen. Natürlich war es, daß bey den Vorurtheilen, welche Pöbel gegen Pöbel äusserte, — Nationalhaß in beyden Theilen tief wurzelte; daß Fanatiker in beyden Religionen ausschweiften, und ihr Andenken mit grauenvollen Schandthaten brandmarkten. Allein, wieder die Frage: war der Jud' an diesem Unfuge schuld, der oft von ihm ausgeübet wurde, oder der Christ, der ihn durch seine so gar sichtbare Nichtachtung so zu sagen darzu aufforderte?

Doch,

Doch, darüber sind Sie und jeder Vernünftige mit mir einig; und unser allgemeiner Wunsch war lange schon, daß die Fürsten doch einmal aufwachen, und so viele Tausende, die in ihren Staaten leben, in diejenigen Rechte einsetzen möchten, welche sie fähig machen könnten, wie jeder andre Bürger zum Besten des Staats das ihrige beyzutragen, ohne größeren Bedrückungen ausgesetzet zu seyn. Dieser Wunsch wurd erhört. Josephs Verordnungen in Betref der Juden zeigen nicht nur von einem großen Herzen, das den Menschen, weil er ein Mensch ist, liebt, sondern auch von einem Geiste, der sich über verjährte Vorurtheile hinauszusetzen weiß, und das Gute, das Nützliche dort aufsucht, wo es ist.

Gestehn muß ich's zwar, daß nicht der zehnte Theil der guten Absichten dabey erreichet werde, die Joseph zum Grunde legte. Die Denkungsart der jüdischen Nation ist verstimmt. Es gehören Generationen darzu, bis sie ihren vorigen Schwung wieder erhält; bis sie sich in den würdigen Genuß ihrer Rechte, ihrer dargebotenen Freyheiten zu fügen weiß; bis sie einerley Entzweck, Absicht und Mittel darzu mit allen übrigen Bürgern des Staats ergreift; und sich so ganz zu den nützlichen Gliedern der Nation bildet, unter die sie aufgenommen worden. Joseph sah auf den Grund der Verstimmtheit der Juden, wenn ich mich so ausdrücken

darf;

darf; er sah ein: sollte der Jude der brauchbare Bürger werden, der er einst war und izt noch werden kann, so müsse er richtiger denken lernen, und civilisirt gemacht werden. Daher vergaß der Kaiser auch nicht, die Erziehung der Judenkinder als ein vorzügliches Mittel zu ihrer künftigen Besserung seiner Aufmerksamkeit zu würdigen. Izt werden freylich die Juden, — noch gefühllos gegen wahre Ehre, — lediglich nach allen Gelegenheiten greifen, ihren Handel, ihre Mäckeleyen zu vervielfältigen; — aber wenn einst ihre Denkungsart — freylich wird es erst spät geschehen, — geläutert seyn wird, so bin ich versichert, sie werden ihre Talente auch auf nutzbarere Gegenstände verbreiten. Diese Verfügung des Kaisers steht also auch in der Reihe jener Wohlthaten, welche dem Menschengeschlecht, — nicht blos seinen Zeitgenossen dargeboten wurden.

Aber nun lassen Sie mich die Frage beantworten: ist es denn wirklich dem Staate vortheilhaft, daß er die Juden begünstige? — Ich kann diese Frage bejahen und verneinen. — Verneinen für einen Staat, wo die Juden **noch nicht** aufgenommen sind. Es ist allemal vortheilhaft für den Staat, die größtmöglichste Einfachheit seiner Einwohner zu erhalten. Je gleichförmiger die Gesetze sind, je weniger braucht er derselben. Einerley Bürger, einerley Gesetze; und einerley Gesetze, einerley Wohlfarth des Staats. Freywillig

willig die Verschiedenheit der Nationalrechte einführen, heißt freywillig die Wohlfarth desselben auf verschiedene Entzwecke hinlenken, vertheilen. Dies allein ist schon hinlänglich, daß der Staat, wo die Juden noch nicht aufgenommen sind, sie auch nicht aufnehmen soll. Jeder Emigrant, mag er eine Religion haben, welche er will, flieht er zu uns, sey uns willkommen; aber nicht so der Jud' in dem Land, wo er seiner Brüder nicht schon mehrere findet. Ich will Ihnen noch eine Ursache hersetzen.

Jeder Ankömmling unterwirft sich ganz den hergebrachten, eingeführten Gesetzen des Landes, in dem er sich ansiedelt. Der Staat hat nicht nöthig für ihn neue zu machen. — Bey den Juden ist es umgekehrt. Er kann, er darf nicht in der bürgerlichen Gemeinschaft mit fremden Nationen leben, ohne seine eigenen Gesetze zu haben. Die Gesetze nicht blos der Religion, auch die seiner Politik, durchkreutzen sich geradesweges mit den Grundgesetzen des Landes. Will der Fürst die Juden aufnehmen, so muß er Ausnahmen in seinem Gesetzbuche machen. Und jede Ausnahme schwächt die Stärke, das Ansehn, den Nutzen des Gesetzes selbst.

Also — wo kein Jude im Lande ist, würd' ich auch keinen aufnehmen; oder um auf meine Frage zu antworten: wo die Juden noch nicht aufgenommen waren, bringt es dem Staate gar keine Vortheile, sie erst

zu

zu begünstigen; weil sie Fremdlinge sind, die ihre eigenen Gesetze mitbringen, welche den Gesetzen des Landes entgegenstreiten.

Aber Ländern, wo sie schon existiren, gereicht es zum wahren Vortheil, wenn man sie begünstiget. Ich weiß, daß dies manchem paradox scheinen wird. Allein es kömmt alles auf die richtige Bestimmung des Begriffes an, was unter Begünstigung verstanden werde. — Begünstigung soll — nicht Vorzug — nur Genuß eben der Rechte und Freyheiten des Staates seyn, deren sich die übrigen Bürger erfreuen. — Begünstigung der schon existirenden Juden ist also lediglich Einsetzung in die Rechte, die jedem Bürger als Bürger des Staats gebühren. Da die Juden einmal im Lande und folglich auch Bürger waren, Bürgerpflichten hatten, Bürgerbeschwerden trugen, so war es nicht nur billig, sondern auch nothwendig, daß sie Bürgernutzen und Bürgerfreyheiten genössen; daß zwischen Jud' und Christ, blos weil er Jud' und Christ ist, kein anderer Unterscheid zugelassen würde, als, den die größere Nutzbarkeit des einen oder des andern von selbst bestimmt; daß der Staat so viel als möglich eine Horde — abgewürdigter Vagabunden — zu nützlichen Gliedern seines Körpers machte, ihr Interesse näher an das allgemeine des Staates knüpfte, und die Tausende izt auf Schleichwegen kriechende Unglückliche einst — als rechtschaffene,

würdige

würdige Männer — wie jeder andre Unterthan der Nation, — ihr Scherflein zum wahren Glücke des Staates beytragen lehrte. —

Sie wissen, mein Bester, daß ich den rechtschaffnen Mann, er mag Moses oder Johann heißen, gleich hochschätze. Sie werden mir also nicht nebenseitige Absichten zuschreiben, wenn ich hier noch einige Anmerkungen beysetze.

Der Staat, wo gar keine Juden sind, ist in meinen Augen allemal besser daran, als der, wo sie sind. Aber sind sie einmal da, so würd' es Grausamkeit heißen, sie von sich zu stossen; — und Saumseligkeit, Nichtachtung des allgemeinen Besten würd es auch auf der andern Seite seyn, wenn man nicht streben wollte, dieses Uebel so viel wie möglich zu einem wahren Gute umzuändern. Man kann daher einem Volke, das so viele Schicksale, so vieles Elend erlebt, nie genug Aufmerksamkeit widmen, wenn man es nicht nur selbst glücklich, sondern auch die Nation, bey der es aufgenommen ist, durch dasselbe nicht unglücklich machen will. Und ich glaube, der Weg, diesem verachteten Volke das Gefühl nach Ehre und Rechtschaffenheit nicht nur allgemeiner sondern auch ausschlüssungsweise vor allen übrigen Vorzügen — anlockend zu machen, ist der erste, der wichtigste Schritt, dieses Volk wieder zu reformiren.

Noch eh der Kaiser seine Verordnung über die Juden kund machte, wurd verschiedentlich über sie geschrieben. Die Prager waren die ersten, die in unsern Zeiten dieses Volk vertraten, — aber auch wieder hinterher an den Galgen sophistisirten. Bey den herrschenden Vorurtheilen der Böhmen wider die Juden war es allerdings ein Wagestück, daß Hofmann, ein junger hoffnungsvoller Kopf unsrer Nation — ihr Vertreter ward. Man sieht freylich, daß er nur für Agnesen und Beaten und ihnen ähnliche — Bigotten schrieb, — aber immer Verdienst genug, daß er dieses that. Zu eben der Zeit, als Dohm in Berlin an seinem Werkchen über die bürgerliche Verbesserung der Juden arbeitete, trat Keppler in Wien mit einer Brochüre zum Vortheile der Juden hervor, die eben die Grundsätze enthält, welche Dohm vortrug. Dohm und Keppler kannten einander wahrlich nicht; und es freut mich, daß ein junger angehender Schriftsteller in Wien eben so über diesen Gegenstand dachte, wie unser Freund Dohm in Berlin. Dohm hat zwar den unendlichen Vorzug, daß seine Sätze mit vieler Philosophie, vieler Staats- und Geschichtskunde — kurz mit vieler am rechten Orte angebrachten Gelehrsamkeit ausgeschmückt sind; aber die Sätze selbst — sind doch keine andere, als die des Wieners.

Noch

Noch haben manche, — zum Beyspiel, auch Rautenstrauch — ihr Scherflein bey diesen Auftritten abgeliefert; aber es sind Kleinigkeiten, die kaum der Mühe lohnen, gelesen zu werden. — Alle aber zusammen, selbst **Dohm** nicht ausgenommen, haben uns weiter nichts erwiesen, als daß es unbillig sey, die Juden dort wo man sie aufgenommen hat, zu drücken. Den wahren Gesichtspunkt, wie der Staat mit ihnen — auch von der politischen Seite verfahren sollte, hat keiner berührt, so sehr sie sich auch auf ihrem moralischen Steckenpferdchen müde getummelt haben. — Sie werden mir daher erlauben, daß ich es versuche, darüber — freylich nur einen Wink zu geben.

Der Jud' und seine Angehörigen darf nach seinem Gesetze keine Verbindungen oder vielmehr Vermischung mit fremden Nationen eingehen. Seine Töchter, seine Söhne sinds allein, unter denen sie statt haben können. Die Gesellschaft der Juden macht also eine im Staate von der übrigen Gesellschaft abgesonderte Masse von Bürgern aus, die ihre eigenen Gesetze hat, und genau beobachtet. Es ist also ein kleinerer Staat in einem größeren, der aber — welches eben seine Schädlichkeit gefährlich machen kann, — im ganzen größern Staate vertheilet ist. Nun lassen Sie mich einen Blick auf das Eigenthum des Juden werfen. Das Geld, welches der Jud' erhält, ist von der Stunde, da es in seinen

Kreis kömmt, — dem Kreislaufe im Staate entrissen; es wandert von Judenhand zu Judenhand fort, ohne daß es durch Verbindungen, durch Erbschaften, oder andre Erwerbe wieder in die Hände des größern Staates zurückflöße. Dieses Geld (ich verstehe darunter den reinen Gewinnst des Juden, den er als Vorrath bey Seite legt) ist in allem Betracht, — in Beziehung des ganzen Staates — ein todtes Kapital, weil ein der Staat, sondern nur ein einzelner Stand desselben, — nur der Jude dessen Daseyn genießen kann. Es verhält sich mit dem Gelde, welches der Judengemeine gehört, gerade so wie mit dem Gelde jedes einzelnen Mönchsordens. Wahr ist es, die Masse des Geldes bleibt immer im Staate, mag es der Orden oder tausend einzelne Bürger besitzen. Aber der Nutzen, den diese Masse, wenn sie im gehörigen Kreislaufe erhalten würde, dem Staate selbst und jedem seiner Bürger ins besondre wieder verschaffen könnte, ist nicht so ergiebig; weil die Schätze an den Orten, wo nur vom Staate genommen, nie aber ihm im gleichen Maße wieder gegeben wird, — fruchtlos für das Ganze gehäufet sind. — So ist's auch mit den Juden. Da ihre Gesetze sie verbinden eine abgesonderte Gesellschaft vorzustellen, so empfängt der Jude vom Staate durch jeden Gewinn, aber er giebt diesen Gewinn nie dem Staate zurück, er giebt ihn der Gesellschaft zu der er gehört.

Ja,

Ja, wird man sagen, der Jud' ist ein Glied des Staats, und es ist einerley ob der rechte oder linke Fuß den Schuh trägt. Das sag ich auch, wenn nur beyde Füsse gemeinschaftlich den Körper tragen. — Hier aber dreht sich der Fall um. Es ist nicht vom Körpertragen selbst die Rede; die Rede ist, ob das Geld des Staats in den Händen einer abgesonderten Gesellschaft eben den Nutzen stifte, als in den Händen der allgemeinen Gesellschaft, worinn keiner von dem Antheile ausgeschlossen ist, den er erwerben kann? So wie der Mönchsreichthum blos deshalb dem Lande schädlich ist, — weil der Mönchsstand ein sich von der übrigen Gesellschaft ausschließender Stand ist, so ists auch mit dem Judenreichthum, weil die Judengemeinden auch eine abgesonderte Gesellschaft vorstellen.

Setzen Sie den Fall, daß 30000 Juden im Staate sind, welche blos unter sich allein Verbindungen zulassen können; setzen Sie, daß jeder derselben nur 200 Gulden reines Vermögen besitzet. Dies macht eine Summe von Sechs Millionen, welche stets nur unter ihnen cirkuliren, und nie zu dem Staat, in dem sie leben, zurückkehren wird. — Böhmen hat diese Anzahl Juden nach der geringsten Berechnung; es hat aber auch 2,500000 Einwohner dagegen, welche den Umlauf dieser sechs Millionen vermissen. Ich weiß nicht, ob man noch anstehen kann, zu bekennen, daß das Geld — so-

 bald



bald es in die Judengemeinde eintritt, — so gut für den Staat todt daliegt, als wenn es in die Hände unsrer Ehrwürdigen Herren mit Kutt und Kapuze fällt.

Aber worzu diese Bemerkung? — Das sollen Sie gleich hören.

Der Staat hat also darauf zu sehen, daß dieses dem Juden zugefallene Vermögen so viel als möglich — zum allgemeinen Besten wieder verwendet werde. Nie ist es gut, wenn der Jud' viel baares Geld hat; es ist besser für den Staat, wenn er viel Geldeswerths besitzet; er wird daher zu Pachtungen, zu Manufakturen, Fabriken und dergleichen, aufgemuntert, wird angelocket werden müssen, das Geld in Häuser, Güter, Grundstücke zu verwenden. Dadurch kömmt das Geld aus todten Händen wieder in den Umlauf zurück, und dem Staat kann es gleich viel seyn, ob der Jud' oder der Christ diesen Pallast, oder diesen Garten bewohnt.

Eben so aufmerksam wird der Staat auf ihre Heyrathen seyn. Er wird es nicht zulassen, daß sich ein Mädchen auswärts verheyrathe, so wenig als ers dem Judenjünglinge selbst erlaubt. Die Ursache liegt am Tage. Um arme Mädchen reist kein Hamburger Jude nach Prag; und die reichen — können unsre Juden selbst heyrathen, da sie die armen auch versorgen müssen.

Die

Die Vorsicht, das Geld im Staate zu erhalten, wird den Staat gleichfals verbinden jede Emigrirung einzelner Juden, oder ganzer Familien auf das schärfeste zu verbieten. Es ist undankbar gegen den Staat gehandelt, Reichthümer, die man hier gesammelt, bey Fremden dann in Ruhe zu verzehren. Hat der Staat den Fleiß mit Ueberfluß belohnet, so wird er auch diesem Ueberfluß einen ruhigen Genuß in seinem Schooße gönnen. Was will der Emigrant weiter?

Es ist daher billig, daß der Jud' eben so gut faßionirt, eben so gut konskribirt wird, wie der Christ. Er muß ohne alle Ausnahme ganz den über beydes bestehenden Gesetzen wie jeder Unterthan unterworfen seyn. Es ist unbillig, daß der kleinere Theil der Einwohner von Verbindlichkeiten befreyt seyn soll, die den größern verbinden. Die Judenkonskription, ausserdem, daß man die zu Kriegsdiensten taugliche kennen lernt, welche so wie Bürgerssöhne der Christen, einzeln unter die Regimenter vertheilet werden können, um nach und nach diese furchtsame Nation wieder mit Herzhaftigkeit zu beseelen, — dient auch darzu ein genaues Roster über die Eingebohrnen zu halten, und zu verhüten, daß sich nicht jeder Judenfremdling ohne Konsens des Fürsten in der Gemeinde niederläßt. Es ist nicht vortheilhaft, fremde Juden ohne Unterscheid anzulocken, und aufzunehmen; wenn es gleich vortheilhaft ist, die schon aufge-

nommenen zu schützen. — Die Faßionirung hingegen wird den Staat in den Stand setzen, Uebersicht über das Vermögen der Juden nehmen und dasselbe so lenken zu können, wie es der Privatnutzen der Juden, vereinbart mit dem allgemeinen des Staates, zu fordern scheint. —

Doch hab ich heute schon so viel von den Juden geschwatzt. Verzeihn Sie mir's, bester Freund! Will auch kein Wörtchen mehr davon erwähnen.

Dreyßigster Brief.

Das Toleranzpatent für die Nichtkatholiken war lange schon der Wunsch der aufgeklärteren Vernunft; allein es waren einst Zeiten, worinn die Eminenzen mit aller nur möglichen Sykophantenlist wider diese so billige Verfügung zu miniren wußten. Zwar wenn Luther und Kalvin diese Herren hätten fragen sollen: meine Lieben, warum sprüht ihr Feuer und Flammen wider uns? — ich verwette alles darauf, sie hätten keine Ursache aufzufinden gewußt. — Ist es nicht wirklich betrübt, daß blinder Religionshaß — die brüderliche Liebe des Menschengeschlechts so oft zerstöhrte, und uns zu Ungerechtigkeiten hinriß, über die — der Menschenfreund erröthen muß.

Doch irren Sie sich in Ihrem Urtheile nicht. Glauben Sie nicht, daß wir den verfolgten, der das Pater Noster anders betete, als wir. Unsre Aufführung und unsre Denkungsart waren sehr unterschieden. — Unsre Kontroversisten und unsre Mönche, so wie fast alles, was nur die Tonsur hatte, sah es als eine wichtige theologische Thesin an, zu beweisen, daß Niemand als der Katholik ins Himmelreich eingehen könne, die ganze übrige Menschheit aber ein wohlgemästeter Braten für den Luzifer und Kollegen sey. Diese Narrheit wurd aber nicht blos auf unsern Universitäten — sie wurd auch auf den protestantischen gelehrt. Thaten dies Ihre Herren Theologen aus Ueberzeugung, oder thaten sie es, um Wurst wieder Wurst zu spielen? Daß man bey Ihnen noch vor sehr kurzer Zeit darüber zweifelhaft war, beweiset die lermende Fehde, in welche der vortrefliche Eberhard durch seine Apologie des Sokrates — das Meisterstück des letztern Viertheils unsers Jahrhunderts verwickelt ward. Götz — der Papst Hammoniens — wie Leßing ihn nennt, — dieser Mann, der auf seinem Hamburger Dreyfuß sich mit Gewalt zum Würgengel der gesunden Vernunft und des Menschenverstandes, wie Merz in Augspurg — und die Patrizier in der bischöflichen Kuhr zu Wien aufwarf, — Götz strich seinen Wanst, langte um seinen Kragen, und donnerte wider die armen Heiden los, die

 wahrlich

wahrlich ehrlichere Kerls waren, als er; denn sie aßen und tranken, und schliefen, und zeugten Kinder wie der Herr Hauptpastor Götze, aber sie überließen es dem ewigen Richter dort oben, zu entscheiden, welche er aufnehmen wolle, oder nicht.

Sie würden uns wahrlich unrecht thun, wenn Sie dächten — wir, als Volk betrachtet, hätten wirklich — Intolerantismus geathmet. — Bedauert haben wir zwar den Protestant, daß er verdammt werden sollte, — aber wir ließen ihn ruhig unter uns leben, liebten ihn, wie unsers Gleichen; und kein Protestant wird sagen können, — daß wir ihn mishandelten, so lang er nur den Katholik in seinen Religionsceremonien unbewitzelt ließ. Freylich gab es viele von Ihnen, die, wer weiß was für Weisheit auszukramen dachten, wenn sie über irgend ein Lorettokappel, oder einen Bauchgürtel eines Heiligen spötteln konnten; es kann aber auch unserm Volke zu keinem Vorwurfe gereichen, wenn es dann über solche Spötter mit geballter Faust herfuhr. Warum schwiegen sie nicht, und arbeiteten, und schmaußten dafür wie wir!

Ueberhaupt kann ich Sie versichern, so wenig wir auch über Toleranz schrieben, so wenig wir selbst das Wort — kannten, — so stark übten wir sie doch wirklich aus. Die Versuche, welche der Hof zur Bekehrung seiner eigenen abgefallenen Unterthanen an-

wand-

wandte, und die Gesetze, welche den Nichtkatholiken von gewissen Aemtern ausschlossen, waren Versuche und Gesetze, die man solchen Zeiten, wie diese waren, nicht verübeln kann. — Ungerechtigkeiten, einige widerliche Auftritte in Ungarn ausgenommen, wo Bigotterie noch bis diese Stunde mit aller ihrer Gewaltsamkeit herrscht, und wohin sie sich geflüchtet zu haben scheint, nachdem sie aus allen unsern Provinzen verscheucht worden, — wurden nie ausgeübt. Man freute sich zwar herzlich, wenn irgend ein Protestant zu uns flüchtete, und den lieben Doktor **Luther** verauktionirte; auch trug der Handel mit diesem Ehrenmanne manchem listigen Kopfe — Vermögen, Ansehn, und — reichliche Versorgung ein. — Aber der, der ihn nicht versteigern wollte, konnte ihn ganz ruhig unter seinen Hausmeubeln stehn lassen. Heute zu Tage aber, ich bin es versichert, ist sein Werth bey uns schon so sehr aus der Mode gekommen, daß man kaum **zwo Flaschen Wein** dem Besitzer desselben gäbe, wenn er ihn wegwürfe. Die Zeiten werden immer ökonomischer!

Gelermt, geschrien wurd freylich über das Toleranzpatent. Die ungarischen Komitate zeichneten sich vorzüglich mit ihrem Rabulistengeiste aus. — Alle unsre Provinzen, wo die Protestanten nie gesetzmäßig tolerirt waren, sahen die Nutzbarkeit dieser Verordnung ein, — nur allein Ungarn, wo sie nach den Landesgesetzen,

nach

nach den besonders errichteten Landespakten nicht geduldet, — nein, mit allen Rechten der übrigen Bürger aufgenommen, bestätiget, — so zu sagen dem ganzen Körper eingeimpfet waren, — nur Ungarn macht Gott weis was für Deduktionen, wodurch es sich dieser heilsamen Verordnung widersetzet. Es ist betrübt, wenn eine Nation, wie die ungarische, die sonst so viele eigene Vorzüge hat, gerade dort Unverstand — mit aller nur möglichen Sophisterey zu behaupten sucht, wo das innere Gefühl ihr sagen muß: wir haben durch Haß und Verfolgungsgeist die den Protestanten von der ganzen Nation authentisirten Rechte — entrissen; es ist billig, daß wir sie ihnen wieder zurückgeben.

Voltair hat bey Gelegenheit des Mordes des Calais — Europa zuerst in unsern Zeiten auf den Nutzen der Toleranz aufmerksam gemacht. Auch haben Becher in seinem Werke über die Toleranz, Ulrich in seinen Briefen über den Religionszustand in den preußischen Staaten, Teller in seinem Wörterbuche — und so viele andre den Nutzen derselben deutlich genug bewiesen. In Wien selbst skribelte man vielerley darüber. Wieland, Hilchenbach — foderten mit Wärme ihre Glaubensgenossen zum Danke für diese der Menschheit zugestandene Gerechtigkeit auf. Watteroth analysirte das Toleranzsystem so ziemlich weitläuftig — für eine Zeitbrochüre. Auch Franz Expedit Edler

von

von Schönfeld der freyen Künste und Weltweisheit Doktor, **einst** an der hohen Schule zu Prag öffentlicher und ordentlicher Lehrer der Aesthetik; der K. K. Büchercensurkommißion Beysitzer, des vermischten Faches Censor; **dermalen** bey dem uralten Stifte zu Biben Dohmherr und des allzeit katholischen Sprengels zu Reichstadt Dechant lies bey Johann Ferdinand Edlen von Schönfeld (bey Gelegenheit muß ich, um diese Edlen nicht mit dem **einst** Hebräer gewesenen Edlen von Schönfeld zu verwechseln, erinnern, daß es in der Zeitung schon hinlänglich ausposaunt worden, daß diese Edle Familie aus uralten Zeiten, von Rudolphen glaub ich gar, herstamme) — nun dieser Edle Expedit lies bey dem Edlen Ferdinand auch eine Rede drucken, die er in Böhmen über die Toleranzbefehle hielt. Es ist löblich, daß der Herr Doktor, Domherr und Dechant die gläubige Gemeinde selbst von der Kanzel herab ihre Pflichten in diesem Punkte lehrt; aber — so wichtig und neu seine Lehren für die allzeit katholischen Zuhörer in Reichstadt seyn mochten, so finde ich im ganzen gar keine Ursache, warum sie gedruckt worden; es müßte denn seyn, daß der Edle Expedit gleich auf dem schnurrigen Titel habe zu wissen machen wollen: was er **einst** war, und **dermalen** ist? Solche Schnörkeleyen sind kindisch, und läßt es eben so lächerlich, als wenn uns der Edle Herr

von Schönfeld auch zu wissen gemacht hätte, daß er: **einst Prozerus in der dritten, und Diktator in der vierten Schule,** u. s. w. gewesen sey.

Ich bin heute aufgelegt noch ein Wörtchen über Toleranz überhaupt zu schwatzen. Toleranz, soll sie wahren Nutzen bringen, muß auch ihre gehörige Gränzen haben. **Der Staat dulde alle Religionen, welche schon im Schwange sind, aber er wache, daß keine neue entstehe.** Ich habe über diesen Satz schon an einem andern Orte, noch eh das Toleranzpatent publizirt wurde, meine Gedanken eröfnet. Es wird mir erlaubt seyn, mich selbst abzuschreiben.

„Das Wohl des Staates fodert es vom Fürsten, daß „er jedem, der sich in seinen Schutz begiebt, vollkommene „Gewissensfreyheit gewähre. Der Mensch kennt nichts „seligers, als diese Freyheit; und der größte Menschen„freund wird in seinen Augen ein Tyrann, vor dem er „flieht, wenn er ihn in dieser Freyheit zu stören sucht; und „der Fürst, der noch so wenige Vorzüge hat, wird von „ihnen allen geliebt, wenn er ihre Religionsübung unan„getastet läßt. Man hat kleine Staaten zu hundert„tausenden bevölkern gesehn, weil ihre Nachbaren ihre „besten Bürger der Religion wegen auf das Rad floch„ten. Warum eifert man so stark wider eine lutherische „Kirche in einer katholischen Stadt, und oft auch umge„kehrt wider eine katholische in einer lutherischen Stadt,

„da

„da man doch den Juden Synagogen bauen läßt? Wie?
„die unsern Religionsstifter an das Kreutz schlugen, sol-
„len den Vorzug vor jenem haben, die alle an den Ge-
„kreutzigten glauben? Ich verwerfe die Synagogen der
„Juden nicht, selbst die Moscheen der Türken würd ich
„nicht verwerfen, wenn es deren in christlichen Ländern
„gäbe. — Aber ich kann meine Verwunderung nicht
„bergen, daß man Christen bey Christen nicht eben den
„Vorzug gestattet. Kein Einwurf besteht mit Gründen
„den man dawider machen kann. Seht in jene Länder,
„wo diese Duldung eingeführet ist; — es sind Bürger
„darinn so rechtschaffen, Christen, so fromm, wie immer
„in einem Lande, wo man nur einerley Gottesdienst
„öffentlich erlaubt."

„Aber diese Toleranz hat ihre Schranken. Man
„gestatte nicht, daß eine Sekte von der andern Proselý-
„ten mache, so wenig es mit der Politik übereinstimmt,
„daß man in seinem Staate neue Religionen aufkeimen
„lasse. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann ich
„die Nerone, die Diokletiane, und alle römische Verfolger
„der christlichen Religion nicht verdammen, weil sie zu
„verhindern suchten, daß durch die Einführung dieser
„neuen Religion keine Unordnung in ihrem Reiche ent-
„stehen möge. — Daß Huß, Luther, Calvin und
„ihre Anhänger von katholischen Fürsten verfolgt wurden,
„daß man sie zu unterdrücken bemühet war, war in den

Zeiten

„Zeiten, wo nur eine christliche Religion herrschte nach
„den Grundsätzen der Politik recht, war so gar nothwen-
„dig, so wie man heut zu Tage in jedem christlichen
„Staate, von welcher Konfeßion er auch seyn mag,
„jeden neuen Reformator, der eine der üblichen ganz
„entgegen gesetzte Religion lehren wollte, mit Recht
„als einen Tolldreisten, zwar nicht verbrennen, aber
„doch gewiß in das Zuchthauß sperren würde. Die To-
„leranz muß nur dem Bürger seine Religion frey zu üben
„erlauben, aber keinem neuen Sektirer Vorschub leisten.
„Warum? — Jede Religionsveränderung hat trau-
„rige Folgen nach sich gezogen; Zertrümmerung der Staa-
„ten, bürgerliche Kriege, und Auswanderungen. Ist
„es also unbillig, daß der Fürst mit aller Gewalt diesen
„Uebeln vorbeugt, da es durch die Erfahrung bestätiget
„ist, daß das lüderliche Gesinde, Leute, die dem Müßig-
„gange nachgehen, und Mißvergnügte, die zu allen Un-
„ternehmungen bereit sind, sich zuerst an die Religions-
„stifter hiengen, und Ausschweifungen begiengen, die
„ohne Schaudern kaum gedacht werden können? —“

Wo diese schönen Sächelchen von mir stehn fragen Sie mich? — Freund, aufrichtig, in einem Bändchen Makulatur, worinn — wenig — Besseres, als dieses hier steht. — Ich will also lieber ganz davon schweigen.

Ein

Ein und dreyßigster Brief.

Worüber viele aus unserm Haufen den gewaltigsten Lerm anstimmen, sind die grossen Reduktionen der Staatsbedienten und Pensionen. —

Ich will das Geschrey dererjenigen, die es betraf, hier nicht wiederholen. Sie können sich solches von selbst vorstellen, wenn Sie bedenken, daß es jedem hart falle, die Revenüen, von welchen er zeither lebte, mit einem male zú verlieren. — Ich will dafür lieber meine Gedanken über die Nothwendigkeit dieser Reduktionen hersetzen.

Die verstorbene Kaiserin konnte unmöglich — selbst dem dreistesten Supplikanten etwas versagen. Sie wünschte, alle glücklich zu machen, — und that es. Sie hatte die Anzahl der Dikasterianten bey jeder Stelle lediglich in der Absicht vermehret, um recht vielen Versorgung geben zu können. Mit Vergnügen ergrif sie jede Gelegenheit, sogar ganz neue Stellen aufzurichten; ihr großmüthiges Herz fühlte darinn die größte Wollust, im Voraus zu berechnen, wie vielen sie dadurch Hülfe leisten könnte. Sie verdient auf alle Fälle für diese Güte ihres Herzens den lebhaftesten Dank ihrer und unsrer Zeitgenossen. Allein es wird dem Patriot wohl nicht zum Hochverrathe angerechnet werden, wenn er öffentlich gesteht, daß diese Güte zwar ihrem menschenfreundlichen

Herzen Ehre, dem Staate aber wirklichen Schaden brachte. Die zuvoreilende Güte der Monarchin — die so bekannt war, diente so manchem Dreisten zur Aufmunterung, sie zu überlaufen, und Wohlthaten von ihr zu erschleichen. Es war nicht anders möglich, als daß bey solchen Wohlthaten der Dreistere sehr oft dem Würdigeren den Vorrang ablief. Die Monarchin wollte das Talent allein belohnen, und belohnte oft nur die Maske desselben. So wurden denn nun die Kanzeleyen oft mit Männerchen und Püppchen besetzet, die zwar allen Hofschürzen zu hofiren wußten, vom Gange der Geschäfte aber nicht das geringste verstunden. — Die Menge der unbrauchbaren Mitglieder solcher Männer, die die Geschäfte öffentlicher Stellen versehen sollten, war also der erste Schade.

Der zweyte, der verbreitete Müßiggang, der sich in so viele Kanzeleyen einschlich. Die Geschäfte, die vormals von der Halbscheid der Hände pünktlich und genau berichtiget wurden; — waren izt unter so viel mehrere vertheilet. Es war die natürlichste Folge, daß, je gemächlicher man dem einzelnen Geschäftträger seine Arbeit machte, er dadurch immer noch gemächlicher wurde, und nun aus Liebe zum Müßiggang gar nichts thun wollte, auch gar nichts thun konnte, weil der Titel nicht auch die Geschicklichkeit zum Amte zu gewähren pflegt.

Der

Der dritte wesentliche Schade war, daß die Verdienstvolleren selbst endlich läßig wurden, weil sie sahen, daß jedes Bürschchen — mit oder ohne Kopf, wenn es nur Unverschämtheit genug besaß, sich von der untersten Thürhüterin des Hofs bis zu irgend einer geheimen Hofvorleserin durch tausenderley Kunstgriffe hinauf zu schmeicheln, — ihnen vor die Nase hin gepflanzt ward.

Durch die Menge der — wirklich unnöthigen Dikasterianten, durch die Menge der Stellen selbst — und da es unmöglich ist, ein so grosses Personale, nur durch Würdige, der Sache Kundige zu besetzen, — auch durch die Nichtkenntniß der Geschäfte — ward die Monarchin für ihre Güte, und ihre wohlthätige Absicht dadurch sehr undankbar belohnet, daß — die meisten Geschäfte wenigstens, — wie in einem Meerstrudel herumgeworfen, und nur sehr schneckenartig geendiget wurden. —

Rechnet man zu allen diesen Schädlichkeiten noch die fast um die Hälfte vermehrte Staatsausgaben für Kanzeleybediente hinzu, die so ganz ohne allen Nutzen hingeopfert wurden, wer wird sodann noch läugnen können, daß die vorgenommene Reduktion, und auch die künftige — nicht höchst nothwendig für den Staat sey? Unter dem Kaiser Karl, da Oesterreich noch so viele Länder mehr besaß, waren sechzig Hofräthe, — izt da wir



um so viel weniger haben, — zählen wir über drey-hundert in unsern Ländern. — Das ist auf alle Fälle Verschwendung.

Aber es thut doch denen weh, welche das Loos der Abdankung trift. — Ich glaub es. Allein, ich frage: sind unter diesen Reduzirten viele, die wirkliche Verdienste besaßen? Befahl der Kaiser nicht, die tauglichen Subjekte unterzubringen, beyzubehalten? — Und der Unwürdige, den weiter nichts als sein Titel kenntbar macht, — genoß er nicht schon bis hieher vom Staate Wohlthaten, die er nicht verdiente? War seine zeitherige Versorgung nicht schon wirklicher — Gewinn? Was will er mehr? Warum lies er sich seine Berufsgeschäfte nicht angelegen seyn? Warum fand er auch an Redouten, an Komödien, an Bachanalien mehr Behagen, als an seinen Geschäften? Und dieser Schwächling sträubt sich noch, aus dem Kreise der Würdigeren abzutreten, die dem Staate dienten, da er nur seinem Unterleibe gedienet hatte? —

Mit den Pensionen scheint es wenig anders zu seyn. Wahr ist es, der Kammerbeutel der Monarchin unterstützte manchen Würdigen. — Aber verlohr dieser wahre Würdige diese Unterstützung? — Freylich war nicht jeder Name, der auf der Liste der Pensionisten stand — nur der Name irgend eines Bürgers, der dem Staate wirkliche Dienste geleistet hatte. Es ist das Loos

der

der gütigsten Regenten, daß sie am meisten durch Heuchler **überlistet** werden. — Auch die Monarchin ward es. Leute, die weiter kein Verdienst hatten, als daß ihre Schwester bey irgend einem Hoffräulein Kammerjungfer war; oder irgend um ein Stubenmädchen aus der Frauenburg liebelten; oder einige Tage in der Schloßkapelle die Frühmesse unter allerley Tartüfgesichtern anhörten; oder sonst eine glückliche Stunde abwarteten, worinn sie der Monarchin Thränen vorlügen konnten, um sie zu Gnadengehalten zu bewegen, weil sie nicht arbeiten wollten; oder das wichtige Verdienst hatten, daß sie auch nur weitschichtige Vettern, oder Nichten von Hofonkeln und Hoftanten waren, — und solcher Leute mehrere, hatten das Glück in der Reihe solcher Männer dazustehn, die ihr Leben dem Staate ganz aufgeopfert hatten. Dies war der **Schwarm der Unwürdigen**, die jeden Pfennig Pension nicht anders als mit Gewissensbissen verzehren konnten. Aber fühlten sie auch Gewissensbisse? — O! diese Schurken schlenderten, froh ihres unverdienten Schutzes, von Bordell zu Bordell herum, und ließen sichs wohlschmecken, wenn tausend Dürftige neben ihnen vor Hunger verschmachteten.

Nun ist noch die Klasse der reichen, der begüterten Pensionisten. — Ich werde über diese nichts zu sagen haben, da sie's selbst nach der Hand bekannten, daß sie diese Gnade nur darum annahmen, um die Monarchin

durch Ablehnung derselben nicht zu kränken, wenn sie ihnen solche antrug. Es war zum Erstaunen, manche Exzellenz — Dame oder Herr gleichviel, — die selbst 20, 30, und mehrere tausend Gulden jährlicher Revenüen von ihren Gütern zog, noch 5, 6, 10, und mehrere tausende an Pension ziehen zu sehn. Wahr ists, sie hatten dem Staate doch — meistens — vorher Dienste geleistet. — Aber wurden sie nicht auch dafür besoldet? Wenn nun der Adel — nur des Geldes, — nicht vorzüglich der Ehre wegen sich dem Dienste des Staates widmet, welchen Unterschied giebts denn zwischen dem reichen adelichen und dürftigen Bürgerssohn? — Wird der Kavalier in diesem Falle nicht auch zum Miethling, wie jeder andre, der nur des Lohnes wegen — zur Arbeit greift? —

Ueberrechnet man aber alle die Summen, welche das überflüßige Personale, und der ungeheure Anwuchs der Pensionen foderte, wie? wird man es wohl verschweigen können, daß es heilsam war, beyden Schranken zu setzen? Unsre Länder tragen dem Fürsten ungeheure Summen; es ist wahr. Aber warum war unser Schatz immer erschöpft? warum unser Staat immer mit Schulden belastet? Unter vielen andern Zufälligkeiten waren diese beyde Quellen gewiß mit die ergiebigsten, durch welche der Schatz des Fürsten verschlungen, die Staatsschulden gehäufet, wenigstens nicht so schnell ge-

tilget

tilget wurden, als sie es hätten werden können. Man setzt dem einzelnen Kavalier einen Sequester, wenn er mehr verthut als einnimmt, sey es auch, daß er alles blos an Dürftige verschenkt. Und der Fürst sollte nicht das Recht haben, der Sequester seines eigenen Staates zu seyn, um die so nöthige Bilanz der Einnahme und Ausgabe wieder herzustellen? Sollte nicht das Recht haben, einiger wenigen wegen, die allenfalls dabey leiden könnten, — dem Ganzen aufzuhelfen? — Es ist freylich für den großen Menschenfreund betrübt, wenn er seine Plane in Zeiten ausführen muß, die unmittelbar auf solche folgen, wo nicht belohnt — sondern verschenkt ward.

Ihr mürrischen Köpfe, die ihr darüber Runzeln zieht, seht in andre Länder, und ihr werdet keine Ursache mehr zu murren haben. Ueberall sind der Dikasterianten weniger, überall werden diese wenigeren auch noch schlechter besoldet, überall sind der Pensionsfälle weniger als bey uns; und doch arbeiten diese wenigen mit rastlosem Eifer; und doch sammeln sie sich ihres geringern Gehaltes ungeachtet einen Vorrath auf die Zukunft. Glichet ihr der Ameise, die im Sommer sammelt, damit sie im Winter zu leben habe, so wäret ihr der traurigen Lage entrissen, im Alter ohne Pension zu verhungern. Aber eben die Hoffnung auf die Ausflüsse des Kammerbeutels machte euch schwelgen; verleitete euch, für die Zukunft nicht zu sorgen, — und

statt, daß diese Hoffnung euren Fleiß hätte ermuntern sollen, riß sie euch vielmehr zu einer Gleichgültigkeit hin, die euch der Ahndung würdig macht. — Wie viele ließen sich nicht in der Blüthe ihrer Jahre in den Pensionsstand versetzen, weil sie Gelegenheit fanden, durch einen unterthänigen Handkuß, den sie irgend einer bedeutenden Hofzofe machten, — die zu gütige Monarchin darzu zu bereden. Habt ihr, da ihr arbeiten konntet, lieber müßig gehn wollen; — so hungert izt; denn eure Verdienste langen in diesem Falle nicht weiter. —

So geht es, Freund, sobald der Undankbare, das Nichtverdienst — eine Wohlthat erhält, sobald glaubt es sich auch schon berechtiget, solche fordern zu dürfen, und lärmt, wenn sie ihm versagt wird. Allein es berechnet nie, daß tausend würdigere da sind, für die eigentlich der Genuß der Wohlthaten vom Staate bestimmt ist. Der Fürst, so gerecht, so menschenliebend seine Absichten bey solchen Verfügungen auch immer sind, muß in solchen Fällen auf den Dank seiner Nation Verzicht thun, und es den Enkeln seiner Zeitgenossen überlassen den ganzen Plan — mit dankbarem Herzen zu segnen!

Zwey und dreyßigster Brief.

Wir gehören nicht zu den Franzosen, die im Enthusiasmus ihre Könige anbeten und — ermorden. Wir haben

haben Phlegma genug, unsern Weg fortzutraben, ohne viel in Hitze zu gerathen. Und hierin liegt wohl auch der Grund, warum wir bey allem was geschieht, wenn es nur unserm Bauche den Krieg nicht ankündiget, so ziemlich gelassen sind. Wir sind wahre Orgone wie sie Gellert schilderte. Daher kommt es auch, daß wir selten das Große unter uns selbsten aufsuchen, bewundern, und ihm nachzustreben trachten. Soll ich's Ihnen gestehen, so ist dies gerade der Fall mit unserm Kaiser. Wir wissen zwar, daß er ein guter Fürst, ein Menschenfreund ist, der gern das ganze Menschengeschlecht dauerhaft glücklich machen wollte, — wir lieben ihn auch, schätzen ihn, — aber wir überlassen das Anstaunen, das Bewundern seiner Größe, seiner Vorzüge unsern Nachbarn. — Allein sehn Sie nur die wunderliche Mischung unsers Karakters. — So gleichgültig wir auch dem Fremden zu seyn scheinen, so selten wir auch: unser Kaiser! im Munde führen; — versuch es einmal der Brandenburger, der ausser seinem Könige sonst nichts Großes in der Welt zu finden glaubt, er versuch es einmal diese anscheinende Gleichgültigkeit gegen unsern Fürsten zu prüfen, und er wird erstaunen, wie lebhaft der Wiener ihm unter das Gesicht treten, und seine Lektion herablesen wird.

Es ist gemeiniglich das Schicksal wahrer Größe, daß sie mehr bey der Nachwelt glänzet, als bey den Zeit-

genossen selbst. Wahrer Größe sage ich. Der Flitter glänzt gleich, sobald man ihn aushängt, aber die Witterung überzieht ihn auch bald mit Rost. So wird der Eroberer bey seinem ersten Schritte sogleich mit lauten Päanen empfangen, über den vielleicht die Nachwelt — nur Thränen vergießet; so wird der Menschenfreund, dessen Herz von Wohlwollen, von Güte überströmt, — von ganzen Nationen gepriesen; und oft segnet die Nachwelt nur sein Herz, und wünscht, daß es doch auch wahre Stärke besessen hätte, das Gute für diese Nationen dauerhaft zu machen.

Unser Kaiser befindet sich gerade in dem Falle. — In sich selbst zurückgezogen überläßt er sich ganz dem einzigen großen Gedanken: sein Volk glücklich zu machen. Schwächlinge, die das Glück des Volkes nach den Millionen berechnen, welche der Regent verschenkt oder verpraßt, oder sonst aufs Gerathewohl — izt dem Fleiße, izt dem Müßiggange — zum Lohne hinwirft, solche Schwächlinge werden freylich die Nase immer zu rümpfen wissen; aber sie sind auch nicht die Köpfe, auf deren Urtheil es ankömmt.

Es giebt der Wege zweene, auf denen der Regent sein Volk zum Tempel des Glückes führen kann; — aber unter diesen zweenen, ist's nur Einer, der dem Volke dauerhaftes Glück gewähret. — Sie erlauben

mir

mir doch, mein Bester, daß ich Ihnen darüber meine Grillen mittheile? —

Der Fürst, liebt er sein Volk, — und welcher sollt' es nicht, da es ihm selbst so viele Liebe bezeiget, — wird kein Mittel versäumen, dasselbe glücklich zu machen. Aber in dem Begriffe, was das Glück des Volks eigentlich sey, kann er sich oft trügen, und ihm statt des wahren — nur Flitterglück darbieten. Wenn der Fürst die Seinen schon glücklich gemacht zu haben glaubt, wenn nur Heiterkeit und Wolleben in ihrem Kreise herrschen, wenn Ueberfluß und Reichthümer jeden segnen, — so greift er nach einer Seifenblase, die zwar mit schönen Farben spielt, aber von dem gelindesten Hauche jedes Zephirs zerstört wird. Soll dies wahres Glück der Nationen seyn, so gesteh ich, — niemand hat es je in vollerem Maaße genossen, als — die Sybariten. — Allein mit dem ächten, dauerhaften Glücke der Nationen verhält es sich eben so, wie mit dem Glücke des einzelnen Privatmannes. Wir wissen den Streit, den die Akademien der Griechen über den Begriff des Glückes Jahrhunderte hindurch führten. Hätte derselbe auch sonst weiter nichts genützet, so bewirkte er doch wenigstens so viel, daß man einsehen lernte, das wahre Glück beruhe nicht blos auf dem äusserlichen Schimmer, sondern auf Gütern, die durch keinen Unfall — der Seele entrissen werden können, auf Tugend

Recht-

Rechtschaffenheit, Mäßigung, Fleiß, Thätigkeit und Industrie. Ein Fürst also, der seinem Volke Industrie, Thätigkeit, Fleiß, Mäßigung, Rechtschaffenheit und Tugend einimpfet, der ist ein Menschenfreund, der mit Schöpferhänden das wahre Glück seines Volkes gründet. Der Sauß und Brauß, in welchem so manche des Volkes unter — blos freygebigen Regierungen — dahin leben, ist lange noch kein Merkmal des wahren Glückes des ganzen Volk. Wahr ist es, tausend Städter, an Fortunens Busen zu ihren Lieblingen aufgeätzet, — jubiliren; — aber jubilirt auch die große Menge, die blos vom Schweiße ihres Angesichts lebet? — Man hat es in den Geschichtbüchern voriger Jahrhunderte gefunden, daß diejenigen Nationen immer am schlimmsten dran waren, bey denen das Jubelgeschrey einiger Schwelger das Aechzen des gemeinen Mannes überstimmte.

Unser Kaiser sah dies ein. Sein Entschluß war, das Volk in sich selbst glücklich zu machen. Er trat daher an die Spitze desselben, und lehrte durch sein eigen Beyspiel all' die — von vorigen Zeiten oft nur als Zaubermysterien angestaunten — Hülfsmittel, sich dieses Glückes zu versichern. Denn wirklich, Freund, — selbst Oesterreichs geschwornster Feind muß es dem Kaiser zugestehen, daß er im strengsten Verstande der tugendhafteste ohne Kleinfügigkeit, — der arbeitsamste, thätigste

tigste und mäßigste seines ganzen Volkes ist. Aber was jedem die volleste Ehrfurcht gegen diesen Monarchen abzwinget, ist die seltne Eigenschaft, daß er das Gute blos des Guten wegen — und nicht in Hinsicht auf Ehre, auf Dankbarkeit der Nationen liebt. So manche, fast sogar alle Schritte unsers Monarchen werden öffentlich und in der Stille von politischen Murrköpfen, denen es so wohl behagte, ohne des Tages Last zu fühlen, doch des Tages Freuden zu genießen, — beklafft, bekriddelt, beschnarcht, — und zum Finale mit Jeremiaden über schlechte Zeiten begleitet. — Dies hören, dies wissen, — denn glauben Sie mir, **Joseph** erfährt alles, — und doch fortfahren, sein Volk zu lieben, und weil er's liebt, aus seiner Blindheit zu reissen, um es aufmerksam auf das, was wahres Glück beschränket, zu machen, — wie? Freund, gehört darzu nicht das erhabenste Herz, die größte Seele, — ein Herz, eine Seele, die sich beyde selbst verläugnen, sich nur mit dem Gedanken: du hast deine Pflicht gethan, — beschäftigen; und den Segen, selbst in den Augenblicken aufs neue ausspenden, in welchen der Blödsichtige über, wer weiß, was für fürchterliche Aussichten auf die Zukunft, mit Misvergnügen schreyt. Menschenliebe gegen Dankbare — ist Alltagswerk auch mittelmäßiger Köpfe; aber selbst Undankbaren seine Wohlthaten zuwenden, sie zwingen, daß sie sich aus dem Abgrunde herauswinden,

den, — ist das Werk eines Gottes; und dieser sendet nur selten seine Gesalbten mit solchen Herzen unter die Menschen. Joseph gleicht einem Arzte, der den brandigen Theil des Körpes ablöset, um den Kranken zu retten, mag er auch noch so sehr dawider schreyen und sich winden. Der Kranke geneset, und nun fängt er an, einzusehen, daß der Arzt, der ihm vorher ein Schrecken war, sein Wohlthäter, sein Erretter gewesen. — So wird auch unser Volk, wenn es die Sibaritischen Tage, in welchen es sich von Sinnlichkeit zu Sinnlichkeit hingängelte, vergessen, wenn es sich Fleiß, Mäßigung und Tugend — zum Haupteigenthume gemacht haben wird, — einst das Andenken Josephs segnen, und laut aufrufen: er war mehr als Vater!

Doch, liebster Freund, lassen Sie mich von diesem Punkte abbrechen. Es ist zu undankbar sich mit den Vorurtheilen des Eigennutzes herumzubalgen. Jede Neuerung war dem Tadel unterworfen; und diese allein, die dem Müßiggänger zuruft; arbeite — diese sollte keinen Tadel zu befürchten haben? Das wär das größte Wunderwerk, das ich kenne. Wir wollen dafür ruhig abwarten, bis der ganze Plan des menschenfreundlichen Josephs bis auf die kleinste Fuge ausgeführet ist, — und dann wollen wir hintreten zu den Heulenden und Zähnklapperern, und sie fragen: nun, Freunde, wo ist

das

das fürchterliche Phantom, das euch so vielen Kummer verursachte? —

Drey und dreyßigster Brief.

Recht haben Sie allerdings, wenn Sie mir gestehen, daß Ihnen unser Publikum — das widersprechendste von der Welt zu seyn scheint. — Aber auch nur scheint, mein Freund! Im Grunde ist es wahrhaft gut, und bieder. —

Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, einzelne Karakterzüge meiner Landsleute aufzusammeln, und fand fast allezeit, daß sie vor den Augen des Unpartheiischen ohne Schaamröthe bestehen können. Sie werden aus der Folge meiner Briefe sehen, daß diese Bemerkung nicht bloßes Kompliment war. —

Ob wir einen eigenen Karakter haben? — Freund, daran zweifle ich sehr. Die Menge der Fremden, die bey uns wohnt, oder uns besucht — aus allen Weltgegenden besucht, ist, so wie die Anzahl unsrer Eingebohrnen, die so gern im Auslande einige Jahre herumflattern, zu groß, als daß wir — wie die Spartaner nur unsre Sitten, unsre Denkungsart unvermischt beybehalten sollten. Leider sind die Deutschen — die gelehrigsten Europäischen Affen aller Nationen! — Und wir stehn unter den Deutschen oben an. Jeder

Fremd-

Fremdling darf sicher darauf rechnen, von hundert Schwachköpfen nachgeäffet zu werden, wenn ihn auch Tausend andere belachen sollten. Der Fremde war lange, blos weil er ein Fremder war, für uns ein Mann, der nichts als Schönheiten und kostbare Raritäten mit sich brachte. — Sein Gang, sein Kleid, seine Manieren waren neu; — Empfehlung genug, dies alles schön zu finden, und als Schönheit nachzukünsteln. — So entstund nach und nach ein Mischmasch von Originalität und Kopie! Bey keiner Nation ist man mehr verlegen diese Linie zwischen beyden zu ziehen, als eben bey unsrer.

Indeß ist Güte des Herzens — der originaleste Zug unsrer Einwohner. Freylich ist's mehr Temperamentsgüte, als Güte nach Grundsätzen. Aber ich liebe den Mann ungleich mehr, den schon angebohrne Güte beherrscht, als den, der erst nach Grundsätzen haschen muß, um gütig zu seyn. Der letztere hinkt oft mit seiner Güte hinten nach, wenn der erstere schon lange am Ziele ist!

Ich weiß zwar, daß nicht alle Fremde diesen Karakterzug bey uns wahrnehmen! Wir kommen ihnen zu steif, zu gefühllos vor. Und warum? weil wir nicht alle Augenblicke vor Empfindeley und Seelendrang zu zerfließen scheinen. — Lassen Sie mich dies etwas auseinander setzen. Ihre Landsleute; die

Sach-

Sachsen; weiter hinauf ins Hannövrische, und in diesem Zirkel herum, wo sie ihre Seele mit Sonnenstrahlen speisen, weil sie der Leckerbissen für den Magen weniger haben, — sind es von Jugend auf gewohnt, sobald von der Morgenröthe gesprochen; das Wörtchen Menschenliebe erwähnet; eine Rose, ein Veilchen gepflücket wird, — in emphatisches Entzücken auszubrechen; sind es gewöhnt, über jedes Grashälmchen, jedes Säuseln des Zephirs in Wonne zu zerfliessen; Götterlust im kühlen Mondscheine zu athmen; in kleinen Gesellschaften sich oft halbe Nächte über die Busenschleife irgend eines lieben Mädchens zu begeistern; — überall aber, mit dem stärksten Ausbruche von lautschallenden Worten zu schreyen, das entzückt uns, das ist selge Empfindung glücklicher Seelen! u. s. w. Ich weiß nicht, ob das nicht fast allezeit Affectation ist; mir wenigstens behagten diese luftigen Seelenpickeniks sehr wenig, weil ich nicht Natur darin fand, sondern in jedem dieser Empfindler und Empfindlerinnen zu deutlich lesen konnte, daß sie sich darzu zwangen, weil es Mode ist, feines — rosenfarbenes Gefühl zu haben; weil es zu den Attributen der feinern Welt gehörte, über alles in Freudenthränen zu zerfliessen. — Sagen Sie mir aufrichtig, Freund, was soll ich von dem Herzen, noch mehr von dem Kopfe denken, der schon vor Wehmuth schwindlicht wird, wenn der Sturm nur eine Rose zerknickt; oder sein

Liebchen eine Stecknadel verliert? — Lohnt es sich der Mühe, daß der denkende Kopf sich davon aus seinen Angeln heben läßt? Was wird der Empfindsame thun, wenn er wahres Elend der Menschheit, — irgend einen Unglücklichen im Augenblicke seines Hungertodes, — irgend eine ungerechte Unterdrückung — erblicket? Hat sein Herz wohl noch Kräfte, diesen Anblick auszuhalten? — Wird es nicht vor Schauder zurückbeben? — Und unthätig bleiben? — Zwar nach der Hand mit Thränen im Auge über Menschenelend klagen, — aber doch unthätig bleiben? — Sie sehen, Freund, daß all' dieser Empfindler eigener Karakterzug nur schöne Worte — selten große schöne Handlungen sind. —

Wir empfindeln weniger. Wir gehn hundertmal zur Stunde der Morgenröthe in lachenden Fluren, in Rosenalleen, — und bemerken Rosen und Fluren, und Morgenröthe kaum Einmal. — All' der Zauber, den dieser Talisman in ähnlichen Fällen über Ihre Herzler (verzeihn Sie mir diesen neugebackenen Ausdruck) verbreiten würde, liegt vor uns da, und selten, sehr selten denken wir mehr dabey als: Meiner Seele! das ist halt wirklich recht hübsch. Und damit schlendern wir zum Frühstücke fort, lassen es uns schmecken, fühlen uns aufgeheitert, und denken weiter auch nicht mehr daran, woher wir uns so heiter fühlen. Es

ver-

verhält sich mit dem Vergnügen des Menschen, wie mit der Schönheit. Die Grazien gefallen uns, so lang wir sie im Ganzen vor uns sehen. — Sobald sie aber im anatomischen Saale zergliedert werden, — weg ist das reitzbare Gefühl, das wir sonst über ihrem Anblick hatten. — Eben so geht es auch mit dem Vergnügen. Sobald der moralische Prosecktor uns das genossene Vergnügen anatomirt, — gähnen wir, — es eckelt uns am Ende. Nur Affectation wird es verhindern, daß wir's nicht gestehen.

Wir genießen das Vergnügen; — Sie schwatzen davon. — Wir trinken Wein; Sie besingen ihn. Wir heyrathen unsre schönen Mädchen; Sie — petrarchisiren von ihnen. Wir küssen den Busen, der uns gefällt; Sie machen Sinngedichte auf ihn. — Wir werden mit Vergnügen Väter, Sie moralisiren von diesem Vergnügen. Wir pflücken die Rosen und Veilchen, und Hyacinthen, — Sie mahlen sie u. s. w. Welcher von beyden ist nun der Vernünftigere?

Aber, werden Sie sagen, das ist's eben, was uns an Ihnen misfällt; sie sind blos Sinn. — Sind sie's nicht auch? bey all' der überspannten Empfindeley? — Würden Sie diese Luftvergnügungen wohl so sehr lieben, wenn es Sie nicht vergnügte. Und Vergnügen ohne Sinn, ist, deucht mir — eben so paradox, als Tag ohne Sonne. Wenn nun in dem

 Genuße

Genuße jedes Vergnügens nur Sinnlichkeit zum Grunde liegt, ist's denn nicht besser, die Sache selbst, — als ihr Gemälde zu wählen?

Lachen Sie nicht so hönisch, mein Bester. Misbrauch, Uebergenuß ist in jedem Falle — bey Ihnen und uns — das Erbtheil der Thoren. Und Sie würden sehr unrecht an uns handeln, wenn Sie uns — blos zu Sibariten machten. Wahr ist es, ein Wiener ißt und trinkt mehr, als drey Brandenburger. Aber unser Körper verträgt es; und das, was bey Ihnen Uebergenuß zu seyn scheint, ist's bey uns nicht, — es ist alltägliche Portion. Fragen Sie nur irgend einen Ihrer Bekannten, der sich hier aufgehalten; ob es ihm bey uns nicht eben so wohl behagte, als uns selbst; ob er unsre vollen Schlüsseln, unsre vollen Gläser nicht eben so allerliebst fand, als wir. Gestehn Sie's nur, daß sie allzusamt Ihren Bauch eben so gut pflegen würden, wenn sie's — könnten. Wir können es; warum sollten wir's nicht?

Fast alle Fremde, die aus Deutschland zu uns kommen, beschuldigen uns der Grobheit; und wir fast alle, denen wir Grobiane scheinen — der Windbeuteley. Welcher von beyden hat nun Recht? — Ich glaube wir. — Sie, meine Herren, urtheilen nach unsrer Sprache, und wir nach Ihren Handlungen. Weil wir unsre A, unsre Ei, unsre Au nicht so grammatikalisch

matikalisch rein aussprechen; weil wir keine Verschen aus Dichtern auswendig wissen; weil wir im Basse lachen; weil wir nicht so artig schwätzeln können; weil wir nur ein Kompliment machen, wo Sie sie Dutzendweis herkratzen; weil wir von Freundschaft weniger plaudern; weil wir uns am Mondschein, und Nachtigallengesang, und Grillengeklirr, und Wasserfeten, und Pettermännchen, und dergleichen nicht sättigen; — sind wir Baviane, mit denen kein gescheides Wort zu reden ist. Wenn dies Fehler unsers Karakters sind, — so gesteh ich's, daß wir sie haben; und wir haben solcher Fehler noch mehrere; ohne daß ich meinen Landsleuten deswegen weniger geneigt wäre.

So machen wir zum Beyspiel wenig Umstände, wenn wir in Gesellschaften kommen. Bieder und gutmeynend mit jedem, der da ist, bekümmern wir uns wenig um andre. Jeder überläßt sich dem, was ihm gefällt. Es ist uns gleichviel, ob wir dem Nachbar auf die Zehen treten oder nicht, wir denken kaum darauf, ob's ihm weh gethan haben mag. — Freyheit und Ungezwungenheit ist die Folge dieser Unachtsamkeit.

Der Wiener schwatzt wenig von Freundschaft. Und wenn er das Wort ja nennt, so denkt er sich seine Vettern und Basen dabey. Freundschaftsküsse kennt er nicht, — aber Freundschaftshandlungen. Er verspricht keinem seine Hülfe so geschwind; aber wenn er sie

verspricht, so hält er sie. — Er lacht über den Geck, der jedem seine Freundschaft aufdringt, und Wunder, wer weiß was zu thun glaubt, wenn er nur wacker mit — Herzensfreund, bester Freund u. s. w. herumschwadroniren kann. — Auf den Wiener kann sich sein Freund verlassen; aber auf den letztern? — Ich mag nicht einmal sein Freund heissen. Er denkt sich weniger dabey, als — nichts. —

Der Wiener giebt gern, und giebt viel! Er läßt sich gern im Ueberflusse sehen. Dies erstreckt sich von seinen Bachanalien, bis auf das Almosen. — Ueber das letztere werden Sie wohl stutzen, und doch ist es wahr. Lassen Sie es immer seyn, daß unsre Werke der Güte nicht so stark in die Augen fallen; sie geschehen doch. Unsre Beyträge für das Armuth sind die reichlichsten, die gegeben werden können. Schade nur, daß sie unter Disteln und Dornen — oder auf Steinfelsen fallen. Wahr ist es, diese Beyträge könnten besser vertheilet werden. Aber man muß den Religionsbegriff vorausschicken, und dann wird man uns entschuldigen. Die Messen, Klingebeutel, Opferstöcke, Kerzenweiber auf der einen — Almosen auf heilige Gräber, neue Monstranzen, Altäre, Meßgewänder, Kirchenreparaturen, auf der andern Seite, und endlich die Beyträge, welche den Bettelmönchen fast alle Augenblicke ertheilet werden, machen im Ganzen eine Summe aus, die

erstau-

erstaunend ist. Schlägt man zu diesen noch das dem Armuth wirklich gereichte Almosen hinzu, so muß man gestehen, daß nirgends so viel Almosen gegeben wird, als bey uns. Und es liegt nur an dem richtigen Begriffe des Almosens selbst, daß bey weitem die größere Summe auf Gegenstände verwendet wird, welche sie nicht nöthig haben. — Demohngeachtet läßt sich die Gutmüthigkeit unsers Volks daraus sehr deutlich abnehmen. —

Man hat uns Vorwürfe gemacht, daß wir nicht gesellschaftlich wären. Was man damit eigentlich sagen wollte, weis ich nicht. Gesellschaftlich, dächt ich, wären wir nur zu stark. Aber wenn man die Foderung macht, daß wir gleich beym ersten Anblick eines Unbekannten — enge Vertraulichkeit errichten, daß wir von unserm Sopha aufstehn und an der Hand eines jeden Fremdlings die Stadt durchschlendern sollen, um ihm alle Seltenheiten, alle Unterhaltungen zu zeigen; oder daß wir ihm — wie alten Bekannten unsre Häuser, unsre Tafeln, unsre Unterhaltungen anbieten sollen, — wenn man das fodert, — so fodert man etwas, das wir nie thun werden; und auch Sie nie thun. Zwar Anbieten — ja das werden Sie; aber Sie rechnen darauf, daß man so viele Bescheidenheit haben werde, es nicht anzunehmen. — Wir rechnen auf solche Bescheidenheit nicht; und das ist auch die Ursache, warum wir unsre Gefälligkeiten so wenig anbieten, oder wenn es ja noch geschicht, es mit einer

kalten Einladung thun, und es gern sehn, wenn sie angenommen wird. Wahr ist es, der Fremde genießt das Vergnügen bey Ihnen, daß er glaubt, wohin er kommt, stets in einen Zirkel dienstwilliger Freunde zu kommen. Das zudringliche, das jedem Fremdling zuvoreilende Betragen täuscht jeden, der es sieht. Er erstaunt über die Politesse, womit man ihn bewillkommet, allenthalben einführt, Zerstreuung und Unterhaltung zu machen strebt; und es fällt ihm auf, wenn er zu uns kommt, und dieses alles vermißt. Allein es ist nicht Mangel der Geselligkeit, das uns zu dieser wenigen Zudringlichkeit zu Fremden veranlasset. Wir haben der Bekanntschaften, der Zerstreuungen zu viele, und gerade solche, an denen jeder, er mag aus Ost oder West kommen, ohne alle Umstände, ohne aufgeführt, oder vorgestellt zu werden, Antheil nehmen kann. — Man rechnet darauf, daß der Fremde dies alles selbst aufspüren werde; und man unterhält sich oft Monate lang, ohne daß selbst die Eingebohrnen einander kennen. Man frägt nie: **mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? — wer ist dieser Fremde?** — Mag er seyn, wer er will, er bezahlt, und ist eben, weil er bezahlt, unsers Gleichen. — Bey Ihnen hat der Fremde diesen Vortheil nicht. Fast alle Ihre Unterhaltungen sind in geschlossenen Zirkeln. Der Fremde würde eine elende Figur machen, wenn er — ohne erst wie ein Abgesandter durch des Fürsten Minister

vor=

vorgestellet zu werden, — in Ihre Unterhaltungen sich mengen wollte. — So ungesellschaftlich wir auch scheinen, so viele Vorzüge, und Ungezwungenheit hat doch auch dieses Ungesellschaftliche unsers Umganges an sich. —

Vier und dreyßigster Brief.

Es wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich Ihnen Auszüge aus der Schilderung Wiens mache, die Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher Hofkanzler bey Kaiser Friedrich IV und nachher unter dem Namen Pius II. Papst war, im Jahr 1450 aufsetzte. Sie werden daraus sehen, daß wir sehr wenig Abänderung in unserm Karakter erlitten haben.

„Wien hat eine öffentliche Schule aller freyen Künste. Unlängst hat ihr der Papst auch die Kanzel der Gottesgelahrtheit zugestanden, nemlich 1384, als Herzog Albert III. von Urban VI. auch die theologische Fakultät zugestanden ward. Der Zulauf der Studirenden aus dem benachbarten Ungarn, und oberdeutschen Landen ist stark. Es sind mir besonders zween vortrefliche Männer bekannt, welche auf dieser Katheder Ruhm erworben haben. Der eine ist Heinrich von Hessen, eigentlich Langenstein, der, nachdem er zu Paris die Wissenschaften erlernet, bey Errichtung dieser

Universität hieher gekommen, und zuerst die Theologie gelesen hat. Der zweyte ist Niklas von Dünkelsbühl, aus Schwaben gebürtig, ein wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmter Mann, dessen Reden die Gelehrten noch heut zu Tage mit Vergnügen lesen. Er war Chorherr bey St. Stephan, und 1405 Rektor der hiesigen hohen Schule, die ihn auf die Kirchenversammlung nach Costanz sendete. Gegenwärtig ließt auf dieser Schule über die Theologie Thomas Haselbach, eigentlich Thomas von Ebendorfer, welcher 1431 von der hiesigen Universität auf den Kirchenrath nach Basel abgeordnet wurde; — Ich würde die Gelehrsamkeit dieses Mannes selbst loben, wenn ich nicht wäre berichtet worden, daß er 21 Jahre mit Erklärung des ersten Kapitels des Propheten Jesaias zugebracht habe, ohne es zu vollenden. — Einer der größten Fehler dieser hohen Schule ist, daß man allzuviel Mühe auf die Dialektik wendet, und einer Wissenschaft von geringem Nutzen so lange Zeit widmet. Diejenigen, welche zur Würde eines Magisters der Wissenschaften gelangen wollen, werden besonders in der Dialektik geprüfet; hingegen vernachlässiget man die Musik u. s. w. — Ihr ganzer Fleiß läuft auf Auszüge und eitle Grübeleyen hinaus, ohne auf das Wahre und Gründliche zu sehen. Man wird kaum Jemanden finden, welcher die Bücher des Aristoteles und andrer Welt-

weisen

weisen besitzet. Meistens bedient man sich der Scholiasten und Glossarien derselben. Die Studenten legen sich insgemein aufs Wolleben, und sind dem Fraß und der Völlerey sehr ergeben. Daher geschieht es, daß wenig Gelehrte in dieser Schule gezogen werden. Niemand hält die Lehrlinge im Zaume, sie schwärmen Tag und Nacht herum, und richten den Bürgern hundert verdrüßliche Streiche an; da überdieses die freye Lebensart des schönen Geschlechts, ihren Geist und Fleiß zerstöret."

Diese letztern Beschuldigungen der Wiener Studenten scheinen mir itzt mehr auf die Universitätsbursche in Halle, Jena, Leipzig, Göttingen, Marburg und übrige protestantische Universitäten zu passen. Doch weiter im Auszuge.

„Von dem Weine, welcher einzeln und im kleinen ausgeschenket wird, kömmt der zehnte Pfennig dem Fürsten zu gute, und dieses trägt der landesfürstlichen Kammer 12000 Goldstücke ein. Die übrigen Abgaben sind gering."

Ich muß über diese Stelle eine Bemerkung machen. Man sieht, daß die Tranksteuer schon unter Kaiser Friedrich dem IV. eingeführet war. Das Geißlerische Projekt war also kein neues, sondern nur das alte modernisirt. Ich wünschte zu wissen, ob in diesen Zeiten auch eine besondre Stelle über die Tranksteuer errichtet war?

Im

Im Preußischen wenigstens existirt diese Steuer — ohne den Namen zu führen, auch; aber die Herrn von der Accise müssen die Geschäfte zugleich mit besorgen, ohne daß besondre Tranksteuerbediente errichtet würden. Freylich läuft es da nicht ohne manche Bevortheilungen des Königs ab. Aber erstlich — der geringste Beweis einer auch noch so kleinen Defraudirung — schickt den Schuldigen ohne Rücksicht auf seine funfzehn Ahnen, oder seine Hofonkeln u. d. gl. zuversichtlich auf die Festung; und zweytens denkt sich der König: allem Betruge kann ich nie ganz vorbeugen. Es ist also besser ich lasse mich um $\frac{1}{10}$ von einer Million betrügen, als daß ich, um dieses $\frac{1}{10}$ zu ersparen, $\frac{3}{10}$ Unkosten auf Besoldungen, neue Buchhalter, neue Aufseher, und solche Leute verwende. Ich profitire also allemal $\frac{2}{10}$ bey der Sache. — Ob der König so unschicklich räsonnirt, als es vielleicht manchem scheinen möchte, zweifle ich. Mir wenigstens bleibt es noch immer sehr unbegreiflich, wozu das, ungeheure Summen fodernde, Personale der Tranksteuer nöthig ist. Ich weis zwar, daß diese Herrn die Hände vollauf zu thun haben. Allein eben dieses beweiset, daß die Manipulation dieses Geschäftes mehr künstlich als — nützlich eingerichtet ist; so wie es leider bey den meisten Rechnungsgeschäften unsrer öffentlichen Stellen so viele unnöthige Kleinfügigkeiten giebt. Es ist ausgemacht, daß alle diese Stellen mehr als die Hälfte der Revenüen kosten, um

zuver-

zuverläßig zu seyn, daß man nicht um ein Zehntheil der Revenüen bevortheilet werde. Lohnt es sich wohl der Mühe zehn Gulden von zwanzig daran zu wenden, damit mein Diener mich nicht um zween betrüge? —

Aber wird man mir sagen, bey der Tranksteuer ist die Menge des Personale nothwendig. — Nothwendig? Warum? — Weil wir Weinbau haben? — Gut! Ich antworte darauf, daß es eben nicht gar zu schicklich ist, daß der Weinbauer das bezahlen soll, was er genießet. — Lasse man den sibaritischen Städter bezahlen; das scheint mir zweckmäßiger, und dem Landvolke nicht so drückend zu seyn. Wenn nun der Bauer vom Selbstgenuß seines Weines befreyet ist, zu was ists nöthig — das wegen des Bauers aufgestellte Tranksteuerpersonale zu besolden? Was in Dörfern von öffentlichen Gastwirthen ausgeschenket wird, ist eine Kleinigkeit; und diese kann nach einem durch zehn Jahre berechneten Durchschnitt des Weinausschanks mit einer mäßigen bestimmten Tranksteuerauflage auf einmal erhoben, und von 5 zu 5 Jahren durch die Herrschaften von neuem reguliret werden. Man glaube nicht, daß der Unterschleif zu stark seyn wird. — In allen Marktflecken, in den kleinern und größern Städten, können die Thorschreiber, Mauthbediente, und dergleichen dieses Amt ganz gemächlich versehen. Aber auch so pünktlich, so zuverläßig? — Ich zweifle nicht. Man gebe diesen Leuten gedruckte

Ein-

Einfuhrzettel, die jeder, welcher Wein einführt am Thore nach der Anzahl der Eimer ablösen muß; — jeder Käufer werde verpflichtet den gekauften Wein anzuzeigen, wo er wieder seinen Zettel erhält; der Einführende soll ebenfalls, wenn er seinen Wein verkauft oder abgeliefert hat, einen Gegenschein abholen. Der Thorschreiber hat ein gedrucktes Protokoll, worein er den eingeführten Wein, den Abkäufer desselben, und endlich das monatliche Konsumo einträgt. — Durch ein Beyspiel wird dies deutlicher. Hanns führt 30 Eimer nach Wienerisch Neustadt. Am Thor oder Schlagbaume, wo es immer ist, sagt er 30 Eimer an, er empfängt seinen Zettel unter der Einfuhr Nummer mit dem Quantum des einzuführenden Weines. Es heißt also ohngefähr. Paßierzettel No. 3698 auf 30 Eimer Wein Wienerisch Neustadt Oberthor den 4ten Octob. 1782. — Hanns liefert den Wein an den Gastwirth Peter, der Nr. 12 logirt; er holt sodann den Gegenschein ab; der lautet: Gegenschein von Nro. 3698 auf 30 Eimer Wein an Peter Gastwirth in Nro. 12. Wienerisch Neustadt Oberthor den 4ten Octob. 1782. Auch Peter zeigt den Weinkauf an, worauf er seinen Anzeigezettel erhält, — der ohngefähr so stylisirt seyn kann: Anzeigezettel von Nro. 3698 auf 30 Eimer Wein gekauft von Peter Gastwirth in Nro. 12. u. s. w. Der Thorschreiber hat nun auch sein Einfuhrprotokoll,

koll, und sein Konsumoprotokoll. Das Einfuhrprotokoll hat nur diese Rubriken: Nro. des Paßierzettel. Tag, Monat, Jahr, Anzahl der Eimer. Gegenüber die Gegenscheine, mit den Rubriken; Nro. des Gegenscheines, Tag, Monat, Jahr, Käufer, Hauß Nro. — Das Konsumoprotokoll hat wieder auf der einen Seite die Anzeigezettel mit den Rubriken, Nro. des Anzeigezettels, Tag, Monat, Jahr, Käufer, Hausnummer, — gegenüber monatlicher Konsumo — mit den Rubriken, — Haus Nro. Namen des Weininnhabers, Weinquantum des vorigen Monats, — monatlicher Ankauf, ganze Summe, Konsumo. Verbleibt. Ich zweifle nicht, daß dies Geschäft auf diese Art von jedem sehr leicht betrieben werden könnte, ohne daß man eben nöthig hätte besondere Beamte deshalb anzustellen. — Doch, wo gerathe ich hin. Schwatze Ihnen von der Tranksteuer und deren Manipulation so vieles vor. Was kümmert Sie solcher Tand! Auch bin ich weit entfernet, der Reformator eines Projectes zu werden, das bis itzt wenigstens — noch immer von den wenigsten Manipulanten ganz eingesehen wird, weil es zu künstlich, zu labyrinthartig angeleget ist. Aber meine Frage kann ich nicht unterdrücken: war es denn nöthig, daß man ein neues Personale deshalb errichtete; deshalb die alten Diener abschafte, und die Halbscheid der Revenüen — auf

Besol-

Besoldungen dabey verwendet? Mag darauf antworten wer da will, ich nicht.

Unser Papst Pius II. fährt fort: „Das Weinschenken gereichet Niemanden zur Unehre. Daher halten die meisten Bürger öffentliche Schenkhäuser, warme Stuben, und gute Küchen; wozu sie noch bedungene Säufer und freche Dirnen einladen; und damit sie tapfer trinken, geben sie ihnen was warmes umsonst. Doch suchen sie sich wegen solcher Freygebigkeit durch ein kleineres Maas schadlos zu halten. Der gemeine Mann ist dem Schmausen sehr ergeben; er verschwendet am Feyertage alles, was er die ganze Woche durch Arbeit verdienet hat. Daher ist der Pöbel sehr unreinlich und übel gekleidet. Die Anzahl berüchtigter Schönen ist sehr gros. Selten ist eine mit einem Manne zufrieden. Der Adel, wenn er die Bürger besuchet, unterhält sich im Geheim mit ihren Weibern; da muß nun der Mann, nachdem er dem edlen Gaste einen Trunk geholet und aufgesetzet hat, seinen Platz dem Edelmanne überlassen, und davon gehen. —

„Die meisten Töchter wählen sich Männer, ohne Wissen ihrer Aeltern. Die Wittwen schreiten nach Belieben auch währender Trauer zur neuen Ehe. Man findet wenig Leute hier, deren Voraltern Oesterreicher waren. — Abgelebte Kaufleute nehmen öfters junge Mädchen zur Ehe, und verlassen sie bald im Wittwen-

stande;

stande; diese hingegen suchen sich kurz darauf unter den Hausbedienten einen jungen Mann aus, welchen sie etwan schon bey Lebzeiten des alten Mannes ihres Vertrauens gewürdiget; auf diese Weise wird oft derjenige heute reich, der gestern ein Bettler war; und im Gegentheile trägt es sich oft zu, daß diese neuen Ehemänner, nach dem Absterben ihrer reichen Frauen, sich wieder mit einer andern verbinden. Folglich wandern die Erbschaften aus einer Hand in die andre, daß der Sohn selten zu dem Gute des Vaters gelanget; denn die Wiener haben ein Gesetz unter sich, vermöge dessen der überlebende Ehegatte den halben Theil der ganzen Verlassenschaft bekömmt.

Der letzte Willen jedes Bürgers ist allerdings frey und ungebunden, so, daß er mit Hintansetzung seiner Kinder und Befreundten die Frau zur Erbin einsetzen kann. Deswegen ist auch die Anzahl derjenigen sehr groß, die es durch Schmeicheleyen dahin bringen, daß sie von alten Leuten zu Erben benennet werden."

So weit der Auszug aus dem Papste Pius II. Wundern muß ich mich allerdings, wo dieser fromme Papst — manche Sächelchen kennen gelernet hat? — Ob vom Hörensagen, oder aus Erfahrung? — Indeß lassen Sie mich noch einen Blick auf die Stelle zurückwerfen, wo er uns berichtet, daß der zehnte Pfennig vom konsumirten Weine jährlich 12000

Goldstücke eintrug. — Die alten ungarischen Goldgülden betrugen 1 fl. 15 kr. Nach einer genauen Berechnung weist sich's also, daß jährlich gegen Fünf mal hundert zwey und sechzig tausend und fünf hundert Eimer Wein ausgetrunken wurden. Es waren damals nur 50000 Einwohner; ziehe man davon $\frac{1}{3}$ Kinder und Kranke ab, welche nicht Wein trinken konnten, so soff der einzelne Wiener jährlich gegen 17 Eimer Wein!!!!

Ueberhaupt steigt die Summe der Nahrungsmittel in Wien ausserordentlich hoch. Zwischen den Jahren 1727 und 1728 wurden jährlich gebraucht

30034 Rinder.
66108 Kälber.
183655 Schaafe und Lämmer.
34452 Schweine und Frischlinge.
16325 Spanfärkel.

955386 Eimer inländischen Wein.
32346 Eimer ausländischen Wein.
116944 Eimer Bier.

Datt heett emal slampampt! Setzen Sie, daß ein Ochs 5 Zentner, ein Kalb 1 Zentner, ein Schaaf 50 Pfund, ein Schwein 150 Pfund, und jedes Spanfärkel 10 Pfund gewogen habe, so betrug das Gewicht des Fleisches 361,416 Zentner, welche von 100000 Fleisch

esser

essern des Jahrs rein aufgezehret wurden. Rechnet man noch die fast unglaubliche Menge von Flügelwerk darzu, und schlägt man ohngefähr 154 Tage als Fasttage ab, wo dazumal kein Fleisch gegessen wurde, so verdaute jeder Magen täglich seine 2 Pfund Fleisch, ohne die Hüner, Kapaunen, Gänse, Enten, Rebhüner, Fasanen, und das übrige Wildpret mit in Anschlag zu bringen. Wahrlich, datt heett emal slampampt! — Ach, hör ich da manche seufzen, damals waren noch gute Zeiten! Ja, ja, das waren sie! Volle Schüsseln, volle Gläser, und volle Bäuche, — ist's ein Wunder, daß es so viele leere Köpfe gab? —

Fünf und dreyßigster Brief.

Wer Papst Pius II. war? fragen Sie mich. — Ein sehr wichtiges Theorem, durch welches sich die Bemerkung bestätiget, die ich in irgend einem meiner vorigen Briefe von Pius VI. und allen Päpsten überhaupt machte, daß sie nemlich — anders als Privatmann, und anders als Papst denken und handeln müssen.

Pius II. wurd den 19ten August 1458 unter Kaiser Friedrich III. Papst. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und sein Eifer wider den Verfall der Kirchenzucht damaliger Zeiten war so bekannt, daß Aeneas Sylvius Picolomini — da ihn der Kardinal Capranica als

Secretair nach Basel mitnahm, wegen seiner Geschicklichkeit zum Secretair des allda versammelten Konciliums ernannt wurde. Er behauptete die Superiorität der allgemeinen Kirchenversammlungen über die Päpste auf das lebhafteste. Allein Aeneas Sylvius wußte den Mantel nach allen Winden zu drehen. Kaum hatte ihn Kaiser Friedrich III. an seinen Hof genommen, so ward er das Echo des Kaisers; er wurd' neutral, weil es der Kaiser ward; er trat selbst wider das Koncilium zu Basel und den Felix auf, und unterstützte Eugenium, wider welchen er als Secretair des Konciliums schrieb, — sobald er merkte daß es der Kaiser gern sah; ja er bat den Papst sogar um Gnade und Verzeihung, als ihn der Kaiser mit Unterhandlungen nach Rom schickte. Durch diese wetterlaunische Geschmeidigkeit brachte es Aeneas Sylvius dahin, daß er vom Papst Eugenius das erledigte Bißthum zu Triest, nachher das Bißthum zu Siena, und endlich von Calixtus die Kardinalswürde erhielt, welchem er auf dem päpstlichen Stuhle selbst nachfolgte.

Ich will mich mit den Anstalten dieses Papstes, die er wider die Türken theils selbst unternahm, theils durch seine Vermittelungen bey den weltlichen Höfen zu erreichen sich bestrebte, nicht weiter aufhalten. Mir sind einige seiner Bullen wichtiger. Man wird daraus sehen, daß Aeneas Sylvius, so viele Gründlichkeit und Geleh-

lehrsamkeit auch seine Schriften haben, so durchdacht sie auch waren, doch aus Interesse als Papst ganz anders zu denken gezwungen war. —

Den 18ten Jenner 1460 rückte **Pius II.** auf einmal mit der Bulle wider den Satz der Superiorität der Koncilien über die Päpste hervor. Es ist nicht möglich, daß jemand mit mehrerm Eifer, mit größerer Gelehrsamkeit in damaligen Zeiten diesen Satz vertheidigen konnte, als es Sylvius Aeneas — vormals selbsten that. Aber der Papst mußte anders sprechen, wenn er auch gleich nicht anders dachte. — „Ein verdammenswürdiger „und in vorigen Zeiten unerhörter Misbrauch hat sich „neuerlich eingeschlichen (spricht er zu Anfang dieser „Bulle) und ist von einigen aus einem Geiste der Re„bellion und in der Absicht begünstiget worden, um der „durch ihre Verbrechen verschuldeten Strafe auszuwei„chen; ich meyne den Misbrauch, von dem römischen „Bischoffe, als dem Statthalter Christi auf Erden, dem „gleichwohl in der Person Petri gesaget worden; weide „meine Schaafe; was du auf Erden binden wirst: u. „s. w. — an ein künftiges Koncilium zu appelliren. — „Dadurch wird die Kirchenzucht unter die Füsse getreten, „die Hierarchie umgestossen, und alles in Unordnung „und Verwirrung gebracht.“ Nach diesem Eingange verdammt er alle diejenigen, welche vom Papst an das Koncilium zu appelliren sich unterstehen würden. Allein

 bedachte

bedachte auch Pius II. daß diese Bulle geradesweges wider die eigentliche alte Kirchenzucht streite? Vergaß er, daß er — allein ohnmöglich izt als Papst die Sache besser einsehen könne, als er sie — an der Spitze so vieler der gelehrtesten, frömmsten Kirchenhäupter zu Basel eingesehen hatte? Sollen wir ihm als Papst izt mehr glauben, da er vorher gerade das Gegentheil bewies, und, — wie er selbst gesteht, — vermuthlich nur aus einem Geiste der Rebellion, und in der Absicht, um der durch Verbrechen verschuldeten Strafe auszuweichen? Ist dieser Hockus-Pockus Streich des Papsts nicht ein unläugbarer Beweis, daß er den Mantel nach allen Winden zu drehen wußte? So lange Vernunft und Wahrheit sein Glück machen konnten, so lange war er ihr Vertreter. Sobald Sophismen und Kabulistereyen sein Interesse beförderten, zog er wider Wahrheit und Vernunft zu Felde! — Wahrlich keine grosse Erbauung für uns Laien!

Schon König Karl VII. in Frankreich antwortete ihm, als er die vom heiligen Ludwig errichtete Pragmatische Sanktion aufzuheben suchte: daß diese Sanktion aus den eigenen Decreten des Konciliums zu Basel bestehe, welche er (Papst) selbst gebilliget, geschrieben, und als Secretair dieser großen Versammlung vielleicht selbst an die Hand gegeben habe.

Diese

Diese, und mehrere ähnliche Antworten bewogen ihn, endlich den 26sten April 1463 die bekannte Wiederrufungsbulle auszufertigen. Es ist der Mühe werth, eine Stelle davon her zu setzen. „Wir sind ein Mensch, „und haben als Mensch geirret. Wir läugnen nicht, „daß vieles von dem, was wir gesagt, oder geschrieben „haben, verwerflich sey. Wir haben aus Verführung „wie Paulus gesündiget, und aus Unwissenheit die Kir„che Gottes verfolgt. Wir folgen aber dem Beyspiele „des heiligen Augustinus, der die in seinen Werken ihm „entwischten irrigen Meynungen wiederrufen hat. Wir „thun eben das, und bekennen offenherzig unsre Unwis„senheit, aus Furcht, daß das, was wir in unserer Ju„gend geschrieben haben, zu irgend einem Irrthume, „der mit der Zeit dem heiligen Stuhle nachtheilig „werden könnte, Gelegenheit geben möchte. Denn „wenn es irgend jemandes Pflicht ist, die Würde und „den Glanz des ersten Thrones in der Kirche zu verthei„digen und aufrecht zu erhalten, so ist es die unsrige „vornehmlich, da uns der barmherzige Gott aus lauter „Gnade, ohne unser Verdienst zu der Würde eines „Statthalters Jesu Christi erhoben hat. Aus diesen „Gründen ermahnen wir euch in dem Herrn, denen „Schriften keinen Glauben beyzumessen, welche die Au„torität des apostolischen Stuhls im geringsten verletzen „und Meynungen in sich enthalten, die die heilige römi-

„sche Kirche nicht annimmt. Wenn ihr also entweder
„in unsern Gesprächen, oder in unsern Briefen, oder in
„andern unsern Schriften irgend etwas der Lehre der
„Kirche widersprechendes findet, so verachtet diese Mey-
„nungen, verwerfet sie, folgt dem, was wir izt sagen,
„und glaubt mir izt, da ich alt bin, mehr, als damals,
„da ich jung war. Achtet den obersten Bischoff höher,
„als eine Privatperson. Verwerfet den Aeneas Syl-
„vius, nehmet Pium II. an."

Man sieht leicht, daß nur das päpstliche Interesse diesen Wiederruf hervor brachte. — Wahr ist's, Pius II. war nur erst 26 Jahre alt, als er auf das Koncilium nach Basel kam. Er war den 18ten October 1405 gebohren, und das Koncilium fing den 23sten Julii 1431 in Basel an. Allein beweist dies, daß seine damaligen Lehrsätze falsch waren? Waren sie nicht vielmehr die Lehrsätze der auf dem Koncilium versammelten Väter? — Doch wir wollen ihm Schritt vor Schritt in dieser Stelle folgen. —

„Wir läugnen nicht, daß vieles, was wir geschrieben, verwerflich sey." Wir läugnen dies auch nicht. Wer ist ganz ohne Fehler? Und wie viel schrieb Aeneas Sylvius nicht! Die Sammlung seiner Werke, die in Helmstädt 1700 in Folio heraus kam, ist sehr beträchtlich; noch mehr aber der Inhalt derselben selbst; denn schwerlich wird man einen Papst finden, der meh-

rere

rere Gegenstände abgehandelt habe, als er. Wharton, Fabricius und Baumgarten geben ausführliche Nachrichten davon. Komisch läßt es übrigens allemal, wenn man sieht, daß der Verfasser der Commentariorum de gestis Concilii Basileensis libri duo, auch der Verfasser des Buches von bösen Weibern ist. — Unter einem solchen Wirrwarr kann ja manches verwerflich seyn. —

„Wir bekennen offenherzig — — nachtheilig werden könnte.“ — Offenherzig in der That. Denn wer sieht nicht, daß blos die Furcht, der päpstliche Stuhl — nicht die Religion selbst, — möchte Schaden leiden, ihm diesen Wiederruf eingab.

„Aus diesen Gründen ermahnen wir euch — die heilige römische Kirche nicht annimmt.“ Kann man ihm nicht seine eigenen Grundsätze entgegen halten? Man sieht, wie schwach auch die vernünftigsten werden, wenn sie der zeitlichen Vortheile wegen ihre eigene Meynung abschwören. — Aber auch wir können ganz getrost diesem Winke folgen. Wir wollen das verwerfen, was die Kirche nicht annimmt. Allein die Kirche hat jederzeit gerade das angenommen, was Sylvius und die Kirchenversammlung lehrte, hingegen das verworfen, ja in der 33sten Seßion am 16ten May 1439 diejenigen durch die Väter des Konciliums für Ketzer erklärt, die jene Grundsätze vertheidigen würden, welche



Pius II. nachher durch diesen Wiederruf und seine Bulle Execrabilis — zu vertheidigen sich die Freyheit nahm; wir wollen also seiner Ermahnung folgen, und lieber seinem Wiederrufe keinen Glauben beymessen, als die Lehre der alten Kirchenzucht verläugnen.

„Verwerfet den Aeneas Sylvius, nehmt Pium II. an.“ Entweder hat Sylvius die Wahrheit geschrieben, oder nicht. Hat er sie wirklich geschrieben, — warum sollen wir ihn verwerfen? Hat er aber das Gegentheil gethan, — gut, so entsteht die Frage, warum log er? Aus Unwissenheit? Aus Privatinteresse? Aus Ehrgeitz? — Wer verbürgt sich nun aber, daß er izt weniger Ehrgeitz, weniger Privatinteresse, mehr Einsicht erlanget habe? u. s. w. Das Alter ist kein Beweis der größern Kenntniß bey einem Manne, der in seinen besten Jahren schon wie Aeneas Sylvius eine so ausgebreitete Kenntniß besaß. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit, welche die Nationen und die berühmtesten Universitäten zu dem Koncilium nach Basel abschickten, und die Kirchenväter selbst, gaben ihm das unverfälschte Zeugniß, daß er zu den Einsichtsvollesten der ganzen Versammlung gehörte. — Es kann also ohnmöglich Unwissenheit seyn, warum er damals so sprach, anders sprach, als in seinem Wiederrufe! Aber er sagt selbst, daß es Unwahrheiten, Lügen gewesen wären. Dies auf gut Glück auch zugestanden, so frage ich nur, ob dem Manne

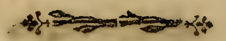
wohl

wohl in seinem acht und funfzigsten Jahre zu trauen ist, der bis in sein sieben und funfzigstes gelogen hätte? —

Pius II. giebt Ihnen also einen neuen Beweis, daß der würdigste Mann, sobald er als Papst sprechen muß, sein Herz, und sein besseres Wissen verläugnen muß.

Sechs und dreyßigster Brief.

Ob mir Wien oder Berlin besser gefalle, wollen Sie wissen? Aufrichtig zu seyn, mein Bester, so gefällt mir Berlin besser; aber Wien ist prächtiger. Nur verstehn Sie mich recht. Berlin fällt allerdings schön in die Augen; es gleicht einer halbbegüterten Leonischen Dame, die auf der Redoute mit falschem, aber schön gefaßten, mit Geschmack, mit sorgfältiger Kenntniß ihrer eigenen Reitze vertheiltem Schmucke erscheinet; die das unbedeutendste Bändchen, durch ein geschmackvolles Arrangement zu beleben, bezaubernd zu machen, ihre Naturfehler durch Schminke, durch Künsteleyen des Schneiders und ihrer Kammerzofe zu verbergen, und jeden Reitz, wär' es auch nur die Spitze ihres kleinen Fingers dem Auge des Lüsternen mit Vortheil zu zeigen weiß. — Wien hingegen gleicht dem Harpagon, der den ächten Schmuck seiner Ururältermutter karg zu verwahren sucht; — gleicht einer Handvoll kostbarer Brillan-



lianten, die zwar ihren innern Werth haben, aber so hingeworfen, ohne Fassung, ohne Ordnung, — bey weitem den Eindruck auf den Nichtkenner nicht machen, den jeder andre falsche Schmuck hervorbringt, der nach der neuesten Façon gefasset ist. Wollt ich satyrisch seyn, so würd ich Berlin mit einer Theaterprinzeßin vergleichen, die hübsch coeffirt, geschminkt, und mit Flinterln und Brillianten von Spiegelglas gar weidlichen Staat macht; hingegen würde dann Wien einem Londner Lord gleichen, bey dem man zwar kein Gold auf dem Rocke, aber dafür destomehr in seiner Börse fände.

Doch, ohne Hieroglyphen von der Sache gesprochen! Berlin fällt gut in die Augen; aber architektonisch schön ist es nicht. Es ist nicht genug, daß die Häuser nach der Schnure gezogen, die Gassen breit, und die Gebäude mit schönen Zierrathen verbrämt sind; — der Kenner fordert von ihnen auch noch Dauerhaftigkeit, Stärke, Bequemlichkeit des Gelasses, und die beste Benutzung des Raumes. — Alles dieses sind wesentliche Mängel ihrer schönsten Gebäude. Kaum ein oder zwo Klaftern Grund — da doch der ganze Boden nur Sanderde ist; — von Holz aufgeführet, und dann nur mit Backsteinen ausgefüllet; ohngeachtet der grossen Zimmer und deren Menge, selten so geordnet, daß die Familie, ohne unnöthigen Raum einzunehmen, doch bequem wohnen könnte; und endlich Verschwendung des

Rau-

Raumes selbst, weil der Architeckt bey seinem Baue nicht den größten möglichen Nutzen, sondern nur seine Laune zu Rathe zieht; — solche Gebäude sind wahrlich nicht Modelle, welche der Künstler studiren soll. Die Folgen Ihrer Bauart sind sehr sichtbar. Die Einwohner sind gezwungen, große, ihre Revenüen übersteigende Quartiere zu miethen, weil fast kein Baumeister darauf sieht, auch in einen engern Raum Bequemlichkeit hineinzubringen. Leute vom Mittelstande müssen sich in die abgelegensten Strassen einmiethen, und alle Beschwerlichkeiten ertragen, welche mit den alten gothischen Gebäuden verknüpfet sind. Selbst Ihre neuen Häuser haben ausser der Vorderseite selten etwas Anziehendes. Eine schöne kolonnirte Fronte lockt mich in das Innere des Hauses! Ich erschrecke, wenn ich hineinkomme. Eine hölzerne Treppe, die mit jedem Schritte knarrt, verkündiget zuerst die wenige Einsicht des Baumeisters; — der Hof, — von dem oft den Einsturz drohenden Hintertheile des alten Gebäudes scheucht mich zurück, und ich glaube in einem Feenpallaste gewesen zu seyn, in welchem man mich durch beyde Extremen der Schönheit und des Häßlichen täuschen wollte.

Zum Beweise, daß Ihre Architekten keine Baumeister, sondern blosse Zeichner sind, können fast alle neuen Gebäude dienen. Ich wette darauf, in funfzig Jahren sind die meisten wieder baufällig. Die Magdeburger

neue

neue Kirche stürzte ein, sie hatte kaum einige Jahre gestanden; so viele Häuser bersten schon itzt, und sind kaum noch recht ausgetrocknet. Ein wahrer Abderitenstreich war auch der eine Thurmbau auf dem Gensdarmenplatze. Der Plunder stürzte zusammen, noch eh er zur Hälfte fertig war. Was soll man bey solchen Auftritten von Ihren Baumeistern denken. Viel Worte und Wind, aber wenig Praxis! Ihr stolzen Herrn, die ihr auf uns mit einer so spanischen Mine herabseht, — laßt euchs belehren: solche Dummheiten werden doch bey uns nie begangen. —

Ich begreife um so weniger, warum bey Ihnen nicht eben so maßiv gebauet wird, als bey uns, da der König selbst bauen läßt. Freylich liefert er den Plan zur Fronte selbst; — aber hindert dies den Baumeister, alles das zur Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit der Gebäude nachzuholen, was der König in seiner Laune vergessen hat? Einen Berliner Baumeister möcht ich in Wien sehen. Was er wohl herstellen würde, wenn er einen Raum von zehn Klaftern in der Länge und sechs in der Breite erhielte, und geräumige Wohnungen für zwanzig Familien hineinbringen sollte? Wie der hochweise Theoretiker dastehn, und: Holl mik der Tübel, dat weß ik nichen! ausrufen würde.

Die Leipziger Straße, unter den Linden, ein Theil der Willhelmsstraße, und einige Gebäude auf dem Haagischen

gischen und Gensdarmenplatze ausgenommen, sind alle Ihre neuen Häuser, noch unbedeutender als unsre neuen Vorstadthäußerchen an der Wien, oder im Lerchenfelde. Alles, was diese Hütten auffallend macht, ist, daß sie gerade in langen Straßen dastehn, und ein weites Perspektiv eröfnen. — Ich kann Sie versichern, Freund, in ganz Berlin ist nicht Ein Gebäude, welches den schönen und großen Gebäuden unsrer Stadt gleich käme. Zu bedauern ist es nur, daß sie in Gassen sind, wo man sie nicht von der Ferne schon übersehen kann. Oft in einer Gasse die kaum vier Klafter breit ist, stehen Häuser, die 30 Klafter hoch sind. Wie soll man sie da übersehen können? Wenn unsre großen schönen Gebäude zusammengereihet, und nach der Schnur in geraume breite Gassen vertheilet werden könnten, ich versichre Sie, jeder Fremder würde über die Kolossen von architektonischer Pracht erstaunen. — Aber wie gesagt, — in ihrer itzigen Stellung bemerkt man sie nicht! — Auch wird Wien nie zu dieser äussern Eleganz gelangen. Es ist bey uns nicht so leicht, wie bey Ihnen, alte Gebäude niederzureißen, und neue dafür hinzubauen. Der König läßt für 300000 Thaler jährlich wenigstens funfzehn Häuser niederreißen, und neu wieder aufbauen. Bey uns würde diese Summe kaum zu vier ansehnlichen, ich will noch nicht sagen, prächtigen Häusern hinreichen, und vielleicht mehr als ein Jahr nöthig seyn, um den alten

Steinhaufen bey Seite zu schaffen, ehe man auf den neuen Plan nur den Gedanken wagen dürfte. —

Aber lassen Sie mich hier eine Frage aufwerfen, die sich mir bey dieser Gelegenheit darbietet, nehmlich: **Nützt es dem Fürsten, wenn er bauen läßt?** Ich weis, diese Frage wäre überflüßig, wenn das System aller Politiker geläutert wäre. Allein da es in den heutigen Tagen doch noch immer Männer giebt, welche die volle Chatulle des Fürsten für seinen Schatz ansehen, so möchte diese Frage eben nicht überflüßig seyn.

Nur machiavellische Grundsätze können uns wähnen machen, je weniger der Unterthan habe, desto geschmeidiger sey er. Der Unglückliche, der wenig hat, hat wenig zu verlieren; er wagt also auch bey jeder Meuterey wenig; denn er hat nichts. — Der reichere Unterthan hat hundert Bewegungsgründe vor sich, seinen Staat zu lieben, in welchem es ihm so glücklich geht. — Die Geschichte beweiset, daß bey allen Aufruhren meistens der Pöbel, der nichts hatte, der fürchterlichste war. — Also nicht blos die Chatulle des Fürsten, auch der Reichthum seiner Unterthanen — ist des Fürsten Reichthum. — Nur muß man den Reichthum des Unterthans nicht in seinen Kapitalien, sondern vorzüglich in seiner Arbeitsamkeit, und in **der Gelegenheit**, seiner Arbeitsamkeit immer neuen Stoff zu geben, aufsuchen. Der Bürger, der 30000 Gulden Kapital

besitzt, genießt 1200 Gulden Interessen; der Bürger, der mit seinen Händen die Woche 25 Gulden zu erwerben im Stande ist, genießt eben so viel, wenn er auch keine Kapitalien hat. Der Fürst also, der seine Unterthanen auf diese Art reich machen will, muß ihnen Arbeit verschaffen. — Wenn er auch wirklich das Geld aus seinem Schatze darzu verstreckt, es schadet ihm nichts! Nach dem Fusse der Kontributionen erhält er es in einigen Jahren wieder zurück.

Setzen Sie, der Fürst läßt jährlich vor 300000 Thaler bauen, und schenkt die Häuser an seine Unterthanen. Hiedurch verschönert er die Stadt, setzt den, der dies Gebäude anstatt des alten erhält in bessere Umstände, und ernährt eine große Menge Arbeiter, die ohne diesen Bau sonst nichts verdienet hätten. Schon diese drey Vortheile sind für ihn wichtig. Aber er zieht noch einen vierten, der wirklich für seine Chatulle wesentlicher ist. — Diese 300000 Thaler, damit wir bey der Summe bleiben, wären entweder auf nöthige Fälle in seinem Schatze aufbehalten gewesen, sie hätten also todt da gelegen; oder sie wären an die Unterthanen für die landesüblichen Interessen ausgeliehen worden; oder er hätte sie endlich zur Handlung, zu Manufakturen, Fabriken, und andern öffentlichen Anstalten verwendet, welche ihm grössern Nutzen abwerfen. Der letzte Fall ist dem Fürsten nur da zu empfehlen, wo er als der reich-

ste Bürger seines Staats zuerst Versuche damit machen, und durch sein Beyspiel die übrigen zu gleichen Spekulationen aufmuntern soll. Die Handlungszweige in der Hand des Fürsten bleiben, wenn die ersten Hindernisse bey Seite geräumet worden, — Monbpolien. Und man weis, Monopolien sind wider die Grundsätze der reinern Politik.

Das Geld des Fürsten auf Zinsen hinausgelehnt, ist zwar allemal Beyhülfe für den Unterthan, aber nicht in jedem Falle anzurathen.

Todt aber dieses Geld als Schatz liegen zu lassen, streitet ganz wider die Grandsätze einer weisern Staatsökonomie, und ist ihr höchst schädlich.

Aber warum schädlich? — Weil es weder dem Fürsten noch dem Staate Nutzen bringt; weil das Geld, welches die Industrie des Volkes beleben soll, — dem Volke abgezapfet, und in die Chatulle des Fürsten verschlossen wird. Je mehr das Geld in dem Schatze des Fürsten anwächst, desto geringer wird die cirkulirende Masse desselben im Staate. Und ohne Geld schlummert die ganze Gesellschaft in unthätiger Ohnmacht. Sie gleicht einem Körper, dem man das Blut abzapfet. — Das Geld lockt die Phryne in das wollüstige Bette des Unflätigen, den Priester auf die Kanzel, den Soldaten aufs Schlachtfeld, den Sachwalter zum Richterstuhl, den Minister zum Throne des Fürsten. Nehmt ihnen

die

die Hofnung des Geldes, — und jeder wird zu Hause seine Hände ruhig in den Schoos legen. — Diese Sätze, Sie erinnern sich dessen noch, haben Sie mir schon vor einigen Jahren bestritten, als ich meine Rhapsodien drucken lies, — allein ich finde bis itzt noch, daß ich im Grunde recht habe. Denn sobald die Gesellschaft nicht hinlängliches Geld, — oder was nach meiner Theorie einerley ist, nicht hinlängliche Gelegenheit hat, Geld zu verdienen, so verfällt der Flor des Staates sehr bald. Und nichts kann diesen Verfall schneller bewirken, als der überflüßige Schatz des Fürsten. —

Fast eben so ist es mit dem Ausleihen des Fürsten an seine Unterthanen beschaffen. Erstlich verliert der Bürger einen Theil des Gewinnstes durch die Interessen, die er dafür abtragen muß; zweytens, — geräth der Fürst in Umstände, wo er seines Geldvorrathes bedarf, so muß der Unterthan die vom Fürsten abgeborgte Summen wieder erstatten. Dies richtet entweder sein ganzes Gewerbe, auf welches er diese Summe verwendete, zu Grunde; oder er muß mit ungleich größeren Kosten neue Kapitalien zu Befriedigung des Fürsten aufnehmen. Müssen nun viele solcher Bürger zugleich ihre Schulden dem Staat zurück bezahlen, so entsteht eine allgemeine Stockung im Kreislaufe des Geldes, welche nicht selten häufige und beträchtliche Bankerotte nach sich ziehet. Ueberdieses muß auch der Fürst selbst in solchen Fällen die

festgesetzten Termine zwischen Aufkündigung und Zahlung abwarten, — eine Unbequemlichkeit, welche die Erfordernisse des Staates oft nicht zulassen.

Aber was soll der Fürst mit seinem Schatze thun? — Gut! daß Sie mich darum fragen! — Der Fürst ist der Hausvater seines ganzen Staates. Es ist billig, daß er einen Vorrath sammle, damit er, wenn der Staatskörper krank wird, auch Mittel habe, ihm aufzuhelfen. Aber diesen Vorrath selbst kann er immer, ohne daß man es eben so stark bemerket, stets zum Besten des Staates verwenden. Zum Beyspiele; er läßt bauen. Die 300000 Thaler, die ich oben festsetzte, giebt er jährlich aus seinem Schatze her. Er verschenkt diese Summe nicht; denn der Fürst verschenkt in seinem Staate nichts, so lang er blos die Arbeitsamkeit seiner Bürger dadurch erhält. Lassen Sie mich das gegebene Beyspiel ausführen. Durch die Steuern, die Abgaben und Kontributionen — mögen sie heißen wie sie wollen, kommt das ganze zur Unterstützung der Arbeitsamkeit des Bürgers hinausgegebene Quantum in 5 Jahren, wenn die Summe der Abgaben $\frac{1}{5}$, in 10 Jahren, wenn sie $\frac{1}{10}$ beträgt, wieder in den Schatz des Fürsten zurück. Schon in dem Augenblicke, da er auszahlt, genießt er Sein Fünftheil, oder Zehntheil.

Ich setze die Abgaben auf $\frac{1}{5}$; und das, was der Staat den Bürgern für ihre Arbeiten bezahlt, auf 300000

Thaler.

Thaler jährlich. Er verwendet also in 5 Jahren Eine Million fünfmal hundertausend Thaler. Davon zieht er aber schon im ersten Jahre 60000, im zweyten 120000, im dritten 180000, im vierten 240000, im fünften 300000, im sechsten, wenn der Fürst im fünften Jahre hinaus zu zahlen aufhört, wieder 240000, im siebenten 180000, im achten 120000, im neunten 60000 Thaler; — er hat also seine aufgewandte Summe wieder herein; er hat unter der Zeit 1500000 Thaler unter dem Volke in Kreislauf gesetzet, welches sich davon ernährte, arbeitete, und sich reich hielt, ohngeachtet es im Grunde betrachtet, nicht eigenes, sondern nur vom Staate vorgestrecktes Vermögen besaß.

Auf diese Art, mein Bester, kann der Fürst in hundert andern Fällen, sein Volk unterstützen. Er leiht durch solche Geschenke demselben einen Theil seines Schatzes, und erhält zur Hypothek seines Ausgelehnten, die Arbeitsamkeit seines Volkes. Nur müssen die Summen auf solche Gegenstände verwendet werden, woran viele Arbeitshände, — und unter diesen vorzüglich die ärmere Klasse des Volks Antheil nehmen können. Daß der Staat wirklich großen Nutzen davon zieht, werden Sie aus dem folgenden ersehen.

Nehmen wir an, der Fürst legt von seinen Revenüen jährlich zwo Millionen in seinen Schatz zurück. Bleiben sie als Schatz liegen, so zieht weder Fürst noch

Unterthan Nutzen. Er setze aber den Unterthan in die Verfassung, daß er jährlich von diesen zwo Millionen 300000 Thaler durch Arbeit erwerben kann, so sind, weil der Unterthan, von allem, was er genießt, ohne daß er es gewahr wird, dem Staate seinen Antheil nach dem Kontributionssystem wieder zurückbezahlen muß, diese zwo Millionen so zu sagen nur auf Interessen hinaus geliehen. Er gewinnt mit 300000 Thaler nach der obigen Ausrechnung um 20000 Thaler mehr Interessen, als wenn er die ganze Summe von zwo Millionen gegen Hypotheken ausgelehnet hätte. Der Staat gewinnt also wirklich selbst in Beziehung seiner Revenüen. Aber er hat auch noch den Vortheil, daß durch diese Vorkehrung der arbeitsame Bürger sich besser und reichlicher ernährte. —

Auf diese Art kann der Fürst durch den geschickten Kreislauf auch einer kleineren Geldmasse des Staates seine Unterthanen reicher machen, als wenn ohne Arbeitsamkeit dreymal so viel Geldes in den Händen der Bürger wäre. Ein Staat, dessen Geldmasse hundert Millionen sind, der aber die eine Hälfte in den Händen des Reichen nach freyer Willkühr läßt, die andre Hälfte aber im Kreise der übrigen Volksklassen liegt, ist im Grunde betrachtet nicht reicher, als der Staat, der die Halbscheid von jedem in seinem Schatz aufbewahret, und auf eine geschickte Art die andre Hälfte im Umlaufe erhält.

hält. Denn es ist für den Unterthan — vorzüglich aus den untern Klassen einerley, ob er 100 Gulden baar im Vermögen hat, oder ob er so viel sich verdient, als ihm diese 100 Gulden Nutzen bringen könnten.

Wenn man auf so manche Länder blicket, wo das meiste Geld im Schatze des Fürsten liegt, der Unterthan selten baares Vermögen in großen Summen besitzet, — zugleich aber die Vorsicht bemerket, mit welcher der Fürst aus seinen eignem Schatze die Arbeitsamkeit seiner Bürger unterhält, und dort, wo sie vom Nebenbürger keinen Verdienst ziehen können, selbst zu verdienen giebt, so wird man sich nicht mehr wundern, wie diese Leute bey allem Geldmangel doch stets gut und gemächlich zu leben wissen. Der letzte Nutzen endlich dieser Vorsicht ist, daß die Masse des Geldes vom Fürsten selbst besser im Staate vertheilet wird. Statt, daß tausend Bürger sind, die 100000 Thaler, und zehntausend Bürger, die nur 100 Thaler Vermögen besitzen, erreicht es der Staat, daß diese zehntausend Bürger durch ihre Arbeitsamkeit den Nutzen von 10000 Thalern genießen, und die tausend reichen Bürger von 50000 Thalern noch gemächlich leben. — Freylich verliehren tausend die Halbscheid ihres Vermögens; aber diese Halbscheid wirft ihnen eben so vielen Nutzen ab, und 10000 arbeitsame Bürger werden auf der andern Seite in bessere Umstände versetzet.

Sie sehen also, mein Bester, daß der Fürst seinen Schatz ohne Nachtheil des Staates immer füllen kann, wenn er nur von diesem Schatze einen Theil zum Besten des Ganzen wieder anwendet.

Nach diesen Grundsätzen können Sie sich also nun auf die Frage selbst antworten, die ich aufwarf: Nützt es dem Staate, wenn er bauen läßt? —

Sieben und dreyßigster Brief.

Der Luxus ist in unsern Ländern sehr gefallen, wenn man ihn gegen vorige Zeiten in Parallele stellt. Man hat angefangen über dieses Wort zu philosophiren, und für gut gefunden, dawider zu Felde zu ziehen. Nur schade, daß man so selten die Mittelstraße hält, und nur gar zu gern auf der einen, oder andern Seite überschnappt. So gieng es mit dem Luxus auch. Seine Antagonisten wafneten sich mit allen nur möglichen Gründen, ihn ganz zu stürzen. Und es gelang ihnen.

„Herr Melon, Verfasser des politischen Versuchs über das Kommerz, sagt: der Ausdruck Luxus „sey ein leerer Name, den man aus allen Verrichtungen der Polizey und des Handels verbannen müßte, „weil er nur auf unbestimmten, verworrenen, falschen „Begriffen beruhet, deren Misbrauch den erfinderischen

Fleiß

„Fleiß in seinem Ursprunge selbst aufhalten kann. Ein
„berühmter neuerer Schriftsteller — — fragt, was
„ist der Luxus? Nichts als ein leeres Wort ohne ge-
„naue Bedeutung, beynahe, so wie wir von östlichen
„und westlichen Gegenden sprechen, obgleich weder Ost
„noch West in der That vorhanden ist. Eben die Be-
„wandniß hat es mit dem Luxus. Es ist entweder
„gar keiner, oder er ist allenthalben anzutreffen.
„Das, was bey unsern Vätern Luxus war, ist anizt et-
„was Gemeines, und das, was bey uns Pracht ist,
„wird es für unsre Enkel nicht mehr seyn. Seidne
„Strümpfe waren zur Zeit Heinrichs II. Luxus, und
„Fayance ist dergleichen in Vergleichung mit gemeinem
„irdenen Gefäße, so wie Porcellain gegen Fayance."

Wahr ist es, der Luxus schreitet in unmerklichen Graden von der untersten Stufe bis zur höchsten durch alle Stände des Staates fort. Man würde übereilt handeln, wenn man für diesen Stand, für diesen Menschen die Gränzlinien des Luxus arithmetisch ziehen wollte. Der preußische Verschwender wird noch immer gegen den österreichischen ökonomisch seyn; und so der österreichische gegen den Pariser. Eben dies gilt auch von den einzelnen Ständen. Der Prasser in den Städten erstaunt über die bäuerischen Tändeleyen, und bemerkt sie in seinem Ueberflusse kaum; und doch kann die eitle Tochter des Schulzen, der junge

Bengel des alten Vaters, der sechs Kühe im Stalle füttert, in ihren Kleinigkeiten sich als Verschwender auszeichnen. Ich sehe nicht ein, warum man unter dem Luxus gerade nur Summen der Verschwendung verstehet, die sich nach Hunderttausenden berechnen sollen. Alles, was **über** das Einkommen des einzelnen Bürgers steiget, ist **Verschwendung**; die Summe mag noch so klein seyn. Jede Auslage, die blos der Bequemlichkeit und des Reitzes wegen, von dem **Vermögen** — und nicht blos vom Einkommen bestritten wird, ist eine Verschwendung, die ihre Quelle im Luxus hat. Nach diesem Maaßstabe berechnet, ist es ausgemacht, daß man sich sehr irren würde, wenn man zwischen der Pracht eines vernünftigen Mannes, und zwischen dem Luxus des Lüsternen nur eine Linie ziehen, und nur das, was über diese Linie schweift, — Verschwendung nennen wollte. Und so wird es sich auch zeigen, daß der Luxus nicht ein leeres Wort ohne Bedeutung sey. Daß aber jedes Glied der Gesellschaft seinen eigenen Standpunkt habe, aus dem es sich die Gränzen des Gebrauches seines Einkommens bestimmen kann, ergiebt sich von selbst, wenn man bedenket, daß jedes einzelne Glied besondre reelle Kräfte habe.

Es ist entweder gar kein Luxus, oder er ist allenthalben: heißt eben so viel, als sagen: es giebt gar keine Sonne, oder ihr Schein ist in gleicher Stärke, und zu gleicher Zeit allenthalben. Warum soll nur das:

ent=

entweder Alles oder Nichts zum Beweise für den Luxus dienen. Es ist Luxus, — er ist, leider allenthalben, wo nicht wirklich, doch immer möglich. — Lächerlich aber ist es, daß Herr Melon seine Idee damit zu unterstützen glaubt, wenn er sich auf die Veränderung des Geschmacks, und des Werthes der Gegenstände beruft, welche — vielleicht zu voreilige Politiker — zu den Kennzeichen des Luxus rechneten. Es ist zwar allerdings wahr, daß wir oft das sehr gering schätzen, was unsern Vorfahren kostbar war. Beweist dies aber etwas wider die Schädlichkeit des Luxus? War Fayance unsern Voraltern so kostbar als uns das Porzellain, so war Fayance, wenn sie dadurch zu Auslagen über ihre Kräfte verleitet wurden, für sie doch immer ein Gegenstand der Verschwendung. Nicht die Waare selbst, — der Werth, den sie zu eben der Zeit hat, ist der Maaßstab, nach welchem wir sie als Gegenstände der Verschwendung in den Händen eines Menschen betrachten müssen, dessen Einkommen für sie nicht zulangt. Der brilliantene Ring an dem Finger eines Lords ist gewiß weiter nichts — als eine seinem Reichthume angemessene Pracht; eben dieser Ring aber an dem Finger eines unbemittelten Bürgers — würde das Kennzeichen der thörigsten Verschwendung seyn. Die seidnen Strümpfe Heinrichs II., so wenig Werth sie auch izt

haben,



haben, hatten ihn doch damals. Seine Strümpfe waren also wirklich von großer Pracht.

Olivier Wilke, als er unter der Regierung der Königin Elisabeth Parlamentsglied für die Stadt Bristol ward, wurd von seiner Familie als ein Verschwender angeklaget, weil er eine prächtige Mahlzeit gab, die Einen Schilling kostete. Dieser Schilling muß also damals eine Summe gewesen seyn, für deren Verschwendung man verklagt zu werden verdienen konnte.

Anna von Bullen, nachdem sie Heinrich VIII. zu seiner Gemahlin erwählet hatte, beklagte sich sehr, daß, da sie auf dem Lande beynahe ein Pfund Speck und eine Kanne Bier zum Frühstück geniessen könnte, es in der Stadt ihr schwer fiele, auch nur die Hälfte davon zu sich zu nehmen. Auch habe ihr ihre Mutter drey Hemden gekauft, wovon die Elle vierzehn Pfennige, und Schuhe, die beynahe drey Schillinge kosteten. Speck und Bier war also zu ihrer Zeit ein herrliches Mahl; und Schuhe vor drey Schillinge schon große Pracht.

Schadet nun der Luxus dem Staate? — Ich sage nein, sobald er nur von den Produkten, welche im Lande selbst erzielet werden, befriediget wird. Er ist sogar nothwendig; und je größer er anwachsen kann, desto besser für den Staat. Nur muß Luxus — und Sybaritenleben von einander gesondert werden. Ein

Staat,

Staat, in welchem der Bürger jeder Klasse sein Einkommen blos durch die Gurgel jagt, hat bey weitem den Nutzen von der Gefräßigkeit seiner Bürger nicht zu erwarten, als jener, wo Kleiderpracht und Prunk in der Haushaltung herrscht. — Eßwaaren können nur einige Stände des Staates liefern; also haben nur diese — den Nutzen der Gefräßigkeit; — der ungleich größere Theil des Publikums kann sich damit nicht befangen. — Produkte aber für den eigentlichen Luxus — fordern ungleich mehrere Klassen von Arbeitern; der Nutzen, der Erwerb zertheilt sich also auch ungleich mannigfacher, — und die nährenden Arbeiter verlieren dadurch nichts, weil sie eben denselben Absatz ihrer Nahrungsmittel — an viele haben, da sie ihn vorher nur an wenige hatten.

Kleiderpracht, Pracht in Gebäuden, im Hausrathe, in Equipagen, und dergleichen — ist vorzüglich in einem Lande nothwendig, das eine so große Menge von innländischen Produkten hat, wie das unsrige, dessen Manufakturen und Fabriken aber erst im Aufkeimen sind. Es ist für die Handlung des Staates nicht genug, daß wir von uns selbst befriediget werden. Der wahre Nutzen entspringt erst dann, wenn unsre verarbeiteten Produkte selbst auch im Auslande gesucht werden. — So lang aber die Verarbeiter der innländischen Produkte nicht Absatz genug haben, so lange wer-

den sie's auch nie dahin bringen, daß ihre Arbeiten gesucht werden. Durch den starken inländischen Absatz erhalten die Manufakturen, die Fabriken tausend Gelegenheiten, durch vielfältige Arbeiten — ihre Arbeit selbst vollkommener zu liefern. Je mehr sie arbeiten, je geläufiger wird ihnen die Arbeit; — sie können also auch die Waare selbst wohlfeiler geben. Güte und Wohlfeilheit sind die ersten Folgen eines starken Absatzes. Diese zwey Bestandtheile ziehen den dritten Nutzen nach sich. — Werth bey Ausländern.

Sie sehen, daß man sehr unrecht handeln würde, wenn man im Staate — ohne Ausnahme, — Einschränkungen von dieser Seite machen wollte. Es kann dem Fürsten einerley seyn, ob die Bürgersdame alle acht Tage ein neues Kleid trägt, oder der Praktikant wie der Minister geputzt ist, -- wenn nur das, was sie tragen, innländisches Fabrikenerzeugniß ist. —

Auch die Gallatage sind so kleinfügig nicht. — Jeder derselben ist für die Fabriken, die Manufakturen, und die ganze Handlung ein Festtag. Und der Fürst, der zum Beyspiel nur zwölf Gallatage im Jahre hielte, kann dreymal so viel Manufakturen mit einemmale aufhelfen. Er wählt sich wechselsweise aus dieser oder jener Manufaktur oder Fabrike die Waare, woraus er seine Kleidungsstücke machen läßt. Er lobt sie, empfiehlt sie, — und die Großen des Hofes müßten wohl sehr

auf

auf den Kopf gefallen seyn, wenn sie dem Geschmacke des Fürsten durch Nachahmung nicht ihr Kompliment machen wollten. Von diesen Großen verbreitet sich die Nachahmung bald unter die übrigen Stände des Volks, — und man setzt diese oder jene Fabrike in Absatz. —

Man lästert über die Modensucht. Aber mit Unrecht. Eben diese Sucht erhält die arbeitende Klasse in der Industrie, und im Verdienste. Ich würde sogar dem Staate besoldete **Modenerfinder** empfehlen, deren ausdrückliches Geschäft es wäre, allerley auszusinnen, welches die Nachahmung des Volkes reitzen könnte. Nur müßten diese Erfinder sich hauptsächlich auf den Grundsatz einschränken: **nur inländische Produkte** — **zur Mode** zu machen. —

In manchen Staaten hat man Preise für diejenigen ausgesetzet, welche am meisten **verarbeitet** haben. Man hätte diese Preise jenen geben sollen, welche am meisten **gekauft** hatten. Die Menge des Absatzes ist der stärkste Sporn zum **Fleiß der Arbeiter**. —

Man macht dem Dichter über ein Sonnet öffentliche Komplimente. Warum soll man dem Kopfe, der durch seinen Erfindungsgeist uns neue Moden, und durch sie, der arbeitenden Klasse neue Nahrungswege anzeiget, — nicht eben diese Komplimente machen? — Ich würde den letztern — wegen seines innern Werthes,

und

und des sich von ihm auf unzählige verbreitenden Nutzens — dem Dichter ungleich vorziehen.

Je unbeständiger der Geschmack des Volks ist, je leichter er von einem Gegenstande zum andern hinhüpft, desto besser ist es für die Industrie des Landes. Wahr ist es, ich kann eben so gut mit einem Kleide sechs Jahre auskommen, als mancher Stutzer mit sechs Kleidern in einem Jahre; — ob aber die arbeitende Klasse eben so gut bey mir besteht, als bey diesem, das ist eine andre Frage.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß nicht dieser oder jener Gegenstand unter die Attribute des übertriebenen Luxus gerechnet werden könne; sondern der größere Geldaufwand gegen das Einkommen. Es kann dem Staate gleichviel seyn, ob die Dame, welche 1000 Gulden zu verzehren hat, sie auf Handschuhe, oder Adriennen, oder Spitzen, oder solche Gegenstände verwendet, oder ob sie dieselben für ein Kleid hingiebt. Ob sie sie aber verspielt, blos verschlampampt, oder an Hauskapelläne verschenkt, das kann ihm nicht einerley seyn. Im letztern Falle nützt sie mit ihrem Aufwande dem Staate ungleich weniger, als im erstern. — Steigt sie aber mit ihrem Aufwande über ihr Einkommen, so ist sie ein Gegenstand seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit, weil ihr Sturz, den sie alsdann sicher erleben muß, den Sturz eben der Klasse nach sich zieht, deren Glieder

durch

durch ihrer Hände Arbeit dem Staate oft mehr nützen, als — zehn Autorfedern, die für und wider den Luxus schreiben. —

Ich habe Ihnen diese Rhapsodien nur deshalb mitgetheilet, um Sie zu überzeugen, daß man von eben und derselben Sache, mag man noch so sehr darüber raisonnirt haben, doch immer durchkreutzende Begriffe haben kann. Ich sehe den Luxus als einen Talisman an, der durch eine wunderbare Mischung der Begriffe, den Kreislauf des Geldes, die Industrie des Volkes, und den Flor desselben hervorzaubert. Ich kenne keine andre Einschränkung des Luxus, als jene, welche den Bürger verhindert, ein **Verschwender** zu werden, das ist, mehr zu verthun, als er **einnimmt**; und dann die Verzicht, allen Luxus, zu dessen Befriedigung wir erst zu den Waaren der Ausländer unsre Zuflucht nehmen müssen, zu unterdrücken.

Acht und dreyßigster Brief.

Lassen Sie mich heute einige Parallelen zwischen dem Luxus unsrer Stadt und dem Luxus der Römer ziehen. Es ist immer angenehm, zu sehen, wie die Begriffe in der Denkungsart der verschiedenen Völker oft — ohngeachtet der weiten Kluft, welche ein Zeitraum von vielen Jahrhunderten gemacht

hat, — zusammen treffen, ähneln, oder gar überein-stimmen.

Bachanalien — nach großem und kleinem Zuschnitte — zeichnen vorzüglich unsre Gesellschaften aus. Es ist eine Bemerkung, die alle Fremde machen, daß man nirgends seinem Bauche besser hofire, als bey uns. Allein man sorgt dafür, daß nicht der Magen allein gesättigt werde; auch das Auge muß seine Befriedigung haben. Das heißt sich nicht gut unterhalten, wenn nur so viele Schüsseln gefüllet werden, als man genießen kann; man muß dreymal so viel sehen. Nach solchen Schlemmereyen frägt man nicht: hat es Ihnen geschmeckt? — sondern: wie viel Speisen hatten Sie? wie viel mußte die Person zahlen? — Je mehr es kostete, je größer die Anzahl der Schüsseln war, desto erhabener ist der Begriff, den sich der Wiener von dem Vergnügen macht, das er genossen hat. — Sie würden erstaunen, Freund, wenn Sie in den Speisesaal so mancher Schlemmer treten sollten. Was? Dreyßig Schüsseln, — und so voll gepackt, daß von dreyen sich dreyßig bis zum Eckel sättigen könnten, — und nur zwölf Gäste zu dieser Menge von Ragouts, und Brühen, und Braten, und dergleichen? Ist das nicht überflüßige Verschwendung? — Sie ist's! Aber nicht nach unsern Begriffen. Man genießt freylich das wenigste; allein der Herr vom Hause wollte seinen Gästen alles mögliche

mögliche Vergnügen verschaffen. — Seine Tafel muß zum Amphitheater werden, woran sich mehr als ein Sinn letzet. Er tischet Gerichte auf, die für den Magen, — andre die fürs Auge, andre die für die Nase, und wieder andre die für den Gaumen sind. Ich verwette alles, könnte irgend ein Koch in der Welt — Symphoniepastetchen machen, auch diese müßten auf die Tafel, um nur das Vergnügen zu haben, daß die Gäste durch die Freygebigkeit des Hausherrn, und die Künsteley seines Koches — auch für ihr zärtlich gestimmtes Ohr Speisen fänden.

Rechnen Sie zu diesem allen noch den wirklich lächerlichen Grundsatz, daß nichts bey solchen Gelagen schmackhaft seyn könne, was nicht theuer ist, — und sehn Sie dann hin auf unsre Tafeln — selbst jene der blos reichen Bürger, so werden Sie erstaunen, mit welcher Sorgfalt man alles auf die Tafel zu setzen trachtet, was nur immer in derselben Jahrszeit theuer und kostbar ist. Nicht weil es wohl schmeckt, weil es viel kostet, muß es vorgesetzet werden. Diese kostbaren Leckerbissen sollen nicht den Appetit der Gäste reitzen, sie sollen dem Reichthume und der Großmuth des Herrn vom Hause ein Kompliment machen. —

Das sind wir. Was waren die Römer? Schon Martial eiferte wider die Verschwendung seiner Zeitgenossen. „Calliodor, sagt er l. 10, ep. 13, „gestern

„hast du einen Sklaven um 1200 Numen verkaufet, da-
„mit du einmal gut essen könntest. Und doch hast du
„eben so vorzüglich nicht gespeiset; denn der Fisch von
„vier Pfund, den du kauftest, war das Hauptgericht,
„und der vorzüglichste Glanz deiner ganzen Mahlzeit.
„Gottloser! möchte man ausrufen, das ist kein Fisch, ein
„Mensch ist es. Ja, Calliodor, einen Menschen ver-
„schlangst du!"

Sich einen Begriff von der Verschwendung der Rö-
mer in Absicht auf den Werth der Fische zu machen,
welche ihre Leckerbissen gewesen zu seyn scheinen, mag fol-
gende Stelle des Seneca in seinem 95sten Briefe dienen.
„Einen Mullus von ganz besonderer Größe — den
„man dem Kaiser Tiberius geschicket hatte, ließ die-
„ser auf den Markt tragen, und verkaufen. Freunde,
„sprach er, alles müßte mich trügen, oder Apicius,
„auch vielleicht J. Octavius hat diesen Fisch gekaufet.
„Seine Muthmaßung traf auch ein. Sie boten beyde dar-
„auf. Octavius that das höchste Geboth; und erhielt
„unter den Schlemmern großen Ruhm, daß er um
„5000 Sestertien einen Fisch gekauft hatte, den der
„Regent verkauft, und Apicius nicht einmal kaufen
„wollte."

„Asinius Celer, einer, der selbst das Consulat ver-
„waltete, verthat in Fischen sehr viel. Unter der Re-
„gierung des Caligula kaufte er einen um 8000 Nu-
„men,

„men. Diese Vorstellung — setzt Plinius l. 9. c.
„17. hinzu, zieht den Geist von der Materie ab, um an
„die zu denken, welche in ihren Klagen über den Luxus
„sich beschwerten, daß ein Koch theurer anzuschaffen wä-
„re, als ein Pferd. — Aber nun verschafft man sich
„nur für einen Preis dreyer Pferde den Besitz eines Ko-
„ches, und Fische bekommt man nur für das, was sonst
„ein Koch kostete. Ja, man schätzt fast keinen Men-
„schen höher, als denjenigen, der am geschicktesten das
„Vermögen seines Herrn durchbringt."

Daß die Römer so gut als wir — ihren Gästen Augenweide bey ihren Gerichten zu verschaffen strebten, können wir ebenfalls aus dem Plinius erfahren. — „Die Leute, welche groß durch ihren Gaumen sind, — „sagt er, erzählen, daß man an dem sterbenden Mul-„lus eine große Mannigfaltigkeit und Veränderung der „Farben erblicke; indem das erst sichtbare Roth der „Schuppen durch vielfache Abwechselungen sich ins Blas-„se verliere, besonders, wenn man ihn im Glase einge-„schlossen, erblicket. —" Seneca nat. quaest. l. 3. c. 18 schildert dieses Tischschauspiel umständlicher. „Nichts ist schöner, sagst du, als ein sterbender Mallus? „Wenn er nun in den letzten Zuckungen sein Leben aus-„hauchen will, so ergießet sich erst unter den Schuppen „die Röthe; dann die vollkommene Blässe. — — „Siehe! wie die rothe Farbe izt brennend wird, leuch-

„tender als irgend ein Zinnober. Siehe! wie an den „Seiten die Adern hervortreten; sollte man nicht glau„ben, der Bauch wäre blutstriemig? Was bricht da „vor ein Licht, und welch ein Blau bricht hier am Ko„pfe hervor? —“

Wenn man bedenkt, daß die Römer an ihren Tafeln selbst diese Fische erst zu Tode martern ließen, um das angenehme Schauspiel der Farbenwechslung dabey zu geniessen, so dürfen wir uns nicht mehr wundern, wenn französische Köche noch heut zu Tage die Kapaunen mit den Füssen lebendig auf glühenden Stahl so lange hinsetzen, bis sie — krepiren; oder den kleinen Schweinchen den Hals zuschnüren, und mit dem Blasbalge in den Hintern blasen, bis sie zerbersten, — um beyden einen größern Grad von Wohlgeschmack zu verschaffen. — Wie weit steigt deine Lüsternheit, Mensch, — du gefräßigstes Raubthier in der ganzen Schöpfung Gottes!

Ohngeachtet unter C. Orchius dem Tribun; dem Fannius, dem P. Livinius, Crassus, dem Antonius Restius, dem M. Scaurus und ausser diesen zu verschiedenen Zeiten, theils sehr strenge, theils sehr weise Gesetze wider die Schwelgereyen des römischen Volks gegeben wurden, so erstickten diese Gesetze die Verschwendung doch im geringsten nicht. Sie lebte vielmehr nach jedem Verbothe, nach jeder gesetzlichen Einschränkung

mit

mit desto größerm Reitze auf. Man höre, was einer der gelehrtesten Römer von den Tafeln seiner Zeitgenossen sagt. „Will man gut essen, so muß der Pfau aus Sa„mos kommen; Hüner aus Phrygien, Kraniche aus „Melos, Böcklein aus Aetolien, Thunfische aus Calce„don, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Peßinus, „Austern von Tarent, Muscheln aus Chio, andre See„fische aus Rhodus, andre aus Cilicien, Nüsse aus „Thassus, und Datteln aus Egypten." Varro ap. Gell. l. 7, c. 16.

Müssen unsre Köche nicht ebenfalls alle vier Theile der Welt, und alle Elemente plündern, um den nie zu befriedigenden Magen der Lüsternen im Appetit zu erhalten? —

Suetonius im Leben des Vitellius liefert uns ein Beyspiel von der auffallendesten Lüsternheit mancher Tischgelage.

„Vor vielen andern Mahlzeiten, sagt er, war die „des Apicius berühmt, mit welcher er seinen Bruder „bey seiner Ankunft empfieng. Zweytausend der aus„gesuchtesten Fische, und Siebentausend Vögel wurden „dabey aufgetragen. Doch auch diese übertraf Vitel„lius bey der Einweihung seiner Schüssel, die er wegen „der ungeheuern Größe den **Schild der Minerva** „nannte. In dieser ließ er Lebern von seltenen See„fischen, Fasanen und Pfauengehirn, Zungen von Gold„fasanen,

„fasanen, die Milchram von Muränen, auftragen, die „er auf Kriegsschiffen durch Schiffscapitaine von dem „carpathischen Meere, und der spanischen Meerenge her „hatte zusammenholen lassen.“

„Am meisten aber ist doch des Cl. Aesopus des „tragischen Schauspielers Schüssel berühmt, welche 600 „Pfund Sestertien geschätzt wurde. In dieser setzte „er Vögel auf, die wegen ihres Gesanges, oder Nach„ahmung der menschlichen Stimme sich unterschieden. „Jeder kostete 600 Sestertien. Es konnte ihn hierzu „keine andre Annehmlichkeit reitzen, als daß er bey die„sen Vögeln, wenn sie unter seinen Zähnen waren, sich „ihre Geschicklichkeit, die Menschen nachzuahmen, dach„te. Und hier machte ihn nicht einmal die Vorstellung „an seine fette, blos durch die Stimme erworbene Ein„nahme schüchtern. Er verdiente den Sohn zu haben, „von dem wir wissen, daß er Perlen aus Lüsternheit „verschluckte.“ Plin. l. 10, c. 51.

Man sieht aus diesen Stellen, wie leckerhaft die Römer für ihre Tafeln sorgten. Cato hatte allerdings Recht, wenn er nach dem Zeugnisse des Gellius ausrief: „Die Stadt kann nicht bestehen, in welcher ein Fisch theurer bezahlt wird, als ein Ochs. —“ Wir können das zwar nicht sagen, aber versichert dürfen wir seyn, daß, wenn eben der Fall bey uns sich ereigne-

te,

te, unsre Gaumenjäger auch diese Verschwendung nicht scheuen würden. —

Plautus giebt uns ein artiges Bild von den Gelagen der Römer in seinem Lügner. Ich muß ein Fragment der zweyten Scene des dritten Aktes hersetzen.

„Ballio. Wer diesen Markt einen Garkochsmarkt nennt, der versteht's nicht. Nicht Garkoch — Diebsmarkt ist er; denn wenn ich nach Eid und Pflicht den schlechtesten Mann hätte aufsuchen sollen, so konnt ich mir diesen hier verschaffen."

„Der Koch. Wenn du mich so kanntest, warum mußtest du mich gerade dingen?"

„Ballio. Ich mußte wohl. Es war kein andrer mehr da. Aber wenn du ein Koch wie ein andrer wärst, warum bliebst du denn alleine sitzen?"

„Der Koch. Der Leute Geiz — nicht meine Anlagen machen mich im Fordern (wie du es nennst) — so unverschämt. — Jeder will den wohlfeilesten haben; da zotteln denn die Sudelköche für 6 oder 7 Groschen hin; — mich aber kriegt keiner unter einem Dukaten von der Stelle. Aber ich arbeite auch hernach anders. Jene lassen ganze Wiesen von Schüsseln auftragen, machen ihre Gäste zu Ochsen, und werfen ihnen Kräuter vor; diese Kräuter würzen sie wieder mit andern Kräutern, — und so kommt es, daß die Menschen so kurze Zeit leben, wenn sie diese Kräuter — in ihrem Bau-

 che

che zusammen schütten. Kräuter, welche die Thiere nicht fressen, essen die Menschen."

Noch eine Stelle des Plautus gehört hieher.

A. Wenn es dir recht und bequem ist, so kaufe zur Mahlzeit nur ganz mäßig ein, gar nicht theuer. Was du mir vorsetzest, ist mir genug.

B. Ey, laß diese Sprache immer! sie ist schon alt und aus der Mode. Das klingt, wie der Pöbel spricht. Denn, wenn aufgetragen ist, und man sich zu Tische lagert, so heißt es: guter Freund, was braucht es um unsertwillen so viele Umstände? In der That du übertreibst es, denn das, was wir hier sehen, wäre für zehn Personen genug gewesen. — So haben sie immer etwas an dem, was man ihretwegen angeschaffet hat, auszusetzen; und essen doch fort. Aber eben diese Leute, wenn auch der Tisch noch so reichlich besetzet ist, sagen nie: laß dies abtragen, diese Schüssel laß wegnehmen; weg mit dem Schinken, meinetwegen soll er nicht hier seyn; die kleine Schüssel mit dem ausgesuchten Fleische laß nur abtragen; der Seefisch schmeckt kalt gut, weg mit ihm, ohne Umstände, fort! — so spricht Niemand, sondern jeder fällt mit großer Begierde darüber her. Mil. glor. act. 3. sc. 1.

Es wäre unnöthig, mein Bester, die Aehnlichkeiten der römischen Bachanten mit den unsrigen zu zeigen. Man findet sie von selbst. — Allein nicht blos im

Schmau-

Schmausen zeigten die Römer, daß sie den höchsten Grad der Verschwendung erstiegen. Ihre Gebäude, ihre Kleider, ihre Spiele, — kurz jeder Tritt — den der Römer öffentlich that, hatte das Gepräge des ausschweifendsten Luxus an sich.

Vitruv de archit. l. 6, c. 8, entwirft uns den Umriß von der Verschwendung der Römer, die sie bey ihren Gebäuden machten. „Männer, welche ihrer Rechtskunde oder Beredsamkeit wegen viel zu thun haben, müssen vorzüglich geräumige und zierliche Vorhöfe, und Plätze bey den Häusern haben, um den Zulauf des Volkes fassen zu können. Die Vornehmsten aber, welche in den obrigkeitlichen Aemtern, die sie bekleiden, vielen Bürgern Dienste leisten müssen, müssen sich Vorhöfe von dem Umfange königlicher Schlösser bauen lassen, einen hohen Saal zum Eintritt, geräumige umlaufende Säulengänge, Lustwälder, die groß genug sind, um ein ehrwürdiges Ansehen zu behaupten. Ueberdem Bibliotheken, Bildersäle, Hallen, alles so prächtig, als öffentliche Gebäude nur immer seyn können, weil in ihren Wohnungen oft Berathschlagungen fast aller Staatsmänner, und so viele andre Gerichtstage und Vergleiche angestellet werden.“

Selbst **Cicero** scheute sich nicht, 80000 Dukaten in sein Haus zu verschwenden. Plinius — nach ihm **Nieuport** versichern, daß er, ohngeachtet seines nach dama-

damaligen Zeiten geringen Vermögens — für einen einzigen Cederntisch 25000 Dukaten gab.

Plinius erzählt, daß man die Fußgestelle an Tischen, die Bettgestellen, die Leuchter, die Spiegel, theils mit Gold und Silber ausgelegt, theils ganz von Gold und Silber gegossen habe. Sallustius hatte daher Ursache auszurufen: Was soll ich erst Dinge anführen, die nur dem, der den Anblick davon hatte, glaublich seyn können, daß von Privatpersonen, und deren waren nicht wenige, Berge abgetragen, Meere überbauet worden, und Schätze ihnen zum Spielwerke waren. „Da die Schwelgerey überhand genommen, so wurden Spiegel, so groß, als der Mensch selbst ist, aus Gold und Silber gearbeitet, zuletzt auch mit Edelgesteinen besetzt. Einer dieser Spiegel kostet der Römerin mehr, als ihrer Urältermutter ganze Aussteuer betrug. Die Ausstattung, welche der Rath der Tochter des Scipio gab, reicht itzt nicht zum Preise des Spiegels hin, den ein Mädchen eines Freygelassenen braucht.“ Sen. quaest. nat. l. 1. c. 17.

Die Kriege der Römer mit auswärtigen Nationen lehrten sie die Schönheiten der bildenden Künste kennen. Kaum daß Marcellus aus Syracus; Publius Scipio aus Carthago; T. Q. Flaminius aus Macedonien; Mummius aus Corinth; Sylla aus Athen; Publius Servilius aus Olymp; Verres aus allen Gegen-

Gegenden, wo er hinkam, — Säulen, Gefäße, Bilder, und andre Kunstwerke nach Rom brachten, so entstund auch schon die rasende Begierde, solche Seltenheiten im Ueberflusse zu besitzen; daß Cato, wie Livius l. 34. c. 4. berichtet, ganz recht hatte, wenn er dawider eiferte. „Glaubt mir, sagte er, feindselig war der Einfall, die Kunstwerke von Syracus nach Rom zu bringen. Nur zu viele giebt es, welche die Meisterstücke von Corinth und Athen bewundern, und schon über die schlecht gearbeiteten, an den Thüren befindlichen Bildnisse der römischen Gottheiten lachen."

Ueberhaupt ist es fast unbegreiflich, mit welcher gränzenlosen Heftigkeit sich die Römer der Begierde, schöne Bildsäulen, und Gemählde zu besitzen, überließen. Keine Summe war ihnen dafür zu kostbar, und keine Niederträchtigkeit zu abscheulich, die sie nicht unternommen hätten. Hortensius übernahm, um eine schöne Figur vom Verres zu erhalten, gegen den Cicero die Vertheidigung eines der niederträchtigsten Menschen. Er gab für die Argonauten — ein mittelmäßiges Gemälde des nicht gar zu berühmten Cydias hundert vier und sechzig Pfund Sestertien, welches nach Arbuthons Rechnung 1162 Pfund Sterling beträgt.

Antonius lies den Verres lediglich aus der Ursache in die Acht erklären, und ermorden, damit er in den

Besitz

Besitz seiner vielen Statüen und Gemählde kommen möchte.

Plinius, der uns diese Anekdoten aufbehalten hat, setzt hinzu: „Hier zeigte sich der Hang der Römer schon über alle Scham hinweg; sie überboten sich unter einander bey dem Verkauf der königlichen Geräthschaften des Attalus. Das Fremde war nun in der Stadt nicht blos ein Gegenstand der Bewunderung, sondern schon der stärkesten Neigung.“ l. 33. c. 11. —

An eben dem Orte versichert uns dieser Römer, daß C. Grachus silberne Gefäße, wovon das Pfund 347 Thaler, Crassus der Redner aber Vasen hatte, wovon das Pfund 400 Thaler kostete. Vor Sylla und Marius zählte man in Rom über 500 Schaalen, die jede 100 Pfund wogen, folglich gegen 40000 Thaler werth waren.

Es ist eine unsern Alten sehr gewöhnliche Klage, daß sich die Welt mit jedem Jahre — verschlimmere. Die Ursache mag wohl darin liegen, weil sie sie immer besser kennen lernen. In ihrer Jugend waren sie, wie wir es itzt sind, mit allem, was sie sahen zufrieden. Ihr jugendliches Feuer mahlte ihnen lauter Rosenscenen; — itzt, da sie mehr abgekühlet sind, erblicken sie diese Scenen — nur mit Disteln überwachsen. Sie sind unbillig genug ihr falsches Jugendurtheil für wahres, gegründetes Urtheil anzusehn, und wollen nicht zugestehn,

daß

daß sie damals falsch sahen. Die Veränderung, die sie itzt bemerken — gieng nicht in der Welt, sie gieng in ihrem Kopfe vor. Da sie aber die Ursache dieser Veränderung immer auswärts suchen, so fällt es ihnen nicht einmal ein, zu muthmaßen, daß sie sich in ihrem Alter eben so gut betrügen, wie in ihrer Jugend.

Eben so verhält es sich auch mit den Ausschweifungen unsrer Vorwelt. Kein Laster, keine Thorheit ist itzt im Gange, das es nicht vorher auch schon war. Nur der Name, die äußere Forme hat sich davon geändert. — Doch lassen Sie mich auf die Römer zurückkommen. „Nach dem Zeugnisse des Redners Messala bediente sich Antonius als Triumvir der güldenen Gefäße zu allen auch den schmutzigsten Nothwendigkeiten; eine Kleopatra hätte sich schämen müssen, wenn man ihr solche Vorwürfe gemacht hätte.“ Plin. l. 33. c. 3.

Martial. l. 1. ep. 38. spottet nicht weniger über diese Verschwendung. „Basso sagt er, du setzest das „Gold herunter; bestimmst es, das aufzufangen, dessen „sich dein Leib entladet. Eben du trinkst aus Glas. „Theurer also purgirst du.“

Doch wir wollen den Hausrath der Römer weiter verfolgen. Am angeführten Orte sagt Plinius: „Gewölbte Decken, welche nun selbst auch in den Häusern der Privatpersonen mit Gold bedecket werden, zu vergolden, brachte man unter der Censur des L. Mummius nach

der

der Zerstörung von Carthago zuerst bey dem Kapitol an. Von da gieng es zu andern Gewölben über; auch zu Wänden, welche nun so, als wären sie Vasen, übergoldet werden.“

Folgende Stelle des Seneca aus dem 90 Brief verschaft uns Gelegenheit in das Innere der römischen Gebäude zu dringen. „Hältst du den für weiser als den Diogenes, welcher die Kunst erfand, Wohlgerüche durch verborgene Röhren in der Wand bis auf eine ungemessene Höhe hinauf zu leiten; die kostbaren Fußböden durch plötzlichen Zulauf des Wassers zu füllen: oder auch wieder trocken zu machen? Hältst du für klüger, den Mann, der die Decken der Speisezimmer beweglich macht, und sie so verschiebt, daß von Zeit zu Zeit das Zimmer eine andere Gestalt gewinnt, und Decke und Wände sich eben so oft verändern, als die Gänge der Mahlzeit? — Doch etwas Merkwürdiges ist erst zu unserer Zeit aufgekommen; nämlich der Gebrauch der Spiegelgläser, die durch ihren durchsichtigen Körper das Licht, so helle es ist, hindurchlassen; ferner, die schwebenden, auf Säulen oder Gewölben ruhenden Bäder, und die zwischen den Wänden versteckte Röhren, durch welche die Wärme, die den Fußboden so wie den obern Theil des Zimmers gleich mild und angenehm machen soll, sich umher ergiesset.“

„Auch das haben wir erlebt, daß die Fußtapfen mit Salben befeuchtet worden: dies hat M. Otho dem Kaiser

ser Nero gezeiget. Ja wir haben auch gehöret, daß irgend ein Privatmann die Wände der Badstuben mit Salben habe bespritzen, und der Kaiser Cajus die Fußboden dadurch ansehnlich machen lassen; und damit man dies nicht für einen kaiserlichen Vorzug halten möchte, so that es nachher auch einer von den Knechten des Nero. — — Und, so neu, so gewiß ist es auch, einige mischen schon die Salben in den Trank; und lassen sich die Bitterkeit nicht abschrecken, nur damit sie des verschwenderischen Geruchs aus allen Theilen des Körpers geniessen." Plin. l. 13. c. 3.

„Arm und schmutzig kommt sich der für, dessen Wände in den Bädern nicht von großen und köstlichen Scheiben glänzen; wenn nicht alexandrinische Marmorsorten mit numidischen Einfassungen abwechseln; wenn nicht um dieselbe eine Einfassung die mühsam und einer Schilderey ähnlich ist, sich herum ziehet; wenn nicht durch Glas das Gewölbe selbst gleichsam versteckt ist; wenn nicht thasischer Marmor, ehemals selbst in irgend einem Tempel ein seltener Anblick, unsere Fischteiche umgiebt. In diese senken wir unsere Körper, wenn sie durch vieles Schwitzen ausgemergelt sind, nicht hinab, es sey denn, daß sich das Wasser aus silbernen Hähnen ergießet. Und noch spreche ich von den Bädern des gemeinen Haufens. Wie wird es klingen, wenn ich zur Beschreibung der Bäder der Freygelassenen werde gekommen seyn.

Wie viele Statüen! wie viele Säulen, die nichts stützen, sondern nur zur Zierde, und des Aufwandes wegen hingesetzet sind! Welche Last von Wasser, die mit starken Plätschern die Stuffen herabfällt! So weit ist es mit unserm verfeinerten Aufwand gekommen, daß wir nur auf kostbaren Steinen treten wollen. — Schon nennt man sie der Nachtvögel Bäder, wenn irgend einige nicht so eingerichtet sind, daß sie den Sonnenschein den ganzen Tag hindurch durch die weiten Fenster einlassen; wenn sie nicht während des Bades auch zugleich von der Sonne braun gebrannt werden, und von dem Sessel ab Aussicht nach Gefilden und Meeren hinaus haben.“ Senec. ep. 86.

Plinius, l. 33. c. 1. giebt uns noch einen Zug, von der Pracht der Verzierungen der römischen Gebäude. Dies sind seine Worte: „Nun ist die Mahlerey durch die Marmorarbeit ganz verdrängt; auch durch die Goldarbeit, nicht blos so, daß ganze Wände damit bedecket werden, sondern daß der Marmor durchbrochen, und in kleinen Stücken um Gegenstände und Thiere abzubilden eingeleget wird. Nun gefallen nicht mehr Tische von ganzen Platten — wir haben auch den Anfang gemacht, den Marmor zu mahlen. Dies ist eine Erfindung der Regierung des Claudius. Unter dem Nero kam auf, die Einfärbigkeit des Steins durch Flecken, die man hineinkünstelte, zu unterbrechen, so daß der numidische mit

Flecken

Flecken von der Größe eines Eyes erschien, daß der Synnadische durch Purpur bunt wurde, so wie der ekele Kenner sie aus den Händen der Natur nur wünschen möchte."

Eben so verschwenderisch zeigte sich der Römer in der Mode, große Bibliotheken zu haben. Er hielt sie für einen unumgänglich nöthigen Hausrath. Seneca de tranq. an. c. 9. macht mit seinem gewöhnlichen Scharfblicke folgende Anmerkung darüber. „Wozu unzählige Bücher und Bibliotheken, deren Register der Besitzer kaum in seinem ganzen Leben durchlas? Die Menge belastet den, der lernen will, unterrichtet ihn aber nicht: und weit besser ist es, sich einigen Schriftstellern ganz zu überlassen, als unter allen herum zu wühlen. — — Man schaffe sich also so viele Bücher an, als genug ist: nichts zum Staat. Du sagst, es macht mir doch mehr Ehre mein Geld auf diese, als auf Corinthische Gefäße und Schildereyen zu verwenden. Was zu viel ist, ist in allen Gattungen fehlerhaft. Kannst du einen Grund finden, um dem weniger zu verzeihen, welcher durch Marmor und Elfenbein berühmt seyn will, als dem, der Werke zusammen sucht, entweder von unbekannten Verfassern, oder von verworfenen, und der dann unter so viel tausend Büchern gähnt? Dem an seinen Büchern nichts gefällt als die Aussenseite, und der Titel? So kannst du bey den unthätigsten Menschen alle mögliche

 Reden,

Reden, alle Geschichten sehen, und Bücherschränke, die bis zum Dache aufgebauet sind. Denn itzt wird nebst den Badanstalten, und lauen Bädern auch eine Bibliothek als eine nothwendige Zierde des Hauses aufgeputzt. Ich würde dies jedem ohne Ausnahme zu gute halten, wenn es aus zu großer Begierde zu den Wissenschaften geschähe; so aber werden diese ausgesuchte, und mit ihren Bildern zugleich copirte Werke göttlicher Geister blos zum Glanze und Putz der Wände angeschaffet."

Nachdem wir die Verschwendung der Römer in ihren Gebäuden und Gelagen aus ihren eigenen Schriftstellern gesehen, so wollen wir noch einige Stellen aus denselben von ihren Petit maitres und der Kokketterie der Damen anführen, um dann überzeugt zu seyn, daß Arbuthnot S. 129 unrecht schloß, wenn er sagte, der Luxus der Römer käme dem Luxus der Pariser- und Londner-Damen nicht gleich. Ich will zuerst eine Stelle aus dem Plautus hersetzen. Aulul. act. 2. Sc. 2.

Der Knecht. Wenn du dich nicht schnell trollst, so will ich dir deine gekräuselte, gelegte, krause, gesalbte Locken aus dem Kopfe klopfen.

Die Magd. Warum?

Der Knecht. Weil du mit Salben übergossen es wagst, an unsere Thüre zu kommen, und so schöne bepurpurte Wangen hast.

Die Magd. Das Blut steigt mir bey deinem Geschrey ins Gesicht.

Der Knecht. Dir das Blut? als wenn du deinem Körper es frey gelassen hättest, noch irgend eine Farbe anzunehmen. Rothe Schminke hat dir die Wangen, und Wachsfirniß den ganzen Körper bemahlt. Ihr seyd saubre Gesichter! —

Eben dieser theatralische Dichter liefert uns noch eine andre merkwürdige Stelle von der Galanterie der Damen. Plaut. Mercat. act. 2. Sc. 3. „Es wäre toll und sündlich; eine Sklavin von so seltener Schönheit darf nicht in dem Gefolge der Dame seyn. Wenn diese durch die Gassen geht, so begaffen sie die Leute; da stehen sie still, da winken sie, da nicken sie, da flistern sie; man zupft, man hustet. Mannigfaltig sind die Liebhaber da lästig, machen ein Geplärr vor den Thüren, und zuletzt stände wohl meine Thüre gar voll Sinngedichtchen und Liebesseufzer angeschrieben. Bald hieße es, da es doch so viele Verläumder izt giebt, meine Frau und ich hielten eine Wirthschaft von verdächtigen Frauenspersonen.“

Ob wohl die französischen Marquis besser geschildert werden könnten? Doch — wie sahen wohl die römischen Stutzer aus? Gellius l. 7, c. 12, wird uns das Portrait derselben in der Schilderung des P. Sulpitius Gallus liefern. „Wer täglich — sind seine Worte,

mit Salben übergossen vor dem Spiegel sich schmücket, wer die Augenbraunen sich schwärzen lässet, wer mit ausgezwicktem Barte, und ohne Haare an den Füssen daher spatziret, wer als Jüngling bey den Gastmahlen in einem Rocke mit spitzigen Aermeln mit seinem Liebhaber, und zwar unten an liegen konnte, wer nicht allein Mann beym Weine, sondern auch Weib gegen Männer seyn konnte, denen man das gethan, was Eunuchen zu thun pflegen rc. — — "

Titius liefert uns noch eine Stelle. „Unsere prassende Römer spielen im Brete, nachdem sie mit grossem Fleiße gesalbet worden; noch stehen unzüchtige Weiber um sie her. Ist es zehn Uhr, so rufen sie ihrem Bedienten, daß er nach dem Versammlungsorte gehen soll, um sich zu erkundigen, was auf dem Markte vorgefallen, wer einen Vorschlag gethan, wer dagegen gesprochen, wie viel Zünfte dafür, wie viele dagegen gewesen? Dann gehen sie erst unter das Volk, damit sie ja keine Sache, so lange sie streitig ist, zu der ihrigen machen. Auf ihrem Wege stehet kein Eimer in irgend einem Winkel, den sie nicht anfüllen helfen, so drängt der Wein. Nun kommen sie ganz verdrüßlich auf den Platz; als **Obrigkeiten** heissen sie die Partheyen sprechen. Da sprechen dann die, welche Prozesse haben. Der Richter ruft die Zeugen auf. Er selbst geht hin, **sein Wasser zu lassen.**

So"

Sobald er zurückkömmt sagt er: er habe alles vernommen, er fordert die Täfelchen, nimmt die Zeichen der Verurtheilung oder Lossprechung in Augenschein. Kaum erlaubt ihm der Wein, die Augenlieder offen zu halten. Sollen nun die Anwesenden zusammentreten, so sagt er: Was habe ich mit jenen Schwätzern zu schaffen? Komm, wir wollen lieber unsern Trank mit gutem griechischen Weine vermischt zu uns nehmen, einen guten Kramsvogel essen, und einen guten Fisch, einen ächten Hecht, so wie man ihn zwischen beyden Brücken in der Stadt fängt." O, ihr Richter unsers Jahrhunderts, habt ihr wohl einen Vorzug vor den Richtern der Zeiten des Titius? Sollte man nicht sagen, die Römer wären unsern süssen Müßiggängern ähnlich? Man höre, was Seneca von ihnen sagt.

„Nennst du den einen Müßiggänger, welcher corinthische Gefässe, denen die Raserey einiger Lüsternen einen so hohen Werth beyleget, mit ängstlich verfeinertem Geschmacke sich anschafft, und den größten Theil des Tags in Betrachtung der rostigen Stücke zubringt? Der in dem Theile des Schauplatzes, wo Salben so häufig verschwendet werden (denn tief genug ist unser Fall, nicht einmal römische Fehler sind unsere Seuche) als Zuschauer der eifernden Knaben sitzt? welcher seine entnervten Sklaven Heerden paarweise nach Alter und Farben eintheilet? — Wie? nennst du die müßig,

 welche

welche viele Stunden bey dem Barbier zubringen, indem der geringe Zuwachs der letzten Nacht ausgerupfet wird, indem über jedes Haar Rath gehalten wird, indem das Haar, wenn es sich auseinander geleget, seine Gestalt wieder bekommt, oder wenn es irgendwo fehlte, von allen Seiten nach der Stirne hingezwungen wird? Wie zürnen sie nicht, wenn der Scheerer in etwas zu nachläßig gewesen ist? Gleich als wär es ein Mann, den er unter Händen habe. Wie fahren sie auf, wenn etwas aus dem Busch der Vorderhaare abgeschnitten ist, etwas ausser der Ordnung lag, und nicht alles in glatte Locken fiel? Wer ist unter ihnen, der nicht lieber sähe, daß der Staat, als daß sein Haar in Unordnung gerathe? Der nicht besorgter sey über den Schmuck, als über die Sicherheit seines Kopfes? Der nicht lieber geschmückt als ehrwürdig seyn möchte? Diese Leute, welche zwischen Kamm und Spiegel festgehalten werden, nennst du müßig? Wie ist es mit denen, welche immer mit Gesängen zu thun haben, sey es, sie zu setzen, zu hören, oder zu lernen? Indem sie die Stimme, welcher die Natur den genauen einförmigen Ton gab, daß er der beste seyn sollte, durch gewaltsame und weibische Beugungen unnatürlich abändern? Deren Finger, indem sie die Takte irgend eines Liedes zählen, immer klappern? Mag man sie zu ernsthaften, oft auch zu traurigen Geschäften hinziehen, so hört man ihr gedämpftes Trillern. — —

Auch

Auch die Mahlzeiten derer möchte ich nicht unter die unbesetzten Zeiten rechnen, wenn ich sehe, wie sorgsam sie das Silbergeräthe ordnen, wie genau sie ihrer Eunuchen Röcke gürten, in welcher ängstlichen Erwartung sie sind, wie das wilde Schwein aus den Händen des Koches erscheinen werde? mit welcher Geschwindigkeit, auf das gegebene Zeichen, die beschornen Sklaven zu ihren Diensten laufen? mit welcher Kunst die Vögel in proportionirte Stücke geschnitten werden? wie sorgsam unglückliche Knaben der trunkenen Gäste Auswurf aufwaschen? Durch solche Dinge streben sie nach dem Ruhm der feinen und galanten Lebensart, und bis in alle Theile ihres Lebens verfolgen sie diese Uebel, daß sie weder essen noch trinken, ohne eine besondere Ehre darinn zu suchen." (de brevitate vitae c. 12.)

Noch eine Stelle aus eben diesem Kapitel gehört hieher.

„Auch die kann man nicht einmal unter die müßigen zählen, welche sich in Tragsesseln und Sänften hin und her schleppen, die zur gesetzten Stunde des Spazierengehens, als wenn es Pflicht wäre, sie nie zu verlassen, einem aufstossen: die ein anderer erinnern muß, wenn es Zeit zum Baden, zum Schwimmen, zum Speisen sey: und so weit sind sie im Schwindel ihrer verzärtelten Seele erschlafft, daß sie von sich selbst nicht wissen können, ob sie Hunger haben. Ich höre, daß einer von diesen

Wollüstlingen (wenn das Wollust heissen kann, Leben und Betragen des Menschen zu verlernen) — als er auf Händen aus dem Bade getragen, und auf einen Stuhl gesetzet ward, fragend ausgerufen habe: Sitze ich nun? Wenn er nicht wußte, ob er säße, glaubst du denn, daß er weiß, ob er lebe, sehe, müßig sey? Ich könnte nicht leicht sagen, ob er mich mehr jammern würde, wenn er es wirklich nicht wüßte, oder sich blos stellte, als wüßte er es nicht."

Verres kann uns als ein Beyspiel der römischen Charlatanerie dienen. „So, wie es die bithynischen Könige gewohnt sind, in einer Sänfte von acht Menschen getragen, zog **Verres** durch das Land: In dieser Sänfte war ein durchsichtiger Ueberzug, mit Rosen aus **Malta** gestopft, statt des Kissens. Er selbst hatte einen Kranz auf dem Haupte, einen andern um den Hals, und ein Beutelchen von der feinsten Leinwand, mit kleinen bunten Fleckchen, mit Rosen angefüllet, hielt er sich vor die Nase. Hatte er die Station erreicht, war er bey einer Stadt angekommen, so trug man ihn in eben der Sänfte bis ins Schlafgemach." *Cic. in Verr.*

Die Sorgfalt, äusserst geputzt zu erscheinen, gieng so weit, daß **Hortensius** der Redner seinen Kollegen gerichtlich verklagte, weil er ihm eine Falte an seiner Toga im Spatziergehen verdrücket hatte.

Luculls

Lucülls Garderobe übertraf gewiß jede der unsrigen. Horatz l. 1, ep. 6, 40 sagt: „Das ist nur ein schlechtes Haus, wo nicht noch vieles übrig ist, das dem Blicke des Herrn entzogen, und jedem, der es sich anmaßen wollte, zu Diensten wäre. Zur Probe bat ihn jemand, ob er ihm hundert Kleider leihen könnte? So viel? das ist nicht möglich, sprach Lucullus, doch will ich suchen lassen, und was ich finde, sollst du haben. Gleich darauf schrieb er: es fänden sich in seinem Hause noch 5000 dergleichen Kleider: ein Theil derselben oder auch alle ständen ihm zu Diensten."

„Es ist bey den römischen Damen gar nichts seltsames oder auffallendes gewesen, wie Cato uns versichert, — wenn sie mit Purpur und Gold überdeckt, Diademe, goldene Kronen, rothgemahlte Gesichtchen, und rothen Puder in den Haaren trugen." Fragm. Orig. l. 7.

Plinius in dem 16 B. 17 K. liefert uns eine Stelle, woraus wir sehen, daß die Damen zu Rom eben so lüstern in ihrem Anzuge als die heutigen — in irgend einer großen Stadt waren. Man höre ihn selbst. „Die Serer sind das einzige Volk, welches durch Bearbeitung der Wolle aus Wäldern berühmt ist; sie besprengen das wollichte, dem grauen Haare ähnliche auf den zarten Zweigen mit Wasser, und kämmen es sodann ab. Dann haben unsere Damen doppelte Arbeit, die Fäden

auf-

aufzulösen, und wieder zu weben. Durch diese mühsame Arbeit — bringt man es endlich so weit, daß die Matrone auf den Spatziergängen durch das Gewand durchschimmert.“ Seneca versichert eben diesen Geschmack, und Martial l. 8, ep. 68 sagt: „Wie die Traube durch das Glashaus, so leuchtet durch das fremde Gewebe der Körper der römischen Damen.“

Was kann aber von der Verschwendung der Damen deutlicher zeigen als folgende Stelle des Plinius. „Die schönsten Perlen an den Fingern schwebend zu tragen; von jedem Ohre zwo oder drey herabhangen zu lassen, das ist der Weiber Stolz. Sie kommen nun mit in die Namenverzeichnisse der Gattungen der Schwelgerey, und die so üble Wahl der alle Maaß überschreitenden Verschwendung, sucht auch diese aus. — — Die Armen trachten schon nach diesem Putz, und sagen, die Perle sey der Frau auf der Strasse statt des Platzmachenden obrigkeitlichen Aufwärters. Ja, sie besetzen nicht blos den Fuß, oder die Riemen der Pantoffeln damit, sondern auch die ganze Socke. Denn nun ist es nicht mehr genug Perlen zu tragen, wenn sie nicht auch auf selbige treten, und über Perlen wandeln können.“ lib. 9, c. 35.

Aus allen diesen Stellen kann man das Resultat von dem Luxus der Römer ziehen. Ich will nur noch zum Zeugnisse, daß selbst die Römer darüber sich ereifer-

ten,

ten, den Martial l. 3, ep. 62 sprechen lassen. „Daß du, Quintus, um hundert, oft um zweyhundert tausend Sestertien Sklaven kaufest; daß du Wein trinkest, der unter der Regierung des Numa eingeleget worden; daß dein Hausrath, der nicht schön ist, dir eine Million Sestertien kostet, und 5000 Pfund Silber enthält; und daß dein goldener Wagen dir den Werth eines Landgutes kostet, und keinem sein Haus so theuer zu stehen komme, als dir, — darzu gehöre eine große Seele, glaubst du? Du irrst dich, Quintus; nur die kleinste Seele kauft so." —

Welch eine Freymüthigkeit! Hat Swift, hat Boileau, oder Rabener je mit offnerer Stirne den Reichen die Wahrheit gesagt? — Wenn man nun zu diesem allen noch die Pracht der römischen Spiele, Feste, Feyerlichkeiten, Triumphe und Begräbnisse hinzusetzet, wer wird nicht sagen müssen, Roms Luxus überstieg alle Vorstellungen, die man sich nur immer davon machen kann. Wenn ein Freygelassener 550000 Gulden zu seinen Leichenbegängnissen bestimmet, wie Isidorus; wenn ein Komödiant nach seinem Tode ohngefähr drey Millionen sechs mal hunderttausend Thaler unter das Volk vertheilen läßt, wie Aesopus, so erstaunet man theils über den Reichthum, theils über die Verschwendung der Römer. —

Neun

Neun und dreyßigster Brief.

Ich glaube gar nichts bey der Sache zu wagen, wenn ich zu den einzelnen Pinselstrichen, die ich Ihnen von den Römern lieferte — Originale unter uns aufsuche. Zur Sache also!

Herr von 040 hatte Hunderttausend Thaler von seinem Papa geerbt. Der Alte war ein ehrlicher Bürger; er handelte mit Selchfleisch, und erwarb sich durch viele glückliche Zufälle dies ansehnliche Kapital, wovon er im Alter ruhig leben konnte. — Sein Sohn folgte ihm in dieser ruhigen Lebensart; das heißt, er heyrathete sechs Wochen nach seines Vaters Tode die Tochter eines armen Landjunkers, zeugte Kinder, ließ sie verwildert aufwachsen, schlemmte sein Vermögen durch, neckte aus Verdruß seine Gattin zu Tode; jagte seine Kinder in die weite Welt, ließ sie vor Hunger sterben, da er von dem wenigen, was er von seinem Vermögen noch errettete, selbst nur mäßig leben konnte. — Kann man diesem Herrn nicht mit dem Martial zurufen: Ungeheuer — nicht dein Vermögen; deine Frau, deine Kinder hast du verschluckt.

Madame Az — eine von denen Schönheiten, die oft das Herz irgend eines alten reichen Bürgers zu rühren im Stande sind, — liefert uns den auffallendesten Beweis, wie geschwind der Pöbel seines vorigen Elendes vergißt,

wenn

wenn ihm das Glück zulächelt. Vormals zufrieden, wenn sie nur zwey ganze Hemden hatte, — ist sie itzt kaum mit zwölf Dutzend zufrieden. — Ich habe Geld, und mein Mann giebt mir alles, sagt sie, und brüstet sich in ihrem kostbaren Putze, wie der Affe, der die Staatsperücke seines Herrn aufsetzte. — Eine Probe, wie weit solche weibliche Schranzen ihre dumme Eitelkeit zu treiben pflegen, gebe folgende Anekdote. Es wurden Frauenzimmermanschetten von Brüßlerspitzen bey Hofe zum Verkaufe angeboten. Sie wurden ausgeschlagen, weil sie zu theuer schienen. Madame Az — hört es, läßt die Spitzen kommen, und bezahlt sie, wie sie geboten werden. Ist das nicht eben so große Narrheit als des Octavius Fischkauf für 5000 Sestertien? —

Der verstorbene Erzbischof, wenn ich mich recht besinne, lies alles in Paris machen. Sogar seine Wäsche wurd von Wien aus dahin geschicket, um daselbst gewaschen zu werden. Vitellius begieng kaum eine größere Thorheit, als er sich die Muränenmilch auf Kriegsschiffen vom carpathischen Meere nach Rom bringen lies. —

Graf Johann Ferdinand Xaverius Ludwig Chrysostomus Peter Anton Joseph u. s. w. kann ohnmöglich ohne Gesellschaft seyn Aber er glaubt, alles, was zu ihm kommt, bringe auch zwanzig Magen mit, groß, wie die alten Weinschläuche. Er läßt bey der ge-

ringsten Veranlassung — wie Plautus sagt: Wiesen von Schüsseln auftragen. Nun sollen sich seine Gäste in Pasteten, und Fasanen, und Zuckergebäcke begraben; und wird misvergnügt, wenn sie nicht so viel zu sich laden, daß sie wie Vitellius Vomitive brauchen müssen, um wieder von vorne anfangen zu können. — Heißt das nicht seine Küche — für das Elysium der Welt halten?

Wenn Cicero 30000 Dukaten in sein Haus verwendet, so scheint die Mode ihn zu dieser Narrheit gezwungen zu haben. Was zwingt aber unsre Glückskinder Papiermühlen zu bauen, die fast eben so viel kosten? —

Das Fräulein Hiob — wie prächtig erscheint sie nicht allenthalben? Ihr Papa hat 10000 Thaler erheyrathet, und hatte 600 Gulden Besoldung. Er war ein braver Mann. Aber Affenliebe gegen sein Hiobchen lies ihn den Abgrund nicht einsehen, in den ihn sein Fräulein Tochter durch ihren Putz stürzte. Sie wünschte sich einen Schmuck; — gut! der Papa giebt 5000 Thaler für einen! Sie sehnte sich nach jeder Mode, — der Papa befriediget ihre Sehnsucht. Sie hat für 20000 Thaler — Schmuck, Silber, und Porzellän, und Kleider, und dergleichen; die Halbscheid steht noch auf den Kredit des Papa unbezahlt in den Handlungsbüchern; — und niemand giebt für den ganzen Plunder

der das Drittheil mehr, was es kostete. Die Nartheit des gnädigen Fräulein — und so mancher andern gnädigen Frau — ist auf alle Fälle — des Tollhauses oder — der **Kopfschur** werth; und erinnert uns an die Schwelgerey der Römerinnen, die, wie Seneca bemerket, auf einen Spiegel mehr verwendeten, **als ihrer Urältermütter ganze Aussteuer betrug.**

Herr von **Logarithmus**, der den Gelehrten spielt, Herr Baron von Toback, der ausser dem **Erlanger** und dem **Wienerdiarium** nichts als Zehnkreuzer Stücke ließt, und der Graf von **Plimplamplasko** — sind die größten Bücherfreunde. **Plimplamplasko** baute sich ein Sommerhaus. Ein schöner Garten, und schöne Spatziergänge um dasselbe empfehlen es; seine Zimmer sind alle nach einem besondern Geschmacke meublirt. Er fand es für schicklich, eins von seinen Zimmern zur Bibliothek zu aptiren. Goldnes und prächtiges Schnitzwerk setzt den Fremden in Bewunderung; und die reichen goldnen Bände der Bücher selbst blenden jeden, der in des Herrn Grafen Handbibliothek tritt. Man ist so höflich, seiner Gelehrsamkeit Komplimente zu machen, da man sie doch nur seinem Beutel machen sollte, weil er sein Geld nach vielem Hin- und Hersinnen nicht besser anzuwenden wußte. Wie gefällt Ihnen der Band, ist die erste Frage, wenn man mit ihm von seiner Bibliothek spricht. Fragt man ihn: **wie gefällt ihnen das**

Buch? so schweigt er, denn er hält sich einen Sekretär, der diese Bücher für ihn lesen muß. — Gerade das Gegentheil ist der Baren Toback. Er läßt seine Bücher schlecht binden, aber er setzt seinen Vorzug in der Menge. Alle Trödelbuden werden von ihm durchstankert, und alles aufgekauft, was nur — wohlfeil — zu haben ist. Seine Bibliothek — oder Makulaturkammer vielmehr — bekömmt täglich neuen Zuwachs, und dessen freut er sich herzlich. Ueber dem dritten Worte sagt er gewiß meine Bibliothek ist schon so viel tausend Bände stark. — Herr von Logarithmus geht bescheidner dabey zu Werke; er will den Gelehrten machen; er hat gehört, daß darzu Bücher nöthig sind; — er schafft sie an, nach dem Urtheile derjenigen, von denen er wenigstens vermuthet, daß sie sie gelesen haben. Acht Tage liegen sie auf dem Tische, er blättert in ihnen herum, und stellt sie dann in seine Bibliothek. Ruhet hier sanft, möchte man seinen Büchern sodann zurufen, nie wird euch das Aug eures Herrn mehr eines Blicks würdigen! —

Diese drey Herrn, — und unzählige andre — sehen sie wohl eine Bibliothek für mehr an, als für Tapeten in ihren Zimmern? Kann man von ihnen nicht buchstäblich eben das sagen, was Seneca von den Bibliothekensammlern seiner Zeit sagte?

Wie?

Wie? Die Baroneß Fanferlüsch? — Unmöglich! Sie muß wenigstens schon 40 Jahre haben. Dies wird ihre Tochter seyn. — „Nein, sie ist es selbst; kommen Sie ihr nur um 50 Schritte näher. — Die Schönheit, die Sie glauben macht, daß sie ihre eigene Tochter sey, — ist Schönheit aus den Schächtelchen der Toilette geborgt.“ — Sehr sonderbar! — Wo ist aber ihre Tochter? — „Zu Hause.“ — Und geht nie mit ihr? — „Nein! Sie will selbst noch gefallen. Ihre Tochter würde in Gesellschaften ihre gefährlichste Feindin seyn. Sie läßt sie nicht einmal zum Tische, wenn sie Gäste von gewissem Schlage hat.“ — Sehr sonderbar!

Wohin mein Herr? — Auf die Kanzeley. — Itzt erst? Ist ja schon zehn Uhr. Hab mich gestern verspätet, hab Bischen zu viel getrunken, mein Kopf ist mir noch ganz schwül. Aber wahrhaftig, waren herrliche Mädchen da; haben uns auch recht lustig gemacht. — Adjeu! Ich muß machen, daß ich fortkomme. — Somit schlendert Herr Bocksfuß fort, sieht sich nach einem Winkelchen um, leert in der Eile noch eine Portion nächtlichen Weins ab, — und dann zu seinem Schreibpulte — gähnt, und — wünscht sich wieder so eine Nacht. — Solcher Herrn von Bocksfüße giebt es so viele unter uns, als

 die

die Römer nach dem Zeugnisse des Titius nur immer haben konnten.

Was? noch an der Toilette? — „O! ich bin nie früher fertig. — Wie können Sie aber so viele Zeit mit Ihrem Putze vertändeln? — Vertändeln? Ist die Zeit vertändelt, die man darzu anwendet, seinen Körper in Ordnung zu bringen. Sehen Sie, hier hat mir mein Schneider einen neuen Frack gebracht. Ganzer drey Wochen haben wir miteinander über den Schnitt, und die Falten spekulirt. Ist ganz etwas neues. Ich selbst habe ihm den Frack wohl zwölfmal vorgezeichnet. — Wie herrlich er paßt. Glauben Sie nicht, daß es der schönste Frack in der ganzen Stadt ist? — Und hernach diese Schnallen? Was halten Sie davon? Ich bin überzeugt, daß sie die größten unter allen Schnallen hier in Wien sind. Herr von Mohnkopf geht in seinem Fracke und Schnallen aus. Man begaft ihn, — das gefällt ihm; er geht weiter; die Gassenjungen sammeln sich, und strafen den leeren Mohnkopf durch ihr Lachen und Schreyen empfindlicher, als all die Freude werth ist, die er zu Hause über seine Erfindung fühlte. —

Diese und ungleich mehrere Thoren und Thörinnen, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, könnte man

alle

aus den Schriften der Römer so kennbar ausmahlen, daß jeder ausrufen müßte, „das ist er!“

Sie sehen, Freund, daß das Narrengeschlecht seine Kappe zu allen Zeiten und an allen Orten trug; und es würde mich ungleich mehr wundern, wenn es solcher Narrenkappenträger keine gäbe, als es mich wundert, daß ihre Innung noch so zahlreich ist. —

Vierzigster Brief.

Die Unterhaltungen eines Volkes verbreiten ein starkes Licht über die Karakterzeichnung desselben. Wenn die Griechen mitten in ihren Geschäften: Spiele! Spiele! riefen, so müssen wir uns ein sehr tändelndes Volk vorstellen; — und wenn unsre Herrn und Damen — oft im Betstuhle einander fragen: Auf die Redoute? — in die Komödie? — so können wir ebenfalls von ihnen nicht vortheilhafter denken, als von den Abderiten, die ihr Leben im stürmischen Wirbel des Vergnügens vertaumelten.

Sie sehen, Freund, daß ich, nach der mit Ihnen getroffnen Konvention, die Unterhaltungen unsrer Stadt zeichnen muß, um Sie in den Stand zu setzen, von unserm Karakter etwas genauer zu urtheilen.

Also zuerst das Theater! — Was unser Theater sey, obs gut oder schlecht sey, ob wir stolz darauf seyn können — ist so oft, so gut, und so schlecht, mit und

ohne Partheylichkeit, von uns und von deutschen Fremden schon gesagt worden, daß es leeres Korn dreschen hieße, diese Fragen noch einmal beantworten zu wollen. Ich werde mich dafür auf andre Gegenstände einlassen.

Nach vielen Schicksalen, welche unsre Bühne in den Händen so mancher Unternehmer ausgestanden hatte, entschloß sich endlich der Kaiser selbst, das deutsche Schauspiel zum Gegenstand der Unterhaltung eines deutschen Hofes und seines Volks zu machen. Er bezahlt freylich aus seiner Chatulle zur Unterhaltung des Theaters nichts; aber dadurch, daß er die deutsche Muse in Schutz nahm, befestigte er ihren Tempel, wenn anders die Baalspriester der Thalia und Melpomene durch ihre Selbstbefehdungen denselben nicht wieder zerstören.

Man hört alle Tage schreyen und schreyen, die deutschen Fürsten beschützten die deutsche Muse nicht. Der deutsche Bänkelsänger ist ein Geschöpf keiner Achtung werth, so wie der Bänkelsänger an der Themse, der Tiber, oder Garonne. Der Kopf von wahrem Verdienste aber wird in Deutschland gewiß geschätzt. — Wer sind die Männerchen, die ihre Backen wie Aeole pausen, und über die Nichtunterstützung der deutschen Muse, von deutschen Fürsten krächzen? — Meistens sind es Pigmäen aus der Heerde der Schöngeisterarmee, die allenfalls irgend einige Epigramme, oder Gedichtchen, oder Romänchen hinklexten, und nun, Wunder, wer

weiß

weiß was von sich machen! Gerade die unbedeutendesten Litterärinsektchen, die wie Sommermücken zu Tausenden auf einem Sonnenstrale herumgaukeln, sind es, die über Nichtachtung des deutschen Genies so erbärmlich schreyen, als wären sie in die Fuchsfalle eingeklammert. — Ich sag's Ihnen offenherzig, Freund, Deutschland und Deutschlands Fürsten unterstützen und schützen Deutschlands gute Köpfe gewiß; aber diese guten Köpfe müssen mehr, als Alltagsphysionomien haben. Ihren König ganz allein ausgenommen, der unter allen deutschen Fürsten den Parnaß der Nation, zu der er gehört, am wenigsten kennt, nennen Sie mir Einen Fürsten, der **wahre Genies** seines Vaterlands nicht unterstützte, schätzte? — Freylich hat nicht jedes Reichskönigleın solcher Genies viele! Ihr König aber hat sie, und kennt sie nicht, und belohnt sie nicht, wenn sie nicht französisiren. Ihre Genies haben daher ganz allein das Recht zu klagen.

Eben so verhält es sich mit dem Theater. Alles klagt, daß die deutschen Fürsten das deutsche Schauspiel nicht unterstützen. Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, wenn ich diese Klage höre. Was versteht man unter Unterstützung? — Eigene Gesellschaften halten? — Gut, ich will damit zufrieden seyn, weil ich es eingestehen muß, daß es die deutschen Fürsten eben so gut könnten, als sie italiänische, oder französische

Truppen zu unterhalten im Stande sind. — Selbst die Geschichte des deutschen Theaters liefert uns Beyspiele, daß die edlern und einsichtsvolleren Fürsten wirklich — deutsche Schauspiele hielten. Haben es diese gekonnt, so können sie es noch, und so manche andre ebenfalls. —

Allein nun eine Frage: Kann mans den Fürsten, die ihre Gesellschaften wieder abdankten, kann mans ihnen verdenken, wenn sie's thaten? — Ich glaube Nein darauf antworten zu dürfen. Sie wissen, Freund, die deutsche Theatermuse zigeunert von einem Winkel zum andern herum. Ihr Schicksal ist sehr schwankend; izt steht sie oft im wohlthätigen Sonnenstrale, und wärmt sich; und izt heult und zähnklappert sie im Hungerthurm zu Pisa. Man sollte denken die Lieblinge dieser Muse sollten mit dankbarem Herzen ihrem wohlthätigen Genius danken, der sie in eine sichre Hütte einführte; und sich ihres Lebens freuen. Aber man betrügt sich, wenn man so was denkt. Der Geist des Menschen ist immer unruhig; der Geist der Theaterprinzen und Prinzeßinnen übersteigt aber im Durchschnitte alles, was man sich nur vom unruhigen Menschengeiste denken kann. — Kaum bietet ein Fürst diesen Leuten seine Hand, kaum haben sie sich unter seinem Schutze satt gegessen, so tritt die Unersättlichkeit in ihre Seele. Ich will nur Gotha zum Beyspiel wählen. Es ist nicht mög=

möglich, daß ein Fürst gnädiger und wohlthätiger gegen irgend eine deutsche Schauspielergesellschaft seyn könne, als der Herzog. Und was war der Lohn dieser seiner Güte, seiner Wohlthaten? Uebermuth der Schauspieler und Actrizen. Es ist betrübt, gestehen zu müssen, da es so viele Beyspiele bestätigen, daß die Künstler der deutschen Bühne immer selbst die wohlthätigsten Unternehmungen der Fürsten durch ihren Stolz, ihre nie zu befriedigende Begierde, ihre Kabalen, und oft auch ihre schlechte Aufführung zernichtet haben. — Man kann nicht sagen, die deutschen Fürsten unterstützten das deutsche Theater nicht; man muß vielmehr sagen, das deutsche Theater verdiente nicht von ihnen unterstützt zu werden. Welcher Fürst wird die immerwährenden Fehden der Komödianten, ohne ihrer überdrüßig zu werden, ertragen? ihren stolzen Forderungen stets nachgeben? oder sich von 15 bis 20 Personen den Kopf so warm machen lassen, als stünd' er an der Spitze eines rebellischen Volkes, das er besänftigen wollte? —

Sie sehen, Freund, daß die Schuld an den Schauspielern selbst liegt, wenn sie so wenig Unterstützung von Fürsten erhalten. Der Geyer befasse sich auch mit Leuten, die, sobald sie von der Bühne treten, — Auswürflinge der Gesellschaft sind, in der sie leben, die, ihres unruhigen Geistes wegen, mehr zu fliehen, als zu suchen sind.

 Das

Das war eine Ausbeugung! Nun auf unser Theater wieder. — Als der Kaiser das Theater übernahm, wurd eine Hofkommißion über dasselbe ernannt. Allein ich bin so frey zu fragen, sind diese Männer, welche darzu bestimmt wurden, auch die Männer, die einen so unruhigen, kabalenvollen Körper, als jede Schauspielergesellschaft ist, in Ordnung halten, und ihrer Bestimmung gemäß dirigiren können? — Wie man darauf gefallen ist, einem Baron Kienmayer, der die Spitalanstalten in Wien unter sich hatte, — auch die Theateranstalten zu übergeben, begreife ich nicht. Dieser Kavalier hat große Verdienste, ich will es nicht läugnen; aber nicht jeder, der Verdienste hat, versteht auch das Theater. Warum wählte nan nicht einen Mann, der schon Beweise gegeben hat, daß er die Geschäfte desselben kennt? Muß es denn eben ein Hofrath seyn, um über Komödianten zu befehlen? Die jetzige Hofdirection ist nebenher mit Geschäften überladen, die in meinen Augen ungleich wichtiger und nützlicher sind, als Theaterfirlfanz; und wer die innere Verfassung dieser Gesellschaften kennt, der wird gestehen müssen, daß fünf einzelne Schauspieler einer Direction mehr Unruhe, mehr Geschäfte machen, als — ein ganzes Regiment dem Regimentskommandanten. Der Präsident und der Oberdirector des Theaters ist in die traurige Nothwendigkeit gesetzet, entweder wegen der übermäßigen Unruhe und

Streitig-

Streitigkeit des Theaterpersonals seine wichtigern Geschäfte zu versäumen, oder, wenn er diese wegen ihres größern Nutzens gehörig besorgen will, — das Theater zu vernachläßigen. Und was ist die Folge davon? — Daß die vielköpfige Hydra des Theaterklubs sich selbst überlassen bleibt, und die Streitigkeiten, — wie die Reichshofrathsprozesse im Interregn, sich anhäufen und verwirren. Ich bin es überzeugt, keiner der beyden Kavaliere, welche über das Theater bestellt sind, würde mir's übel nehmen, wenn ich ihnen geradezu sagte, das Theater ist unter ihrer Würde; einmal, weil sie wichtigere Geschäfte zu versehen haben, und dann, weil es ein eigenes Talent erfordert, ein Theater gut zu dirigiren; und dieses Talent selten dem Manne zu Theile wird, (welches auch eben nicht nöthig ist,) der sich dem Dienste des Staates von einer erheblicheren Seite zu widmen strebte.

Es mögen mir's die Herrn und Damen vom Theater — mag es in Deutschland existiren wo es will, übel nehmen oder nicht, ich muß es doch sagen, daß jeder verdienstvolle Kavalier, dem die Oberaufsicht über sie zugetheilet wird, zu beklagen ist, wenn ihn dies traurige Loos trift. Bevor er sich um alle die Lappalien bekümmert, die Sie, meine Herren vom Kothurn, für so ausserordentliche Wichtigkeiten ansehen, — als da sind, Madame N. — hat um 50 Gulden mehr Gage, als

die Frau irgend eines Theaterpatriziers; — oder Herr N. — spielte diese unbedeutende Rolle gut, man möchte gern verhindern, daß er nicht wieder im vortheilhaften Lichte erscheint; — oder N. N. hofirt euch Herren nicht genug, ihr wollt ihn zu verdrängen suchen; — oder dieses Stück sollte gegeben werden, dieser und jener hätten gute Rollen darinn, ihr wollt aber nicht, daß er gute Rollen zu spielen bekommt, das Stück wird also unterdrückt, — und hundert solcher Eselsschattenprozesse mehr, — wem wird die Geduld nicht zu schwinden anfangen, stets im Sykophantenstreite mit seinen Subalternen zu seyn?

Eben so verhält es sich mit der Hofdirection. Geplakt und geplagt wie diese von den Theaterindividuen, ist es ein Wunder, wenn sie euch, meine Herren, mehr fürchten, als Freybeuter, die auf ihre Güter fallen? Und soll der Mann von Geschäften, der Mann von Adel und Verdienst eure Abderitenstreiche wieder ins Gleiche formen? Hat er die Zeit, die Geduld darzu? —

Ja, werden Sie mir sagen, bester Freund, das sah der Hof vorher. Er setzte deswegen den Ausschuß ein, der die innern Geschäfte des Theaters besorgen, und auf diese Art die Hofdirection überheben sollte. — Ganz recht! Das sollte der Ausschuß! Er könnte es auch, — aber — — —

Hören

Hören Sie, Freund! — Unser Ausschuß ist eine Nachahmung der Pariser Theatereinrichtung. Allein er ist nur die Hälfte von dem, was der Pariser ist. In Paris muß der Ausschuß vor Nutzen und Schaden stehn. Die Herrn, aus denen er besteht, haben keinen Gehalt; sie theilen sich in den Ueberschuß des Eingekommenen nach Abzug der übrigen Gagen und Unkosten. Sie sind daher verbunden nach einem Zwecke fortzuarbeiten, wenn sie nicht in Schaden kommen wollen. Sie können keinen von ihrer Gesellschaft untergraben, ohne selbst Schaden zu leiden. Ihr Privatinteresse ist zu stark mit dem Interesse des Ganzen verknüpft. Sie können keinen Acteur necken, ohne sich mit zu necken. Das Stück, welches gut ist, oder gefällt, werden sie aufführen, ohne auf Privatrache oder Nebenabsichten zurück zu sehen; den Acteur, welchen das Publikum liebt, werden sie ohne Neid in seinem Fache herumtummeln lassen, so oft er kann, und das Publikum es wünscht. Kurz Rollen- und Gagenneid der größern Acteurs, und die daraus entspringenden Kabalen werden unterdrückt. Sie müssen ruhig und freundschaftlich leben, wenn sie nicht verhungern wollen.

Unser Ausschuß hingegen hat das nicht zu befürchten. Er steht im Gehalte. Er ist gesichert, es mag so bunt zugehn als es will. — Und eben daher entspringen auch die vielen Geschäfte, welche die Hofdirection

am

am Ende verdrüßlich, und aus Verdruß über die ewigen Stänkereyen — endlich mißmüthig und läßig machen. —

Aber wie ist dem Uebel abzuhelfen? — Eine wichtige Frage, Freund! Indeß will ich doch auf einiges antworten. Völlige Ruhe und Ordnung beym Theater zu erhalten ist beynahe eben so viel begehrt, als Desertion in Kriegszeiten zu verhindern. Aber die Störer der Ruhe im Zaume zu halten, das ist möglich. Aber wie? — Hören Sie, Freund, ich bin kein Liebhaber von Grübeleyen; ich will Ihnen also statt aller Vorschläge das Beyspiel des jetzigen Landgrafen von Hessen-Kassel aufstellen. Seine französische Schauspielergesellschaft machte es eben so bunt, wie jede andre. Klagen Streitigkeiten, Kabalen, und Zänkereyen nahmen so überhand, daß der Landgraf es endlich überdrüßig ward. Er lies ihnen also andeuten, der erste, der nur von der entferntesten Seite zu irgend einer Klage Anlas geben würde, sollte 25 ad Posteriora — zum Recompens für seinen unruhigen Geist erhalten. Die Acteurs lachten darzu, und trieben ihren Schlendrian fort. Der Landgraf lachte aber nicht, sondern hielt Wort. Zween wurden hintereinander auf die Hauptwache geführt, und vor der Wachtparade mit 25 richtig regalirt. Diese Art, ihnen ihre Ungebührlichkeiten begreiflich zu machen, war den sonst so flüchtigen Franzosen so ungewöhnlich, daß

sich

sich alle bis diese Stunde hüteten, ja nicht zur Gesellschaft als der Dritte irgend einem Grenadierkorporal unter die Hände zu fallen. — Das heißt zwar ziemlich militärisch mit den Herrn gesprochen; aber, glauben Sie mir, auf eine andre Sprache achten die Stephel Fähdinger des Theaters nicht. Es darf nur ein paarmal wiederholt werden, es hilft gewiß, probatum est. —

Aber da gehn die guten Acteurs weg. — So geschwinde nicht. Solche Gage, solche Ehre, und sichres beständiges Brod finden die Herrn nirgends. Und dann steht es ja bey ihnen, dieser Begegnung durch ihre Aufführung zu entgehen. Und sey es auch, daß diejenige, welche voraussehen, daß sie dieser Holzprobe ausgesetzet werden würden, — unser Theater verließen, — o! Deutschland hat itzt der guten Schauspieler so viele, daß man ihren Verlust ganz leicht — und oft auch besser noch versetzen kann. Aber fürchten Sie nichts, Freund, — jene, welche hier zu bleiben wünschen, und nicht blos hieher kommen, um zu laviren, wie der Wind von irgend einer Seeseite nach verflossenen sechs Pachtjahren wehen wird, — werden demohngeachtet bleiben, und sich bessern.

Freylich sind Stockschläge noch nicht alles, was den Theaterwirrwarr in Ordnung bringen kann und wird. —

Allein,

Allein vor der Hand erhält man doch wenigstens Ruhe. —

Ich will es versuchen einen Plan blos zu skiziren. Hier ist er. — Der Ausschuß soll unter einem Manne stehn, der — ohne eben Kavalier oder Hofrath zu seyn, — genaue und ganz umfassende Theaterkenntniß besitzet. Von ihm soll die Wahl der Stücke, die Austheilung der Rollen, die Aufführung der Schauspiele, und Dekoration abhangen. Er muß mit ganzer Vollmacht versehen seyn, nach seinem Gutdünken zu schalten und zu walten. Da ich von ihm Unpartheylichkeit und Einsicht zugleich fordre, so versteht sichs von selbst, daß er durch keine Nebenabsichten gelenket werde. Er wird dem Acteur, dessen Frau irgend einen Fürsten zum Protector hat, deshalb keinen Vorzug einräumen, und dies um so vielweniger, weil es wahre Beleidigung für die Denkungsart dieses Protectors seyn würde. Er würde dadurch zu verstehen geben, daß dieser Kavalier, um seiner Lais zu hofiren, die Dummheiten ihres Mannes zum Schaden des allgemeinen Besten ungeahndet wissen wollte. — Dieser Vorsteher wird ferner jeder Actrize, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, sie mag Landgüter geschenkt bekommen haben oder nicht, die Befolgung ihrer Pflichten einschärfen; wird sich durch den Vorwand: ich diene dem hiesigen Theater schon seit 30 Jahren, nicht verleiten lassen, ihr Vorrechte einzugestehn,

stehn, welche die Ordnung des Ganzen hindern; wird darauf sehen, daß die Gesetze genau und pünktlich befolget werden, und daß diese Gesetze nicht blos auf die Kunst, sondern auch auf den moralischen Karakter der Schauspieler sich erstrecken. Ein moralisches Handbuch für Schauspieler wäre sein erstes Geschäft, das er zu Stande bringen müßte. Er wird — ohne Rücksicht, jede Actrize, die durch ihre Protectionen den Kabalengeist anfachet, auf der Stelle abdanken. Ich sehe nicht ein, warum man eine schöne Theaterzofe, wenn sie mehr Verehrer für den Sinn, als für die Kunst erwecket nicht eben so gut von dem Altare der Thalia verscheuchen soll, als man das Recht hat, nach dem zwey und vierzigsten Kanon des Maynzer Konciliums alle Bilder, welche zu stark besucht werden, aus den Kirchen wegzunehmen, damit man dem Misbrauche zuvorkomme.

Freylich wird dieser Mann — Theaterrichter würd ich ihn nennen — ohne fernere Unterstützung von höherm Orte — immer nur noch der Popanz unter den Schauspielern seyn. Allein wenn die Fundamentalgesetze fürs Theater sich nicht blos darauf beschränken: welcher Sitz und Stimme im Areopagus habe? und was jeder für Forderungen machen dürfe? — wenn sie sich auch auf den sittlichen Karakter des Schauspielers erstrecken, und die Obrigkeit befehliget wird, jede

Uebertretung dieser Fundamentalgesetze mit allem Nachdrucke ohne Ansehen der Person, der geleisteten Dienstjahre, des Anhangs, des Kredits beym Publikum — zu strafen — so müßte es sehr wunderlich zugehn, wenn die störrigen Köpfe nicht zum Gehorsam gebeugt werden könnten.

Der Ausschuß selbst sollte aus den besten Gliedern der Gesellschaft bestehen. Auch die Damen wären sodann nicht ausgeschlossen, nur mit der kleinen Einschränkung, daß sie eben nicht nöthig hätten Richterinnen bey den Versammlungen abzugeben. Zwar, da mein Theaterrichter mit der Infallibilität wenigstens — begünstiget wäre, so haben auch die Herrn nichts darein zu schwatzen. Viel Köche versalzen die Suppe. Dieser Ausschuß sollte lediglich darzu bestimmt seyn, dem Theaterrichter mit Rath und That an die Hand zu gehn. Das plus der Einnahme sey der eigentliche Gehalt des Ausschusses, damit sie gezwungen werden einig, und ruhig zu leben. —

Das wär' ohngefähr so mein Plänchen. — Meins, sagt ich? — Nein Freund, meins nicht; ich will mir keine Feder in den Busch stecken, die mir nicht gehört. Auch wär' ich nicht stolz auf dieses Plänchen. Man sieht ihm, ohngeachtet ich ihn aus dem Munde eines bekannten Dramaturgen habe, — allenthalben die

Wind=

Windlöcher an, durch welche der Sturm nach wie vor auf allen Seiten wehen kann. Im Ernste ich rezitirte dies Plänchen nur deshalb um meinen Spas zu haben; um Sie überzeugen zu können, daß auch gute, der Sache kundige Köpfe — alte Fehler oft blos nur mit neuen gut zu machen wissen. 00100 ist der weidliche Projectant. —

Alles, was ich vom Theater sagen kann, sagen will, besteht darin, daß ich denjenigen herzlich bedaure, der sich damit befängt. Mag er noch so gute Plane haben, der winzigste Theatergauch untergräbt sie; mögen seine Gesinnungen noch so vortheilhaft gegen dasselbe seyn — einige von ihnen werden selbst diese Gesinnungen zu mißbrauchen wissen; mag er sich noch so verschwenderisch gütig gegen die Schauspieler betragen, sie werden doch nie befriediget, nie durchgängig mit dem lebhaften Gefühle der Dankbarkeit und ihrer Pflicht beseelet werden. Was soll er aber thun, um wenigstens zu verhindern, damit alle die Uebel, welche — mag ein Theater existiren wo es will — allenthalben sich einnisten, nicht zur Fruchtbringenden Reife hinanwachsen? — Ich weis kein anderes Mittel, als:

Recipe. Grenadier-Korporal ℔ CL
Haslinger ℔ j ß
Tactus ad posteriora, ad libitum

wohlgezählt, gestrichen, und abgemessen dem störrigen Patienten zu repetiren, so oft sich ein Recidiv ereignet. —

Ein und vierzigster Brief.

Das Theater, so wie es bey uns ist, ist eine unsrer Lieblingsunterhaltungen. Ich habe mich manchmal über den schnellen Fortschritt, den es machte, gewundert. Gottsched hatte mit der Neuberin den Hanswurst oder Arlekin lange schon vertrieben, als man bey uns noch immer Burlesken gab. Allein ich muß es zur Ehre unsrer Nation gestehen, daß sie sich dieser Reforme weit williger unterwarf, als Ihre Landsleute und die Sachsen. Wahr ist es, die Magisterchen und Doktorchen aus allen Fakeltäten, wie mein Jude sagt, schimpften bey Ihnen weidlich über den Arlekin. So bald er verschwand — verhungerte die Neuberin. Bey uns wars umgekehrt. Wir bedauerten zwar die Hannswurstjacke, schimpften auf Sonnenfelsen, der sie uns raubte, wir gingen doch aber zu den guten Stücken. Kaum waren einige Jahre verflossen, so wurd der sonst so beliebte Bernardon — bey uns ausgepfiffen, da Sie in Ihren geschmackvollen Zeiten — unsre zwar oft belachte aber immer ausgeschimpfte Magera aufführten.

Wir

Wir trauerten um den Hanswurst — aber wir ließen die guten Stücke nicht unbesucht. —

Und noch itzt frequentiren wir das Theater gierig. Die Kassescontrirung findet kaum einen Unterschied von den Zeiten der Hanswurstiaden und Bernardoniaden. — Seit dem man die vorgefaßte Vorliebe gegen unsre Theaterveteranen abgelegt, und auch fremdes Talent gelten läßt, gewinnt die Theatersache bey uns eine der herrlichsten Aussichten. Nur muß ichs bekennen, daß es mich wundert, warum man hier nicht eben die guten Stücke giebt, die auswärts, ja, die selbst auf unsern Provinzialtheatern gegeben werden. Muß denn jedes Stück nur lokal seyn? Muß denn jedes Stück, bevor es gedruckt wird, den fünf Weisen — ob aus Morgenlande oder Griechenlande gleich viel, — zum Richterurtheile vorgelegt werden, wenn es gegeben werden soll? So viele, und so viele gute — neue Stücke, deren Verfasser zu stolz waren, sich dem Ausschuß zu unterwerfen, — gehn durch diese eigensinnige Laune verlohren. — —

Doch lassen Sie mich den kritischen Ton herabstimmen, und dafür unser Volk im Schauspielhause betrachten. Freund, in der That, man geräth in ein ehrwürdiges Erstaunen, wenn man unsre Logen und Parterr übersieht. Ein zahlreicher glänzender Adel (denken Sie sich aber dabey nicht Ihre Edlen von ***, sie heißen bey uns nur Herrn vom Zwiebeladel) — und eine

ansehnliche Menge aus allen andern Ständen, der mans ansieht, daß Wohlbehagen und muntre Laune sie zum Besuche des Theaters einladet, flößen dem Fremden, der sich so Mitten im Gedränge findet, Ehrfurcht ein. — Dem Fremden, sagt ich? — Nein, Freund, ich widerrufe, wenn dieser Fremde aus Ihrer Gegend, oder aus Hamburg und den herumliegenden Provinzen, oder aus Sachsen, dem Hannövrischen, und Braunschweigischen, oder sonst aus irgend einer freyen Reichsuniversität ist. — Diese Herrn, die vernünftigen ausgenommen, — denn nicht alle, die da reisen sind klug, weil, wie Hagedorn sagt, nicht das viele Reisen den Dummen klüger macht — werden sich immer als Cedern unter dem Gesträuche ansehn, und alles lächerlich, alles ihres Naserümpfens würdig finden. Allein um den Beyfall solcher Hansen bekümmert sich auch Niemand bey uns; wir lachen, wenn wir sehn, daß alles, was nicht auf ihrem Beete wächst, ihnen misfällt. Wir wissen zu gut, daß ihnen eine Rose bey uns zu stinken scheint, eine verdorrte Hülse an der Elbe oder Spree aber balsamische Gerüche für ihre kritische Geruchsnerven ausduftet. — Wir lassen jedem sein Steckenpferdchen, und reiten dafür auf dem unsrigen.

Also, unser Theater wird, besonders bey neuen, oder bekannten guten Stücken stark besucht. Freylich ist nicht jeder, der sich vor die Bühne drängt, auch blos

der

der Bühne wegen da. Sie sollten die Augengläser nur sehen, die unsre Stutzer nach den Logen und der dritten Gallerie zu richten pflegen, und Sie würden gewiß mit mir darüber lachen, wie doch so mancher Kraft und Saftloser Ritter lieber die beste Stelle des Stücks unbemerkt läßt, als das Vergnügen vermißt, jedes runde volle Gesicht, geschminkt oder nicht, gleich viel, — jedes schwarze Auge, jeden schönen Busen im ganzen Schauspielhause aufzuspüren. — Im Grunde betrachtet, so ist unser Schauspielhaus das Haus, wo man sich die Rendez vous bestellt. — Die dritte Gallerie scheint mir der wahre Tummelplatz für unsre Ritter zu seyn. Ich bedaure jeden, der dahin kommt, um vom Stücke selbst etwas zu sehn. Es werden da so viele kleine Duodramen angesponnen, daß es fast unmöglich ist, etwas von der Vorstellung selbst zu fassen. Dieser Venuslerm wird manchmal, besonders, wenn der Kaiser nicht zugegen ist, sehr stark. Auch in den Logen des ersten Ranges wird es zu Zeiten sehr munter und lebhaft, daß oft die Zuschauer auf dem Parterr in ihrer Aufmerksamkeit und Andacht gestöret werden. Vorzüglich, sagte man mir, soll sich eine Loge auszeichnen, der man Spottweise — den Spitznamen N. N. **Bierhäuschen** gegeben hat. —

Was ich von unsern Schauspielern halte, möchten Sie wohl auch gern wissen? — Viel Gutes, Freund!

 Aber

Aber wir haben mehr gute Frauenzimmer auf dem Theater, als Chapeaux; und was das merkwürdigste ist, die besten unsrer Damen haben sich hier oder doch in unsern Gegenden gebildet, ohne je auswärtige — so genannte Hochdeutsche Bühnen zu sehn. Der Anstand, der Adel, wird auf jeder Bühne Deutschlands vermißt, wenn man nach den Damen blicket. Aber auch so unsre Herren? Wenn Lange nicht so viel accentuirte, nicht jedes Wort so herauswürgte, — ein Fehler aller unsrer hier gebildeten Acteurs, der theils durch die wegen der Größe des Kärnthnerthor-Theaters nöthige Anstrengung der Stimme, theils durch die unglückliche Sucht entstand, — die Franzosen, welche unter Kaiser Franz bey uns spielten, nachzuahmen; — wenn Lange diesen Fehler nicht hätte, er wär der erste Liebhaber Deutschlands. Man kann sich keinen Kavalier denken, der eine feinere Lebensart in seinen Sitten zeigte, als er auf der Bühne. — Die aus wahrer Liebe eifersüchtigen jungen Ehemänner spielt er mit so vieler Natur, daß man fast auf den Gedanken gerathen möchte, **er spiele diesen Karakter auch ausser der Bühne.**

— Ob Stephanie der Jüngere sein Dichtergenie nach gegen 500 Gulden Zulage und vier freyen Einnahmen verpachtet habe, um alle Quatember sein Stück zu liefern, kann ich Ihnen nicht sagen. Schrieb er lieber alle Schaltjahre eins, so würde man nicht so viele Ur-

sache

sache haben, selbst das Gute, was er wirklich besitzt, wegen des vielen Schlechten zu vergessen. Er würde dann Deutschlands guter Dichter einer seyn, da er izt einer von Deutschlands Vielschmierern ist. —

Brockmanns Beyfall ist getheilt. Von einigen wird er vergöttert, — von den Schinkianern anathematisirt. Die Vernünftigen und Unpartheyschen finden aber — einen wahren großen Schauspieler an ihm. Ihn in Silber zu prägen konnten freylich nur die Berliner, die nie was bessers sahen. Indeß seh ich, und jeder unbefangene Brockmann immer gern. Nur muß er keinen Nebenkarakter in seine Hände bekommen. Er ist da zu sehr beengt, er kann nicht ausbrechen, — und der ganze große Schauspieler geht in kleinen Rollen verloren. —

Nicht so Schröder. Er würde auch aus einem Statisten was machen. Dieser Mann ist ein Beweiß, daß wir, mag Kabale angesponnen werden, welche da will, — wahres Verdienst auch wahrhaft schätzen. Sie haben sich schon so oft mit mir über das Schicksal so mancher Acteurs gewundert, die vom Auslande zu uns gereiset kamen, und — ohngeachtet sie Halbgötter in allen Ihren Zeitungen, Journalen, und Almanachen gescholten wurden, doch nicht gefielen. Ich glaube die Ursache aufzufinden. — Man kann ein großer Schauspieler seyn für die Nation, für die man sich gebildet hat.

Aber dieser Schauspieler muß in den Gränzen der Nation bleiben, nach der er sich bildete. Nur der Künstler, der die Natur zu seinem Muster gewählet, darf auf den Beyfall aller Nationen rechnen. Die Natur ist allenthalben dieselbe, — aber die Sitten, die Denkungsart, und die Karaktere der Nationen sind's nicht. Daher kam es also auch, daß solche National-schauspieler sehr selten bey uns gefielen. Zu der uns unbekannten Karakterzeichnung, welche diese Theaterpilgrimme uns vorlegten, kam noch der große Ruf, der vor ihnen hergieng. Wir, die wir nur selten ein Talent öffentlich loben, glaubten, ein Mann, den Gedichte, Epigramme, Kupferstiche, Recensionen, Dramaturgien, Journale, Zeitungen, Taschenbücher, Almanache, und fliegende Blätter so zu sagen vergötterten, könne nichts weniger, als — ein Gott seiner Kunst seyn. Wir wußten nicht, daß oft all' die Panegyristen zusammen kaum so viel Beurtheilungskraft besaßen, daß sie das verstünden, was sie selbst schrieben. Wir erwarteten daher ausserordentliche Dinge, und sich — das Ende vom Spiel war, der Berg gebahr eine Maus.

Es ist wahr, viele dieser bey uns durchgefallenen Acteurs waren so gut, als unsre guten Schauspieler selbst; sie haben oft die Begegnung nicht verdient, die ihnen wiederfuhr. Aber Sie wissen, Freund, wie aufgebracht die getäuschte Erwartung wird. Man versprach

sprach sich Wunderdinge, und bekam Alltagsgerichte dafür. —

Schröder kann mir zur Rechtfertigung dienen. Wär er Nationalschauspieler gewesen, er hätte nie den Eindruck auf uns gemacht. Er ist aber Schauspieler nach der Natur, — und ist's im großen Grade, — ist's ein Wunder, wenn er überall gefällt, und stets gefällt? —

Unsre Operette — ist von Seiten der Kunst, unstreitig die beste in Deutschland. — Wir haben nicht blos Sänger, wir haben Virtuosen. Allein warum glauben doch die meisten Virtuosen schon ihre ganze Pflicht zu erfüllen, wenn sie ihre Arie nur kunstmäßig singen; und vergessen über ihren Trillern und Formaten den Acteur? — Man sollte manchem Sänger den St. Albain, den Riccobani, den Garrick in die Hände wünschen. —

Doch was hilft wünschen, Freund. Die besten Wünsche gleichen immer nur einer Seifenblase, welche zerspringt, sobald man sie bläset. — Auch ist das Publikum meistens mit blossem Gesang zufrieden; soll es der Kunstrichter nicht auch? oder muß er's nicht? —

Verzeihn Sie mir, Freund, daß ich Ihr Verlangen, Theateranekdötchen zu hören, nicht befriedige. Solche Sachen sind schon hundertmal gesagt und nachgebetet worden. Auch weiß ich, daß Schink daran arbeitet.

beitet. Ich überlasse ihm diese Mückensaugereyen ganz gern; er versteht sich auf so was besser als irgend ein Zoilus in der Welt. Gedulden Sie sich daher, bis dieser Mann auftritt, und Sie werden, ich vermuth es wenigstens, gewiß ganz befriediget werden.

Zwey und vierzigster Brief.

Der Augarten, bester Freund, ganz ein Werk unsers Menschenschätzers Josephs, ist in meinen Augen eins der herrlichsten Denkmale seines großen Herzens. Bolla hat ihn besungen; aber ich mag von einem Dichter, bey dem die Natur ihre Schätze auskramt — keinen, auch nicht den kleinsten Pinselstrich borgen, um Ihnen ein Gemälde nach seiner Farbenmischung von unserm Augarten zu entwerfen. Aber auch von mir müssen Sie kein Gemälde erwarten. Ich bin nichts weniger als Mahler. Ich kann Ihnen von unserm Augarten weiter nichts sagen, als daß er mir wegen der allenthalben freyen — aber immer abwechselnden Perspektive und Aussichten ungleich besser gefällt als der Thiergarten in Berlin, wenn ich auch die Unbequemlichkeit nicht mit in Anschlag bringe, daß man in Ihrem Thiergarten — wie durch eine Sandfluth waten muß. Ich verkenne die Vorzüge Ihres Thiergartens nicht; ich habe viele — glückliche und vergnügte Stunden darinnen

zuge-

zugebracht. Allein auch unser Augarten hat seine besondern Vorzüge, die ich Ihnen lieber selbst zu sehn und zu geniessen wünschte, als daß ich sie Ihnen beschreiben sollte. —

Der Kaiser hat sich selbst ein Sommerpalais hingebaut, wo er im Zirkel seiner ausgesuchtern Freunde sich von seinen Geschäften erholet. Sie kennen diesen Menschenfreund schon aus seinen Handlungen; Sie wissen, daß ers gern sieht, wenn sein Volk sich mit ihm, oder vielmehr, wenn er sich Mitten in seinem Volke unterhalten kann. Er hat daher alles Mögliche zur Bequemlichkeit des Publikums eingerichtet. Sie würden erstaunen, über das Ungezwungene, mit welchem hier der Soldat an der Hand seines Schätzchens, der Minister, der Priester, der Jud', die Phryne und ihre Minerva, der Bürger aus allen Ständen und Klassen neben und um den Kaiser auf- und abspatzirt, ohne sich im geringsten in seinem Vergnügen stören zu dürfen. Wenn in Ihrem Thiergarten der Gouverneur erschien, wurden ungleich mehrere Cirkumflexe vor Seiner Exzellenz et Ordonanzen gemacht, als man hier macht, wenn der ganze Hof erscheint. Der Monarch wandelt unter den Tausenden, die ihn in seinem Garten umgeben, weit zufriedner von dem dankbaren, Liebe stralenden Auge seiner Unterthanen gegrüsset, als durch all' andre

knecht-

knechtische Etikette, die das seligste Vergnügen vergället. —

Glänzenderes können Sie sich kaum etwas vorstellen, als die Gesellschaften, die man hier antrift. Geputzt und parfümirt, geschminkt, geschnürt und bordirt, und frisirt, und gallonirt, schwellt sich alles, was sehn und und gesehn werden will, zusammen. Da rauschen Schwadronen Damen, hinten drein Pelotons Offiziere, auf den Flanken zur Escorte einige Abées Alleen auf, Alleen ab. Ich bin oft in dem halben Zirkel vor der Seufzerallee, den ich den Wachtparadeplatz der schönern Welt im Augarten nennen möchte, gestanden, und habe dem Gewühle von Menschen zugesehn. Wie das froh ist, und flattert, und zwitzert, und liebelt, und einander durch Blicke electrisirt, und locket, und mit der ganzen Gottes lieben Welt zu tändeln scheint; — gleich drauf eine Colonne Pharisäer, Grotianer, Philosophen, Broschürenschreiber und solcher finstrer Insecten mehr hinten drein trappt; — und wieder mit einem Heere wohlbehaglicher froher Menschen allerley Geschlechtes, Stands, Würde und Gelichters abwechselt, und so — wie in einem Reihentanz alle Raritäten und Absurditäten Wiens im ewigen Zauberzirkel vor der Nase vorbey zu tanzen scheinen!

Ausser den Spatziergängen finden Sie alle übrige Bequemlichkeiten, welche diesen Erlustigungsort noch angeneh-

genehmer — vorzüglich für zärtliche Nährväter ihrer Schmerbäuche — machen. — Der Kaiser ließ zween schöne und geräumige Säle bauen, wo die Hungrigen und Durstigen — versteht sich pro numis propriis — sich so gut als es ihnen nur immer beliebt letzen können. Man findet oft Tafelgesellschaften die sehr zahlreich sind. Von zween Gulden bis zwölf für die Person wird hier servirt. Da dies blos die Tafel und nicht den Trunk gilt, welcher besonders bezahlt wird, so können Sie sich hieraus, Theils von dem guten Appetit meiner Landsleute, Theils von dem Geiste der Verschwendung einigen Begriff machen. Freylich hatten diese Tafelgesellschaften oft das Mißvergnügen, daß sie von manchem jungen Hochgräflichen Narren insultirt wurden, der sich als Zuschauer zu ihrem Tisch hinstellte, und witzige Randglossen zu der vollgedeckten Aßiette machte. Um auch von dieser Seite das Publikum ungezwungen ihr Vergnügen genießen zu lassen, baute der Kaiser noch einen Flügel, wo abgetheilte Zimmer angebracht sind, damit die Gesellschaften sich ungesehen, ungestört, und nach ihrem Wohlbehagen unterhalten können. —

Von der dreisten, sich um Nichts bekümmernden Denkungsart des Wieners, sobald er für sein Geld zehrt, sich einen Begriff zu machen, kann Ihnen folgende Tracteuranekdote dienen. Dreyßig Personen bestellten in Gesellschaft bey dem Tracteur Tafel für die Person

zu 12 Gulden. — Der Kaiser sieht die Zubereitungen, und frägt im Vorbeygehn, für wen diese Tafel bestellt sey? — Der Tracteur wußt' es selbst nicht, indem nur einer die Kommißion bestellte. Die Gesellschaft sieht und hört, was der Kaiser fragt. Um allen Glossen auszuweichen, kommt der Mann, der diese Tafel bestellte, zahlt dem Tracteur die 50 Souverainsd'or, und die Gesellschaft fährt, noch eh sie gegessen hat, weg. Indeß, begierig diese Gesellschaft an der Tafel zu sehn, kommt der Kaiser um zwey Uhr wieder, sieht die Tische abgeräumt, und die Gäste verschwunden. Er frägt nach der Ursache; und der Tracteur sagt ihm gerade zu: die Herren hätten nicht gern von ihm bemerkt seyn wollen. —

Die Musiken, aber freylich etwas bessere als die bey Korsika in Berlin von den Dilettanten, verherrlichen noch oft die Unterhaltungen in diesem wahren Elysium Wiens. Nicht nur Nachmittags im Saale selbst, — sondern auch zum Morgengruß der aufgehenden Sonne werden solche Amphionsopfer dem feinern Gefühle der Verliebten und Nichtverliebten gebracht. Kurz, jedes feine, geschmackvolle, so wie jedes rauschende, betäubende Vergnügen werden Sie hier finden und genießen können.

Ob auch Abendtheuerchen bestanden werden? — Ja, Freund. Freylich nicht bis zur Gürtelablösung; aber indeß werden doch die Knoten darzu aufgeschürzt.

An

An Sonntagen, oder sonst an jedem schönen Tage können Sie darauf rechnen, daß Sie gewiß alles, was dem Amor und seiner Mama mit sittsamer Gebehrde sich widmet, mit allem Schmucke, aller zu Schau ausgestellten Anlockung, da beysammenfinden. Sie werden oft mit einem gnädigen Fräulein auf irgend einer Ruhebank im Garten zusammentreffen, ihrer gnädigen Mama oder Tante Ehrfurchtsvoll die Hände küssen, beyde an ihren Wagen begleiten, sich wohl von ihren Bedienten selbst hineinheben lassen, mit ihnen nach Hause fahren, — und an der gnädigen Tante — eine Marchande de Mode und an dem gnädigen Fräulein eine Gespielin der berufnen Dukaten Nannette finden. Es geht überall gar schnurrig zu. Ueberhaupt würd' ich jedem Fremden rathen, vor allen Frauenzimmerbekanntschaften, die auf Promenaden gemacht werden, sich zu hüten. Es scheint, diese Promenadedamen haben alle das — für unsre Gelehrten so lange verloren gewesene Geheimniß des griechischen Feuers von unsern Nichtphilosophen erhalten. Wenigstens zeigt es der alltägliche Erfolg, daß sie alles, was ihrer Ekliptik zu nahe kommt — bis auf das Mark in den Brand zu stecken im Stande sind.

Ausser den Lustfräulein — drängt sich auch noch manche Fanferlüsche in den Schwarm, und wirft ihre goldhaltigen Netze auf die wohlehrsamen Ritterchen

aus. Findet nun einer Geschmack daran, und ist er anders Sattelfest, so mag er den Fanferlüschen als Bremsenritter vorgallopiren, so viel's ihm behagt; ich steh ihm dafür, er versieht seine Stallmeisterdienste mit ergiebigerem Lohne, als Sancho Pansa.

Drey und vierzigster Brief.

Heute müssen Sie sich's schon gefallen lassen, mit mir in den Prater zu spatzieren. — Wer die ungekünstelte Natur liebt, findet hier seine Letze, und wieder ungleich besser, als in Ihrem Thiergarten. Wollen Sie Meilen lange Aussichten durch breite Alleen, oder ausgehauene Bahnen, — Sie finden sie hier; — wollen Sie kleines Buschwerk, oder von alten ehrwürdigen Bäumen strotzende Waldung, Einsamkeit, oder Gewühl, Vogelgesang, oder Menschengeschrey, Wasserwellen, oder schäumende Weinbecher — alles können Sie sich hier und in unendlichen Abwechslungen nach Ihrem Geschmacke wählen. Ein Theil des Praters gleicht einer Stadt, die in einem Garten hingestreuet ist, so viele schöne, mittelmäßige und schlechte Buden und Sommerhäuser giebt es hier. Fast jeder Wirth hat hier auch seine Schenke, sein Lusthaus, seine Kegelbahn, seine Ringelspiele, Taubenschießen, Schaukeln, Billiarde, Tanzsäle und Küchen. Und die Wirthe in Wien sind zahlreich. Wenn man in

die

dieser Gegend des Praters herumwandelt, so deucht es einem, in Arkadien zu schweben. Grüner Rasen, auf dem man zwischen hohen alten, verschiedentlich gruppirten Bäumen hin und her schlendert; in dem immer fortdauernden Schatten der Bäume eine unzählige Menge von Leuten, die Theils an Tischen oder in kleinen Sallons sich vollzechen, und guter Dinge sind; oder Arm in Arm geschlungen mit ihrem Freunde, oder ihrer Trauten lustwandeln, — die immerwährende Abwechslung der Gegenstände, izt Plätze, voll vom Gewühl der Menschen, izt wieder Wiesen, eingeschlossen von einem Quarré von Bäumen, izt unabsehbare Alleen, izt wieder Menschengewühl, und so fort, — alles zusammen macht den Prater für den, der die kunstlose Natur in ihren verschiedenen Scenen liebt, zum angenehmsten Ort. —

Wahr ist es, wenige wissen den Prater zu geniessen. Selten werden Sie ausser den Gränzen, worinn die vielen Küchen und Keller sind, Menschen antreffen. Wie es nun ist! Der Wiener legt in keinem Falle die väterliche Liebe für seinen Schmerbauch ab; also auch hier. Er ist aus der Stadt in den Prater gewatschelt, es ist also billig, daß er bey der ersten der besten seiner Lieblingsküchen Halt macht, und seine erschöpften Kräfte wieder zu ersetzen sucht. —

Vor einigen Jahren — in der Zeit nemlich, da die Keuschheitskommißion ihre Inquisitionsrechte noch im vollen Ansehn ausüben durfte, waren jene abgelegenen Buschgegenden von Militär- und Polizeypatroullen scharf bewacht, damit ja nicht in irgend einem Winkelchen Zevs der Aphrodite den Gürtel lösen möchte. Man sagt, daß eben durch diese Patroullen die Lüsternen auf die Gelegenheit aufmerksam geworden sind. Verschiedene Amadis und Don Quixotts, die theils ihrer Dulcinea, theils ihrem Schmetterlinge nachspührten, seyen Mitten aus dem Gefechte irgend eines bestandenen Abentheuers aufgehoben, und zur namhaften Geldstrafe verurtheilt worden. Izt sind diese Keuschheitswächter unnöthig. Es war ungerecht, dem Näscher anlockende Gelegenheiten so zu sagen, hinzupflanzen, und, wenn er ihrer genoß, ihn sodann zu strafen. Der Gesetzgeber muß nicht wie eine Spinne im Hinterhalte auf den Verbrecher lauschen, und wenn er strauchelt, ihn vor den Richterstuhl fodern. Das Gesetz muß so viel als möglich die Bahne ebnen, daß der Schwächling nicht strauchle. Und so macht' es auch der Kaiser. Es war ihm wenig damit gedient, daß dieser Ort, der blos zum Vergnügen dienen sollte, eine Mausfalle würde, worinn sich jeder, der da Fett wittert, fangen könnte. Es lag ihm mehr daran, die Gelegenheit selbst aus dem Wege zu räumen. Er ließ daher alle jene — ohngeachtet des Ver-

botes

botes so oft zum paphischen Tempe umgeschaffene Lusthayne — durchhauen, Fußsteige und Fahrwege durchziehen, und so — da jedermann darinn herum wandeln darf, — alle die Verborgenheit, welche sonst anlockte, zernichten. Er erhielt dadurch zween Vortheile zugleich. Er verhütete, daß seine Bürger nicht mehr von den Keuschheitswächtern wie die Fliege von der Spinne in ihrem Netze gehascht wurden; und verschaffte zugleich dem Ganzen einen Reitz mehr, indem durch diese angelegten Wege sich nun die schönsten, die unerwartetsten Aussichten in die Ferne dem Auge öfnen. —

Freylich giebt es viele, denen diese Auslichtung des Praters nicht gefällt. Aber das sind auch nur Herren und Damen, die des Tages Licht bey ihren Unterhaltungen scheuen; oder keinen Sinn für das Große, Weitaussehende haben. Wer kann allen Narrenkappen Recht thun? —

Unsre Feuerwerke, deren wir zwey im Prater haben, sind ein Vorzug dieses Orts, der ihn vor allen übrigen ähnlichen auszeichnet. — Wenn man bedenkt, daß diese Feuerwerke öffentliche Spektakel fürs Publikum sind, und wenn man ihre Reichhaltigkeit, ihre Abwechslungen, ihre Kunstprodukte dann blos als — Werke einzelner Unternehmer betrachtet, so muß man gestehen, daß wir ganz allein diese Spektakel besitzen. Es ist

nicht möglich schönere — aus diesem Gesichtspunkte zu geben. Verstehn Sie mich wohl, Freund. Ich rede von unserm Feuerwerke, wie von unserm Schauspiele. Wenn Fürsten bey Feyerlichkeiten Lustfeuer abbrennen lassen, so zweifle ich gar nicht, daß diese Feuer prächtiger, und kostbarer seyn können und auch wirklich sind. Aber — als bestimmtes wöchentliches Schauspiel betrachtet — existirt nirgends ein Amphitheater, auf welchem schönere Feuer abgebrannt würden.

Diese Lustfeuer werden stark besucht. Auch ist es eine mit sehr vielen Nebenvergnügungen vermischte Unterhaltung. Am schönen Sommertage so im Grünen seine Mahlzeit unter schattigen Bäumen und der Tafelmusik tausend fröhlicher Vögel einzunehmen; dann Gottes herrliche freye Luft auf all' den abwechselnden Spaziergängen einzuathmen; endlich den Schwall von Menschen, der wie eine Fluth aus der Stadt gegen den Abend in Kutschen, zu Pferde und zu Fuße sich hier zusammendrängt, zu überschauen — schon dies lohnt die kleine Auslage, die für das Feuerwerk beym Eingange im Prater bezahlt wird, reichlich. Sie können sich keinen Begriff davon machen, Freund, wenn Sie es nicht selbst mit ansehn, wie die Tausende, die sich oft zusammen sammeln, jedes nach seinen eignen Planen und Absichten da herumtrippelt und herumschlendert. Sie treffen zuverläßig die ganze junge schöne Welt an, die sich zum

Kaufe

Kaufe herumträgt. Da sollten Sie das Wittern der Spürhunde, das Apportiren der frisirten Budelchen, das Zusammenketten aufgejagter Füchse und Füchsinnen, das Herzen und das Vorempfinden darauf folgender Priapsgefechte, und all' den Wirrwarr bemerken, und Sie müßten lachen, wenn Sie auch zehnmal Heraklits Thränengefühl besäßen. —

Der Prater ist, wegen der vielen abwechselnden Scenen, woran sich die verschiedenen Launen der Menschen innigst ergötzen können, ein Ort, dessen Genuß wir lediglich der Menschenliebe des Kaisers zu danken haben. Vormals wurden Schweine und Hirsche darinn gemästet und fast Niemand durft' dieses Lustwaldes genießen. Joseph öfnete ihn Troz all' der Gegenminen seiner Hofleute — seinem ganzen Volke. Einige seiner Vertrauteren stellten ihm vor, daß es für den Adel sehr unschicklich seyn würde, so unter dem Troße von gemeinen Leute herum wandeln zu müssen. — „Was schadets„ antwortete Joseph, — auch diese Leute sind Men„schen, und gute Menschen. Wenn jeder nur mit sei„nes Gleichen umgehn wollte, müßt ich mich in die „Gruft bey den Kapuzinern zu den Leichen meiner Vor„ältern einschliessen.“ — Eine andre Parthey eröfnete ihm, daß durch die Menge der Menschen das Wild aus dem Prater würde vertrieben werden. — „Aber „doch nicht aus meinem Lande?“ antwortete er. —

Nein, aber es wird wild und scheu. — Desto besser! Ich will Wild — und nicht Kühe jagen! — Man sah endlich ein, daß Joseph zu viel Volksliebe besäße, und stund von fernern Vorstellungen ab, — und izt ist unser Adel an das Volksgewühl so gewöhnt, daß er selbst an diesem eine Art von Unterhaltung und Reitz mehr findet. So kann der Fürst die Denkungsart vieler Tausende durch sein Beyspiel umschaffen.

Vier und vierzigster Brief.

Sie irren sich, Freund, wenn Sie glauben, wir Wiener liebten nicht auch die Vergnügungen, die uns das Land anbietet. Sie können auf einige Meilen weit im Sommer auf dem Lande herumfahren, und fast in jedem Dorfe Gesellschaften aus der Stadt antreffen. — Nußdorf, Klosterneuburg, der kahle Berg, Mauerbach, Simmering, Schönbrunn, Laxenburg, Baaden, und ungleich mehre Oerter locken den nach Zerstreuung, nach Unterhaltung lüsternen Städter zu sich. Es ist billig, daß ich Ihnen die Unterhaltungen von einigen dieser Oerter in etwas beschreibe.

Nußdorf — am Füße des **Leopolds Bergs** auf der einen, und an der Donau von der andern Seite ist zwar nur ein Dorf, aber, wie die meisten um Wien herumliegenden Dörfer, mit den schönsten, geschmackvolle-

sten Lusthäusern geziert. Ausser den Privatgesellschaften, welche die Eigenthümer dieser Gärten und Lusthäuser den Sommer, auch Fastnachtszeit hier veranstalten, und die sich allemal durch Trink und Freßgelage auszeichnen, finden sich auch fast wöchentlich das ganze Jahr durch geschlossene Gesellschaften in dem grossen Saale zu Bachanalien ein, wo gegessen, getrunken, geschäckert, bockgesprungen, und Lanzen gebrochen werden, daß es eine Freude ist. Sie können sicher darauf rechnen, daß mehr als die Hälfte von Mutter Evas Geschlechte, das man hier antrifft, die gutherzigsten Kinderchen sind, und bey solchen freundlichen Kinderchen kann ja unmöglich den Gästen die Zeit lang werden. —

Auch nach Klosterneuburg fahren oft von Wien Gesellschaften hinaus. Aber hier geht es etwas solider zu; denn Seine Hochwürden der Herr Prälat, fänden es wi- seine geistliche Würde, wenn die Gäste, welche ihm die Ehre ihres Besuchs gönnen, etwas mehr, als sich unter den Tisch zu saufen, suchen wollten. Auch wird hier weiter nichts, als der reiche Klosterschatz, der schöne Keller, und die Prälatur besehen, — dann auf gut deutsch, dem edlen Rebensafte der Krieg angekündiget.

Der kahle Berg wurde, so lange die Geistlichen noch in ihren Zellen eingeschlossen waren, selten besucht; ohngeachtet hier die schönste Aussicht über die ganze

Ebne Wiens, und eine unglaubliche Strecke des Donauflusses ist. Seit dem aber die guten Mönche ihre Zellen verlassen, und nun Tracteur und Wirth da zu finden ist — o, da wandern ganze Karavanen hinauf. Sie sollten nur sehen, Freund, wie an dem Orte, wo so lange Zeit mit dem grösten Gott ergebenen Herzen Nichts gethan wurde, (denn Essen, Trinken, Psalm singen, Dosen drechseln, und solche Kleinfügigkeiten mehr, wird man doch wohl nicht unter wichtigere Geschäfte, als — Nichtsthun rechnen wollen?) — izt pokulirt, musicirt, getanzt, geherzt, geküßt, Schnecken im tiefen Walde gesucht, Schmetterlinge gehascht, und Maulwurfsjagden gehalten werden. Accidit momento, quod non speratur in anno. —

Eben so lustig und wohlbehaglich befinden sich die Gäste izt in Mauerbach, ohngeachtet wie der Ruf geht, — die Wiener auch vorher schon nie, ohne mit einem dicken Nebel vor den Augen, von da nach Hause schlendern konnten.

Auch in Simmering, einem Dorfe an der Landstrasse nach Ungarn, finden sich Gesellschaften die Menge ein. Kaufmannsbürschchen, mit ihren Puzmacherinnen, Stäussermädchen, oder mit sonst einer irgendwo aufgehaschten Dulcinea Venaria, wählten diesen Ort vorzüglich zu ihrem Tummelplaz. Der Wirth freuet sich dieser Herrn vorzüglich, denn er weiß, sie verschlampam-

pen

pen mehr, als jeder andre Gast. Er ist daher auch so höflich, jeden zu adeln. „Wie befinden Sie sich Herr vom rothen Igel?“ — „Und Sie, Herr vom blauen Hut?“ — und so weiter. Was mir übrigens an diesen Herren vorzüglich gefällt, ist, daß sie gerade diesen Ort zu ihrem Lieblingsort wählten, wo sie die Narrenlinie passiren müssen. Ich zweifle nicht, daß manche, wenn sie vor St. Marx vorbeyfahren, zu sich selbst sagen werden: auch ich gehöre hinein. —

Unter den nahen Oertern wird Schönbrunn, das Sommerschloß der verstorbenen Kaiserinn, am meisten besucht. Es ist aber auch der Mühe werth, daß man es besucht. Der Garten, welcher izt ganz frey für Jedermann ist, gehört unter die vorzüglichern Merkwürdigkeiten, die man in und um Wien sehen kann. Einzeln, oder auch in Gesellschaften treffen Sie oft zu Hunderten die Gäste an, welche schon früh hinausfahren, im Kaffeehause frühstücken, im Garten bis eins oder zwey spatziren gehen, dann sich zu der Tafel setzen und zechen, wieder in den Garten eilen, und mit all' dem Gefühle des wahren Vergnügens sich unterhalten. Dieser Ort hat den Vorzug, daß er meistens nur von ausgesuchten Gesellschaften besucht wird. Sie finden hier wirklich oft die artigsten Leute aus allen Ständen, und man hat hier, — wie fast bey allen unsern übrigen Zusammen-

künften die Konvention getroffen, ganz frey und ungezwungen seinen Launen fröhnen zu dürfen. Man speist sehr gut, und um verschiedene Preiße; man thut am besten, wenn man die Anzahl der Gesellschaft, den Preiß der Tafel, und die Stunde, wenn man speisen will, schon Tags vorhero dem Tracteur durch die kleine Post meldet. Auch Laxenburg hat diese Vorzüge, nur wird es nicht so oft besucht, weil es weiter entfernt, und so zu sagen das Sanssouci unsers Kaisers ist. —

Hingegen wimmelt es den Sommer durch in Baaden. Wenn sie in Wien wären, Langeweile hätten, Familienbekanntschaften mit oder ohne Absichten suchten, — gehn sie nach Baaden; in Zeit von vier Wochen kennen sie die halbe Stadt. Unsre Damen und Fräulein, die ins Bad gehn, sind die anmuthigsten Göttinnen, die man sich auf den Zaubergefilden dieses Lebens wünschen kann. Hier wohnt Frau von ∽ — ihr Gemahl muß seiner Geschäfte wegen in der Stadt bleiben — sie weiß sich die Zeit zu Nutze zu machen und läßt sich frottiren, daß sie frisch und gesund aus dem Bade zurück in die Arme ihres lieben gutherzigen Männchens kömmt. Dort spaziert das gnädige Fräulein von □; Anmuth und Freundlichkeit und alle Grazien schweben um sie. Sie klagt ihrem Papa, daß Gott weiß, was für Unpäßlichkeiten sie plagen. Das Bad wird vorge-

schrie-

schrieben, — es wird hinausgefahren, nach ein paar Tagen eine Wehmutter geholt, — vierzehn Tage vergehn, und man sieht das gnädige Fräulein mit einemmal frisch und gesund wieder und ein Schwarm großnasigter, breitschultriger und dickwadigter Ritter, flattert um sie herum. — Ist das nicht für Sibariten das herrlichste Leben, das sie sich wünschen können?

Wenn Sie die Menge unsrer Kaffeehäuser, Gärten, Tanzsäle und Promenaden, und zugleich die Menge der Leute, welche man zu jeder Stunde des Tages in diesen Orten antrift, überrechnen, so werden Sie erstaunen über die Anzahl der Müssiggänger, Schwelger, und solcher Menschen, die ihr ganzes Leben zwischen Schlemmen, Spazierengehn, und Schlafen theilen. Vielleicht ist kein Ort in der Welt, wo man müssigere Geschöpfe von Menschen antrift als hier. Die grosse Anzahl derer, welche von ihren Kapitalien leben, und die noch grössere Anzahl solcher, welche sich des Tages reichlichste Aerndte oft schon in einer Viertelstunde verdienen; die Bürgerssöhnchen reicher Väter, — und endlich, die fast unübersehbare Menge des Adels mit seinem Gefolge, das so selten reellere Beschäftigungen kennt, — scheint diese Sibariten-Laune erzeugt und genährt zu haben. Indeß ist eben dieser Geschmack am Müssiggange, für die vielen Fremden, welche zu uns kommen, vortheilhaft. Ohne erst sich durch viele Um-

wege

wege Bekanntschaften und Unterhaltungen zu suchen, — findet sie der Fremde allenthalben, wo er hinkömmt.

Fünf und vierzigster Brief.

Sie werden heute kaum den Inhalt meines Briefes errathen. Müde, immer und ewig Allgemeinheiten zu plaudern, will ich Sie mit einigen Anecdötchen unterhalten.

Der Edle Herr von Pavian hatte die Thorheit, ein allerliebstes, artiges Weibchen zur zweyten Ehe zu wählen. Eifersüchtig wie er — lauschte der alte Ritter auf jeden Schritt, den seine Gattinn machte. Ohrenbläser raunten ihm auch wirklich allerley Histörchen von seiner Gattinn ins Ohr. Darüber aufgebracht, schwört er die glühendste Rache gegen seinen ungebetenen Mitgehülfen. — Er reist auf sein Guth, um seiner Gattinn Gelegenheit zu machen. Diese unterhält sich mit ihrer Kammerjungfer, und ist frölichen Muths. Das liebe Weibchen aß den Käse gern; allein der Edle Herr von Pavian konnte aus vielen Gründen den Käß in seinem Hause nicht dulden. Madame war also gezwungen nur heimlich ihren Appetit zu stillen. Auch diesmal benuzte sie die Abwesenheit ihres Mannes; allein, indeß sie mit dem behaglichsten Appetite ihren Käß verzehrt, kommt der gnädige Herr. Das Weibchen

chen erschrickt, will sich mit ihrem Käß nicht überraschen lassen, und verbirgt ihn in der Eile in ihr Bett. Herr von **Pavian**, in der Hofnung seinen Rival zu erschleichen, stürmt plötzlich in seiner Gattinn Zimmer; er sieht sie zerstreut, das Bett in Unordnung. Was ist gewissers, als die Untreue seiner theuren Ehehälfte. Er zieht den Degen, stürzt zum Bette, und sticht mit allem Grimme auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler los, der sich im Bette verborgen hat. — **Pavian** fühlt etwas Hartes an seiner Degenspitze. **Ha! endlich hab ich dich, Elender**, schrie er, und stach noch einmal zu, riß die Decke vom Bette, und fand, was er wohl nicht suchte, einen ziemlich grossen fetten Laib Schweitzerkäse. Daß sich **Pavian** seines Ritterzuges schämte, können Sie sich leicht denken. —

Herr von Omay, auch einer von den glücklichen, der seiner artigen Gattinn wegen eine namenlose Zahl von guten Freunden hat, bekam — als er eben prächtige Tafel hielt — auf einer grossen silbernen Tasse einige Lerchen zu einer Zeit, wo sie die gröste Seltenheit waren, zum Geschenke. Seine Schmeichler beredeten ihn bald, zu glauben, dieß Geschenk käme vom Prinzen † †. Stolz auf diese Ehre, und aufgefrischt von seinen Freunden, die sich auf seine Kosten was zu lachen machen wollten, giebt der Geck Tags darauf ein Memorial ein, worinn er bat, zum ewigen Andenken

dieser



dieser grossen Ehre — **Lerchen in seinem Wappen füh-ren zu dürfen.** — Einige Tage darauf, als von Omay wieder Tafel gab, wurd wieder eine silberne Tasse mit einer schönen Pastete geschickt. Wer kann dieser unbekannte Gönner anders seyn, als eben der Prinz, denkt er sich. Voll Vergnügen hebt er den Deckel der Pastete selbst weg, und sieh! ein Männchen mit grossen Hirschgeweihen, springt vermittelst einer künstlich angebrachten Feder mit einem Zettel in der Hand hervor, mit der Aufschrift: **willst du mich nicht auch in deinem Wappen führen?**

Frau von R. und **Frau von T.** lebten einige Jahre als die innigst vertrautesten Busenfreundinnen zusammen. Keine Gesellschaft, keine Spatzierfahrt, keine Redoute konnte besucht worden, wenn sie nicht beyde beysammen waren. Ihre zärtliche Freundschaft zeichnete sich sogar in der Wahl ihres Putzes aus; denn nie sah man diese zwey Grazien anders — als gleich coeffirt, gleich geschminkt, gleich gekleidet und gleich maskirt. Aber wie bald kann solche Damenfreundschaft nicht zertrümmert werden! Und dieß geschah auch hier. **Frau von T** — fiel auf den unseligen Gedanken, sich heimlich eine Maske machen zu lassen, um ganz unerkannt auf der Redoute zu seyn. Unglücklicher Weise kommt der Schneider einen Tag vor der Redoute zur **Frau von R.** mit der Maske. Sie erblickt sie, fragt, für wen sie gehört und

und bestellt sich eine ähnliche. Der Schneider gehorcht, Frau von R. eilt so frühzeitig als möglich auf die Redoute — das erstemal ohne ihre zärtliche Freundinn. Frau von T— kömmt später, wundert sich, eine gleiche Maske hier anzutreffen; erkennt ihre Freundinn, wird zornig, und geräth in den heftigsten Wortwechsel. Die zwo Damen verließen die Redoute mit den größten Beschimpfungen, die sie sich erwiesen. — Tags darauf klagen beyde. Man fand Ursache, die zwo Närrinnen für ihre Eitelkeit büßen zu lassen. Der Proceß wird in die Länge gezogen, geldsplitterig gemacht, und so eingerichtet, daß jede dieser Damen — einer Maske wegen — einige tausend Gulden für Gerichts- und Prozeßunkosten zahlen mußten. — Von solchen Thorheiten müssen sich die Advokaten zu bereichern suchen. —

Einer der vornehmsten Kavaliere verliebte sich in die Tochter eines Banquiers. Das Fräulein erhielt fleißige Besuche von ihm, sah aber bald, daß diese Besuche nur Tändeleyen zur Absicht hatten. Sie entdeckt es ihrem Vater. Dieser konnte dem Kavalier den Zutritt zu seiner Tochter nicht so schlechtweg verbieten. Endlich entwirft er seinen Plan. Er befiehlt seiner Tochter, sobald sie wieder um einen Besuch gebeten würde, ihn zu erlauben, die Stunde aber ihm selbst zu entdecken. —

Der Kavalier, voll süßer Erwartung, endlich zum ganz glücklichen Schäfer gemacht zu werden, erscheint. Kaum war der Vater von seiner Gegenwart benachrichtiget, so ruft er alle seine Leute, giebt jedem zwey Windlichter, mit Befehl, auf der Treppe zu warten, bis der Kavalier aus dem Zimmer seiner Tochter kommen würde. Die Leute giengen an ihren Posten, der Vater selbst blieb vor der Thüre mit zwey Lichtern in der Hand stehen. Berauscht vom ersten Handkusse, den er seiner Göttinn gab, hüpft nun der vornehme Liebhaber aus dem Besuchzimmer. Wie erstaunt er, als er diese Beleuchtung vor sich sieht! Was soll das, fragt er ganz betroffen? — Eurer Excellenz, antwortete der Vater, Ihnen meinen schuldigen Dank abzustatten für die Ehre, die Sie mir und meiner Tochter erweisen wollen. Sie werden erlauben, daß ich einen so hohen Gast, wie Sie, der Gefahr entreiße, auf der Treppe Schaden zu leiden. Ich und meine Leute werden die Ehre haben, Sie bis auf die Gasse zu begleiten. — Alle Einwendungen waren vergebens. Der Kavalier mußte sichs gefallen lassen, sich um die Mittagsstunde mit zwanzig Windlichtern unter tausend Bücklingen und ehrfurchtsvollen Komplimenten zum Hause hinaus leuchten zu lassen. — Ob er sich wohl der Gefahr noch einmal ausgesetzt haben wird, dieselbe Ehre zu empfangen? —

Damit Sie sich einen Begriff machen können, was für Fallstricke manchem jungen unerfahrnen Laffen gelegt werden — diene Ihnen folgende Geschichte. Graf von ** — jung und unbekannt mit der Welt, wie mans immer in Akademien unter geistlichen Händen seyn kann, kam als Kadet unter ** Regiment. Zufälliger Weise bekömmt er im Theater Bekanntschaft mit einer Person, die lediglich unter dem Namen Baroneß von oo bekannt war. Er war stolz darauf, diese Bekanntschaft gemacht zu haben, ohngeachtet sie ihn in 8 Tagen 130 Dukaten kostete. Diese Dame war wegen Familienangelegenheiten hier, und wies ihm sogar die Briefe, die sie aus Italien erhielt. — Einst sitzen sie am Tische im vertraulichsten Gespräche, als ein Wagen vor dem Hause halten bleibt. Er sieht hinaus, und erkennt seinen General. Er sagt es, sie erschrickt, und schreyt, ums Himmels willen, er darf Sie hier nicht antreffen; der General besorgt meinen Proceß. In der Angst wußte sie ihn nirgends zu verbergen, als in ihrem Kleiderschranke. Der General kommt, umarmt sie, schlendert mit ihr aufs Kanapee, und der Kadet — schwitzt vor Angst und Eifersucht im Schranke wie eine Wassermaus. Es war auch kein Spaß, so was mit anhören zu müssen. Unglücklicher Weise fällt es seiner Excellenz ein, zu sehen, ob die schöne Baroneß ihr neues Kleid schon erhalten habe. Er springt zum Schranke, reißt

ihn auf, und der junge Graf steht wie versteinert da. Wär' Hogarth oder Chodowiecky zugegen gewesen, er hätte aus des Generals und des jungen Grafen von ** Stellung die komischeste Gruppe machen können. Nach einer kleinen Pause, in der sich Seine Excellenz wieder faßt, fragt er mit lautem Gelächter: Madame, haben Sie viele solche Kleider? — Das Kadetchen schlich sich beschämt fort. — Einige Wochen darauf fand er die Baroneß in Preßburg, und man sagte ihm, daß sie eine Schloßbergernymphe wäre, die vor einigen Jahren einen Edelmann, der auf den Kambut kam, um einige tausend Gulden geschnellt habe, mit dem Gelde nach Wien gereist, und nun eine Phryne für die höhere Klasse worden sey. — Sie sehn, Freund, daß bey uns die Galanteriejägerinnen allerley Masken wählen, hinter welchen sie ihre Farçen aufführen.

Ueberhaupt, mein Bester, fallen hier solcher Fuchsprellereyen die Menge vor. Es übersteigt beynahe alle Vorstellung, wie weit und wie fein die Koketterie unter uns getrieben wird. Von den zügellosesten Bachantinnen, die mit thierischem Jauchzen in jedem Blicke nach Wollust lechzen, bis zu der reizenderen Cypria hinauf, die, von Grazien umflattert, den thierischen Sinn mit Lächeln und Anstand übertüncht, — lebt und webt alles in den Armen der Liebe. Wo man hinblickt, steht eine Göttinn oder ihre dienstfertige Zofe, eben so in den

Mysterien der Wollust eingeweiht, wie jene; — und wo man hinblickt, lauern Priapchen, mit jovialischer Freude im Gesichte auf die glückliche Stunde, irgend einer Dirne auf Paphos Gefilden ihren Weyhrauch opfern zu können. Woher doch immer diese sibaritische Denkungsart kommen mag? Mich deucht, dieß Problem füglich aus der Erziehungsmethode einzelner Familien auflösen zu können. Das reiche Bürgersmädchen (ich versteh darunter den ganzen Mittelstand unserer Stadt) ist das Herzäffchen der Mutter. Diese sagt ihr nun bey jeder Gelegenheit, wie so wunderschön und bezaubernd sie sey! Schon als Kind schreckt die Mutter ihr Töchterchen mit der Drohung, daß sie häßlich werden würde, wenn sie dieß oder jenes nicht unterließe. Die ganze Zärtlichkeit ihrer Mutter schränkt sich auf die edle Sorgfalt ein, das Mädchen so schön, als eine Cirkaßierinn für das Serail irgend eines Kavaliers oder reichen Bürgers, der sie heurathen wird, zu erziehen. Ist es ein Wunder, wenn nun, schon in der frühesten Jugend, dem Mädchen der Kopf mit der hohen Idee ihrer Reize geschwängert wird?

Da nebenbey unsre schönen Mütter selbst noch gern die Eiteln spielen, gern sehen, daß man auch mit ihnen um den Minnesold liebelt, und da die Mütterchen noch überdieß so gutherzig sind, ihre Töchterchen Augenzeugen seyn zu lassen, wenn sie irgend ein Abendtheuerchen bestehen; so ist es die natürlichste Folge,

daß das schöne Mädchen, sobald sie einem jungen Gauche gefällt, ihn nicht lange gängelt und geckt, sondern lieblich ihm die Hand drückt, und nach Herzenslust weiter spaßeln läßt. —

Unsre Jünglinge, eben so müßig, wie die meisten ihrer Väter, und eben so tändelnd, wie sie, wissen zu gut, was ihren kleinen niedlichen Gespielinnen frommt. Sie stehen keinen Augenblick an, sie durch Schmeicheleyen und tausend kleine Zärtlichkeiten einzulullen.

Dieß wechselseitige Bestreben, zu lieben und geliebt zu werden, wird bald zur Gewohnheit. Die junge Dame braucht, die Wachsamkeit ihres mürrischen Vaters zu hintergehen — eine Gehülfinn. Ihre Zofe wird also anfangs der weibliche Merkur. Sie findet aber bald Behagen daran, die Gelegenheiten, die sie für ihre Dame bestellt, auch für sich selbst zu bestellen. Und so geht die Koketterie von der Herrschaft auf die Diener über. Je mächtiger man seine Reitze fühlt, desto mehr erwacht auch das Bestreben, sie den glotzenden Augen der Ritter noch unwiderstehlicher zu machen. Putz und Flitter und alles, was diese Eitelkeit unterstützet, wird in den Augen unsrer Schönen Bedürfniß, ohne welchen sie nicht leben zu können glauben. Papa und Mama, so äffisch sie auch ihr Töchterchen lieben, wollen und können öfters diese Eitelkeit nicht befriedigen. Nun werden Netze ausgeworfen, und wer sich darinn fangen läßt,

wird

wird so lange gegeckt, bis er und seine Börse die Schwindsucht auf dem Halse haben.

Amor und seine Mama scheinen im strengsten Verstande auch bey uns ihre unbegränzte Herrschaft errichtet zu haben. Sehn Sie auf unsre Promenaden, sehen Sie den Zusammenfluß der Damen und Herren, staunen Sie über den anlockenden Putz der einen sowohl als der andern, und fragen Sie: warum diese Menge? warum dieser Putz? und Sie müßten die Augensprache sehr schlecht verstehen, wenn Ihnen nicht aus jedem Blicke ein Amorettchen zulächelte und zu sagen schien: mir zu Gefallen geschieht dieß alles. —

Ich will nicht einmal der Abendpromenaden auf dem Graben, Hof- und Kohlmarkte erwähnen. Die Herren, die da herumtrotten oder auf der Passe stehn, sind selten von feinerem Gefühle, als irgend ein Satyr oder Faun in den alten Zeiten der Fabeln. Auch die Dulcineen — ohngeachtet sie nur mit dem frommen Wunsche ihre Patroulle hier herum machen, doch ein lüsternes Idolchen mit nach Hause zu schleppen, um es auf dem Altare der Aphrodite aufstellen zu können — sind nicht von besserm Schlage; Betzen — welche jede Schnautze beriechen darf. Aber die Spatziergänge, wo sich die feinere Welt sammelt, sich zeigt, — diese liefern dem Menschenforscher die unläugbarsten Merkmale einer allgemeinen Huldigung der Liebe. Das Fräulein wünscht



ihren Adonis zu erblicken; die Dame ihren Hausfreund aufzuspüren, — beyde oft sich neue Gesellschafter zu erhaschen, — der junge Herr sich seiner Geliebten zu empfehlen, der Gatte eine Gehülfinn zu finden, die seine mürrische Ehestandslaune überzuckerte und so weiter. Sie können versichert seyn, daß auf all' unsern Promenaden, Redouten, Gesellschaften und Schauspielen neue Bekanntschaften angesponnen, neue Abentheuerchen bestanden, und so der Liebe — wenn auch nur idealisch — neue Opfer gebracht werden. —

Die Begierde nach Liebe verleitet oft zu seltsamen Thorheiten. So auch bey uns. Manche mittelmäßige Bürgerstochter wirft sich, bloß um die Blicke der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, oft in einen Putz, der für Damen vom ersten Range nicht zu geringe wäre. Hingegen versteckt sich oft manche wirkliche Dame, bloß um unerkannt ihre Ritterfehde zu enden, in einen Anzug, der ganz außer dem Zirkel ihres Standes ist. So können Sie oft auf den Redouten und auch sonst auf unsern Sälen Damen von Bedeutung antreffen, die ihren Stubenmädchen die Kleider abborgen und darein vermummen. Diese Art von Maske ist itzt überhaupt sehr in der Mode. Ich kann mich unmöglich enthalten, hierüber nicht meine Glossen zu machen.

Man sah schon lange her die Stubenmädchen für Geschöpfe an, die die glücklichsten Rollen in dem Reiche

der

der Liebe spielten. Seitdem aber Rautenstrauch, — den sein guter Genius ja bewahren mag, sich in ein Stubenmädchen zu verlieben, wenn er anders nicht — aus Rache von ihnen zerrissen werden will — auf den Gedanken fiel, die Charitinnen unsrer Damen so gottsjämmerlich herunter zu setzen — seitdem ist es bey uns fast allgemein dahin gekommen, mit dem Begriffe der Stubenmädchen auch den Begriff — der feilen Dirnen zu verbinden. Unrecht ist diese Verbindung allemal; aber — was soll man nun denken, wenn unsre Damen, seitdem diese Verbindung der Begriffe die herrschende Denkungsart unsrer Stutzer ward, itzt so gern die Maske der Stubenmädchen wählen? Läßt es nicht, als wollte die schöne Gräfinn schon durch ihre Mummerey dem Lüsternen hieroglyphisch zu verstehen geben, was für Begriffe er — auch bey ihr verbinden solle? — Ich kann mich irren, ich gesteh es, und wünsche es — aber dieser Gedanke bot sich mir von selbst dar, und ich glaube von dieser Seite allemal einige Entschuldigung von unsern schönen Damen zu verdienen. —

Sechs und vierzigster Brief.

Preßburg,
den 18ten Nov. 1782.

Vorgestern bin ich gutgepackt und wohlbehalten in Preßburg angekommen. — „Aber Preßburg liegt ja in Ungarn, und —„ Ja, dieser Ort ist wirklich seit der Regierung des österreichischen Erzhauses die Haupt= und Krönungsstadt dieses gesegneten Königreichs, und wenn man sich dieses ein wenig im ausgedehnteren Verstande denkt, so hat es den Erbfeind des christlichen Namens zum Nachbar, der es so oft verheerte, und einen großen Theil desselben fast ein ganzes Jahrhundert hindurch besaß. Zum Glück ist mein Geruch nicht so fein, als der jenes bayrischen Grenadiers, der, als er mit den Hülfstruppen seines Fürsten auf der Donau hier anlangte, und den ersten Fuß ans Ufer setzte, seinen Kameraden zurief: Courage, Brüder, ich rieche den Türkenhund schon!

Doch sorgen Sie nichts. Hier bin ich itzt vor diesen Barbaren sicher, und gar nicht gesonnen, ihnen in den Rachen zu laufen. Ich gedenke einige Tage hier zu bleiben, mich mit dem Herrn von ** zu ergötzen, und an seiner Seite die Stadt zu durchschweifen; — wenn das Wetter es zuläßt, den Ratschdorfer Wein und den St. Jörger Ausbruch in loco zu kosten, und vielleicht

auch

auch Lanschütz und Esterhaz zu besuchen, dann aber mit eben dem Fuhrwerke, welches mich hieher brachte, wieder nach Wien zurückzukehren. —

Preßburg liegt hart an dem Ufer des Donaustroms, der, da er hier sehr schnell und reißend ist, seinen Lauf schon oft zum Nachtheile der Stadt verändert hat. Er theilt sich hier in verschiedene Arme, welche sehr reitzende und fruchtbare Auen bilden. Die Lage der Stadt ist vortrefflich, die Luft gesund, und die Brunnen mit den besten Wassern versehen. Gegen Morgen und Mittag eröffnet sich ihr eine weite und fruchtbare Ebene, gegen Abend und Mitternacht aber wird sie von den hier sich ganz sanft erhebenden karpathischen Gebirgen bedecket, auf welchen auch das königliche Schloß steht, und dem Ansehn der Stadt keine geringe Zierde verschafft.

Noch vor wenig Jahren war diese Stadt mit Mauern und Gräben eingeschlossen, itzt aber sind die erstern verbaut und durchgebrochen, die letztern aber verschüttet, und ein Paar Thore niedergerissen. Man wollte nämlich die innere Stadt mit den Vorstädten vereinigen, und aus einem ohne Plan angelegten Orte eine regelmäßige Stadt machen. Man setzte deswegen eine eigene Verschönerungskommission nieder, die aber, wie es der Augenschein zeiget, diesen Namen gar nicht verdient. Die große Maria Theresia erkannte es selbst, sie entließ diese Kommission in Gnaden, und nun

steht

steht sie da, die arme Stadt, wie eine Schöne, die ihrer Kleider bis aufs Hemd beraubet worden — oder schicklicher, wie jene durch einen nächtlichen Lärm aufgeweckte Nonne, die in der Eile die Hosen ihres Beichtvaters statt des Schleyers auf den Kopf setzte. Die Gassen sind, einige ausgenommen, eng und ohne Schnur angelegt; die Häuser gut, aber meist ohne Regeln der Baukunst. Der neugebaute Pallast des Kardinalprimas steht da in einem Winkel, hat viele Säulen und Statüen, einen großen Saal und prächtig meublirte Gemächer, aber für das Auge des Kenners eben kein einnehmendes Ansehn. Ueberhaupt sind die meisten Gebäude unter den Händen ihrer Baumeister verunglückt, und zeugen von dem noch gar nicht gereinigten Geschmacke ihrer Bewohner. Dieses gilt ebenfalls von den Kirchen, worunter noch die, welche der verstorbene Primas Emerich Esterhazy aufführen lassen, die erträglichsten sind. Unter diesen prangen die Kuppeln der Trinitarier, oder wie man sie sonst nennt, der Weißspanier und der Elisabethinernonnen mit den Gemälden des berühmten Gali Bibiena, der im Dienste dieses Prälaten stand. Auch die Kirche des sogenannten Waisenhauses ist sehr schön angelegt, steht aber seit dem Tode ihres Erbauers, des ersterwähnten Fürstprimas, unvollendet und dem Verderben der Zeit ausgesetzt.

Die

Die Pfarrkirche ist ein starkes, gothisches Gebäude mit einer modernen Thurmkuppel, die ihr eben so schön steht, wie dem Bettler eine spanische Perücke. — Das königliche Schloß, welches ehedem wohl drey Klaftern dicke Mauern hatte, und zu einer Festung diente, ist mit unsäglichen Kosten des größten Theiles dieser Bürde entladen, und zur ehmaligen Residenz der Erzherzogin **Maria Christina** und ihres Gemahls des Herzogs **Alberts** eingerichtet worden. Man sagt, daß die Zimmer, als sie von diesen liebenswürdigen Personen bewohnet wurden, überaus kostbar sollen meublirt gewesen seyn. Besonders aber soll die Bildergallerie mit vielen Stücken der besten italiänischen und niederländischen Meister geprangет haben, wovon viele dem Herzoge gehörten, die er mit sich nach Brüssel genommen, die übrigen aber in das kaiserliche Belvedere nach Wien gebracht, und nur solche, die diesem herrlichen Tempel der Kunst entbehrlich waren, zurückgelassen worden. Itzt steht alles leer, bis auf einige Zimmer in den äußern Gebäuden, die ein Paar übrig gebliebene Pensionisten des Herzogs indeß bewohnen.

Die Aussicht von diesem Schlosse ist eine der prächtigsten, indem man weit umher eine mit Flecken und Dörfern, mit Fluren und Auen, mit Wäldern und Weingärten, mit Aeckern und Gebüschen bedeckte Ebene vor Augen hat. Und ich mußte mich von einem Altane mit

Gewalt

Gewalt wegreißen lassen, um den Zimmerwärter, der bey allen diesen Schönheiten der Natur gähnte, nicht so lange von seiner Küche träumen zu lassen. Aber vielleicht gähnen Sie auch schon bey meinem Geschwätze, ich will es daher abbrechen, und Sie ein andermal vielleicht besser zu unterhalten suchen.

Sieben und vierzigster Brief.

Noch bin ich in Preßburg, mein Bester, und bemühe mich, im Zirkel meiner Freunde all' das Schöne ganz zu genießen, welches ein Fremder hier nur genießen kann. Die sogenannte Wiener Predigerkritik machte hier selbst unter den Protestanten großes Aufsehn. Wahr ist es, selbst bey Ihnen würde sie es machen, und ich bin überzeugt, daß Ihre Herrn Konsistorialräthe weidlich darüber schimpfen würden, wenn so ein Institut auch bey Ihnen errichtet würde. Welcher Schwarzrock läßt sich auch gern von dieser Seite befehden, ohne die Zähne zu fletschen? Nicht unsre Kanzel-Donquixotte allein, nicht unsre Faste, Pochline, Mazzioli allein läuten die Sturmglocke, — Götz in Hamburg und Ihre Herren, die sich wider die Einführung des neuen Gesangbuches auflehnten, würden eben das Zetergeschrey erregen, würden eben so gut, wie hier in Wien, die Kanzel, worauf nur Religionsunterricht gebracht werden sollte, und wo

der

der Prediger — gegen sich selbst betrachtet, zum **Nichts** wird, kein Ansehn, keine Autorität, nicht einmal als mindester Bürger, hat, sondern lediglich — das Sprachrohr, der Ausleger der christlichen Religion seyn soll und muß, — diese Herrn würden aus ihrer Kanzel eben sowohl einen Kastanienbraterstand gemacht, sich für ein eben so wichtiges, ja noch wichtigeres Ding als die Religion selbst, angesehn, und mit rebellischen entweder oder dummdreisten, dem vernünftigeren Theile ärgerlichen Hanswurstiaden besudelt haben, wie einige unsrer Prediger. Aber ich frage diese Herren, ist es erlaubt, **gedruckte Predigten** zu kritisiren, wenn sie nichts taugen? — Und was ist vor ein Unterschied zwischen einer **gedruckten** und bloß **gehaltenen** Predigt? Der einzige, daß in der **gedruckten** die **Dummheiten** des schlechten Predigers undisputirlich schwarz auf weis dastehen — die bloß **gehaltene** Predigt aber dem **Rabulistentheolog** immer Mittel an die Hand giebt, auch seine gefährlichsten Sätze — dem, der sie rügt, abzuleugnen. Wer ist von der Kritik frey? Nur jener, der so ganz **Grauvieh** ist, daß er unter aller Kritik steht. Und wollten die Herren wohl diesen Verdacht auf sich laden? — Freylich, Männerchen, mit leerem Kopfe, — wenn sie auch hundertmal mehr Kontroversen als die Augsburger Streittrompete des wohlehrsamen Pater **Merz** in die Welt geblasen hätten, — solche Geister sehen sich — und

und die Religion allemal für ein und dasselbe Ding an. Sie tadeln wollen, heißt bey ihnen die Religion selbst tadeln. Das läßt eben so, als wenn ich einem Richter bewiese, er verdrehe die Gesetze, und nun beschuldigte mich eine Schaar Kleingeister, ich hätte die Gesetze selbst gelästert. — Was für hohe Begriffe diese Herren doch von sich selbst haben! Weil sie Gottes Wort verkündigen sollen, so glauben sie, alles, was sie sprechen, sey auch Gottes Wort selbst. Als wenn der heilige Geist schon in die Tonsur unsrer Herrn Prediger führe, sobald sie nur die Kanzel betreten! — **Merz** giebt ein neuerliches Beyspiel, wie so ganz dummdreist Leute ohne Kopf in die Welt hinein schreyen können. In seiner am Feste der heiligen **Hilaria** gehaltenen Rede, worinn **Herr Aloysius Merz, der Gottesgelehrtheit Doktor, und des hohen Domstifts zu Augsburg ordinari Prediger** die Frage beantwortet: ob die Anmerkungen, welche der Herr Konsistorialrath Büsching über das päpstliche zu Wien gehaltene Hochamt gemacht hat, ihm und seiner Kirche zur Ehre gereichen? — liefert er uns das untrüglichste Beyspiel, daß Prediger Menschen bleiben, und auf der Kanzel eben so unaufgeklärt schreyen können, als sie es zu Hause sind. — Ich will mich mit der Lauge, die er **Büschingen** zubereitet, nicht abgeben. Jeder, der so was liest, weiß von selbst, was er davon denken soll. Ich will dafür seiner **Bramarbaßiaden**

erwähnen.

erwähnen. Nachdem er durch den ersten und zweyten Theil den ehrsamen Zuhörern in Augsburg verschiednes kauderwälsches Zeug vorgeschwazt hat, fängt er endlich mit dem innigsten Wohlbehagen seine Ritterkämpfe zu erzählen an. „Im Jahr 1768. sagt er, habe ich einen schriftmäßigen und überzeugenden Beweiß in acht Reden gemacht, daß die protestantische Kirche die wahre Kirche Christi nicht seyn könne, weil sie weder wahre Priester, noch ein äusserliches eigentliches Opfer hat. Hat Herr Büsching diese Reden widerlegt? Weder er, noch ein andrer schrieb ein Wort darüber.“ — Weder Büsching, noch sonst ein Mann, der reelle Kenntnisse suchte — wuste von Merzen was. Ich wenigstens habe den Mann wirklich erst durch die Streitigkeiten mit dem ungleich weit würdigern und gelehrtern Eibel kennen gelernt. Oder hält sich der Mann für so ein großes Licht, daß er auch ausser seiner Augsburger Welt zu schimmern glaubt? „Wie oft habe ich, fährt er fort, aus den deutlichsten Schriftstellen 2c. 2c. dargethan, daß der Heiland für seine Kirche einen sichtbaren Oberhirten bestimmt — 2c. 2c. Allerwenigst hielt ich acht Reden über diesen Gegenstand. Wer hat sie durch eine gründliche Widerlegung entkräftet? Kein Mensch!“ — Man muß Merzen zu seiner Kurzsichtigkeit Glück wünschen, die ihm das Vergnügen verschaft, sich für Deutschlands Orakel zu halten. Da ihn Niemand auf-

ser Beaten, und Meister Jobsen mit seinem Knieriem lobt, so kann mans dem Manne verzeihn, daß er im Gotteshause zur Stunde, wo er Religion lehren sollte, sich selbst zum Götzen aufstellt, die Knie vor sich selbst beugt, und den Leuten zu verstehen giebt: ihr Schaafsköpfe! wißt ihr dann nicht, daß ich infallibel bin!

Aber diese, und ungleich mehrere Narrheiten würd' ich einem Merz verzeihn. Was verzeiht man so einem Schwätzer nicht alles? Aber nachfolgende Stelle brachte mich aus der Fassung, ich muste laut auflachen. Die bekannte Sentenz des Horaz — pictoribus atque poetis &c. zu deutsch, Narren und Phantasten ist alles erlaubt — fiel mir ein; und so legt ich den Merzischen Wisch auf die Seite. Hören Sie nur, ob das nicht die gröste Burleskenschnake ist, die man von Merzen auf der Kanzel hören kann. Die ganze Periode verdient abgeschrieben zu werden. Hier ist sie:

„Der Herr Abt Jerusalem ließ sich die Simplicität in Dogmen oder Glaubenslehren, die Simplicität in Ceremonien eben so, wie der Herr Büsching gefallen. Auch er verwarf — einen prächtigen Gottesdienst, herrliche Kirchen und Kirchenzierden u. s. w. Just vor zehn Jahren fieng ich wider ihn zu schreiben an. Sieben ziemlich weitschichtige Reden hielt ich wider diesen Gelehrten. — Weder der Herr Abt Jerusa-

lem

lem, noch der Herr Büsching, noch ein andrer sezte bisher nur eine Sylbe entgegen." —

Ha, ha, ha! Also Merz schrieb wider Jerusalem! Merz wider Jerusalem! Der Zwerg wider den Riesen. Merz kam mir in diesem Augenblicke, als ich dies laß, wie der Fürst Bamstig in Evekathel und Schmidi vor, wenn Bamstig im emphatischen Tone spricht:

Erzittre Höll und Welt, Fürst Bamstig — geht ab.

Doch, was schwatz ich da viel mit Ihnen von einem Manne, den sie gewiß so wenig kennen, als den Bayrischen Hiesel. Lassen Sie mich dafür lieber zu meinen Preßburger Nachrichten zurückkommen. Weil wir aber eben bey den Predigern waren, so wollen wir auch gleich dabey stehen bleiben. Es ist Schade, daß sich die Prediger so wenig einer guten Pronunciation befleißigen. Regit dictis animos, et pectora mulcet, sagt Maro von Neptun, als dieser einen Aufruhr stillte. Kakotonie und Monotonie sind unausstehliche Fehler eines Redners; denn so wie jene das Gehör beleidigt, so schläfert diese die Seele ein. Ich mache diese Bemerkung wegen der Predigt, die ich gestern in der lutherischen Kirche hier aus Neugierde, ich gestehs, mit anhörte. Ich hoffte einen Schüler Zollikofers, oder Ihres würdigen Spalding — wenigstens doch einen zweyten Sukke zu hören, aber wie sehr ward ich

 getäuscht,

getäuscht, da ich zwar einen Mann in der Sprache des Herzens und mit dem Eifer eines Vaters und Seelsorgers die wichtigsten Wahrheiten der Religion vortragen hörte, aber in einem so stolpernden Deutsch, und mit einer so widrigen Pronunciation, daß ich es nicht über eine Viertelstunde aushalten konnte. Die Kirche ist erst vor ein paar Jahren, nicht weit von dem Orte, wo die alte stand, ohne Geschmak, und ohne alle Regeln der Baukunst aufgeführet worden. Der Altar, welcher mit einem vortreflichen Gemälde des berühmten Professer Oesers, eines gebornen Preßburgers, pranget, ist für die Größe des Hauses viel zu klein, und die Kanzel, welche über demselben angebracht worden, kann man nicht ohne Widerwillen ansehn. Die ungarische Kirche der hiesigen Protestanten, in welcher auch Slawisch geprediget wird, ist zwar viel kleiner, aber desto gescheider gebaut. Ich hörte auch einen Franziskanermönch in der ehmaligen Jesuitenkirche, welche die Lutheraner erbauet, 1672 aber verlohren haben, etwas im Nachtwächtertone von der Kanzel herabschreyen, welches ich aber zu meinem Glücke nicht verstand. Ich besah noch einige Kirchen, die aber wie gewöhnlich ausser den vielen Altären und Bildern der Heiligen nicht viel Anziehendes haben.

Zu Mittage speiste ich in Gesellschaft verschiedner Offiziere, die meist sehr artige Leute waren. Einer

von

von ihnen erzählte eine ziemlich lustige Geschichte, die ich Ihnen gleichfalls mittheilen muß. Ein junger Polack, der sich im Lesen, Schreiben und Rechnen sowohl, als im übrigen Betragen vor andern bey der Kompagnie hervorthat, avancirte zum Korporál. Als er nun die Kompagnieliste das erstemal verlaß, sah er das gewöhnliche Latus und Translatus gleichfalls für Soldaten an, und da sich weder Latus noch Translatus meldeten, notirte er solche in seine Schreibtafel, und gab sie beym Rapport als Abwesende an. Der Offizier konnte sich des Lachens nicht enthalten, und fragte ihn, ob er denn die Männer, die so hießen, kennte? Er gestand, daß sie ihm unbekannt wären, aber wohl Beurlaubte seyn könnten, die er noch nie gesehen hätte. Der Offizier erklärte ihm diese Wörter, und er muste seiner Unwissenheit selbst lachen.

In Preßburg zu seyn, und den berühmten Bildhauer **Messerschmidt** nicht zu besuchen, würde einem Kunstliebhaber zur Schande gereichen. Ich lies mich also bey ihm einführen, und was ich von seiner Meisterhand sah, übertraf alle meine Erwartung. Es ist immer schwer über die Arbeiten der Künstler, zu urtheilen, wenn man nicht selbst Künstler — nur Dilettant ist. Und nun, da Sie meine Gränzen in den bildenden Künsten kennen, so wissen Sie auch schon, was Sie von mir zu erwarten haben. — **Messerschmidt** war

Professor bey der Wienerischen Universität, aus der ihn einige Zänkereyen mit seinen Kollegen trieben. Es ist wahr, er hat seinen eignen Kopf, aber einem so ausserordentlichen Genie hätte man immer seinen Kopf lassen, und nie zugeben sollen, sich zu entfernen. Anfänglich wohnte er bey seinem Bruder, der ebenfalls ein Bildhauer ist, kaufte sich aber bald ein Haus, an dem äussersten Ende des sogenannten Zuckermantels, wo er seine Egyptischen Köpfe studiret, deren er schon über sechszig Stücke zu Stande gebracht hat. Alle sind vortreflich und bis zum Erstaunen fleißig gearbeitet, alle wahre Zierden der schöpferischen Kunst. Sie drücken die verschiednen Leidenschaften so deutlich aus, daß sie jedem so gleich auffallen, und nicht den mindesten Zweifel zurüklassen. Schade, wenn diese Köpfe einst verderbt, oder wohl gar vernichtet werden sollten! Denn das letztere könnte ihnen gar leicht wiederfahren, wenn den Meister die üble Laune, in der er sich nicht selten befindet, anwandeln sollte. Denn einige, die ihm nicht genug Ausdruck zu haben schienen, zerschlug er in Stücken. — Aber Messerschmidt ist nicht nur Künstler, er ist auch Geisterseher! Wie er sagt, wird er oft von diesen Unsichtbaren heimgesucht, die ihn ganze Nächte peinigen, und an der Ausführung seiner Arbeit zu hindern suchen. Er hat aber Stärke und Muth genug, ihnen zu widerstehen, und ihren Absichten Trotz zu bieten.

Weß

Weil ich eben bey dem Zukermantel bin, so muß ich Ihnen sagen, daß dieser sammt dem Schloßberge, ein von der Stadt abgesonderter Grund ist, auf welchem sich verschiedene Freihäuser und in denselben eine Menge feiler Dirnen befindet. Aber diese gutherzigen Kreatürchen findet man auch sonst fast in jedem Hause; denn jedes Haus hat die Freiheit Wein und Bier zu schenken. Wenn das auch hier eingeführet würde, wie wohlfeil müßten da die Perücken werden?

Preßburg hat ein ganz gut gebautes und ansehnliches Schauspielhaus. Schikaneder spielt izt mit seiner Gesellschaft hier. Aber ich bedaure ihn, und jeden Direkteur, der sich nach Preßburg versteigt. Die täglichen Unkosten sind groß. Man sagt gegen funfzig Gulden. Diese Summe, und die wöchentliche Gage einer auch nur mittelmäßig besezten Gesellschaft, läst sich hier fast gar nicht einbringen, da die Noblesse nicht die geringste Unterstützung darzu hergiebt. Die Sache verhält sich so. Graf Georg Csacky machte der Noblesse einen Plan von einem neuen Schauspielhause, und sammelte Kollecten zum Bau. Wer einen Theil darzu hergab, erhielt nun seine Familienloge, in welche er gegen Erlegung von 34 Kreuzern, so oft er in die Komödie kömmt, eintreten kann. Nun finden Sie die hiesige Noblesse so delikat, wie die Wiener. Sie will nur gute Stücke, und nur gute Schauspieler sehn,

 da

da sie wegen der Nähe an Wien, und der öftern Besuche und Reisen dahin, das Nationaltheater fleißig besucht. Will der Direkteur dem Begehren der hiesigen Noblesse Genüge leisten, so spielt er bankerott; — denn 34 Kreuzer können ihn nicht entschädigen; — thut ers nicht, so bleiben die Logen gar leer, und die Parterre werden kaum gefüllet, weil so wenige Leute sind, die Geschmak, Zeit und Mittel zu diesem Zeitvertreibe haben, oder deutlicher zu reden, weil es den meisten besser behagt, zu pokuliren, zu tanzen, Gräber zu besuchen, und dergleichen.

Eine Frage wird hier nicht am unrechten Orte seyn. Da Graf Csacky mit Beyhülfe der Noblesse das hiesige Schauspielhaus baute, warum baute er es? Die Stadt zu verschönern? — Gut, warum soll aber der Directeur die Verschönerung der Stadt entgelten? — Oder wegen Bequemlichkeit der Noblesse selbst, damit sie in einem wohleingerichteten Hause, in ordentlichen Logen, und nicht in Hütten, wie vormals — dem Schauspiele beywohnen konnten? Auch gut! Aber wie kommt denn der Directeur dazu, daß er die grössere Bequemlichkeit, deren die Noblesse izt im Schauspielhause genießt, entgelten soll? Wird die Noblesse nicht schon für ihre Auslage durch die Ehre, ein solches Haus erbauet zu haben, und durch die grössere Bequemlichkeit, mit der sie izt diese Unterhaltung geniessen kann,

hinläng-

hinlänglich schadlos gehalten? Läßt es nicht, als wenn ich dem nächsten besten Kaufmann sein Haus niederreissen, und ein schöners hinbauen ließe, das ihm aber nicht mehr Nutzen abwürfe als sein altes, und ich wollte dann für die großmüthige Handlung, — wenn sie's ja noch ist, — meine Waaren, die ich für die Küche brauche, von ihm um einen wohlfeilern Preiß als andre Ehrenleute haben, da mein Verdienst bey der ganzen Sache in weiter nichts besteht, als ein altes Gebäude, das meinem Prospekte widerlich war, mir zur Augenweide und Bequemlichkeit in ein neues umgeschaffen zu haben? —

Die Aufschrift über der Hauptthüre ist:

Hanc Aedem, in qua
Quid decet, quid non, quo virtus,
Quo ferat error, ludendo agitur,
In perpetuum sui adversum optimos
Concives studii monumentum
Posuit C. G. C. de K. MDCCLXXVI.

Die Buchstaben in der letzten Zeile bedeuten: Comes Georgius Csáke de Kereſtſseg, der Name des Kavaliers, der es erbauet hat. Er genießt zwanzig Jahre frey, das heißt, er nimmt den Zins von den Directeurs der hier spielenden Gesellschaften ein; nach Verlauf dieser Zeit fällt es der Stadt anheim. —

Acht und vierzigster Brief.

Da sich hier der königliche Stadthaltereyrath, die königliche ungarische Hofkammer, und das Generalkommando befindet, so ist auch der Adel hier sehr zahlreich, und alles ungemein lebhaft, wiewohl man den Erzherzoglichen Hof, der sich itzt bekanntlich in Brüssel aufhält, ziemlich vermißt. — Alles ist hier so ziemlich Oesterreichisch; Sprache, Moden, Gewohnheiten und Grobheiten. Die Moden kommen gleich brühwarm von der Residenzstadt; und so wie die Wiener die Affen der Pariser sind, so sind es die Preßburger von jenen, auch bis zu den kleinsten Galanterien. Fast jede Dame hat ihren Cavalier servant, zuweilen auch einen Portier oder Komödianten zur Bedienung; und jeder Kavalier Kammerjungfern, Stubenmädchen und solche Dinger. Der zweyte Adel macht es dem ersten, und jenem der Bürger solemniter nach. Es giebt auch hier gutherzige Männer, die sichs zur Ehre rechnen, wenn ein Vornehmerer, als sie, ihre Weiber unterhält. Doch was sage ich Ihnen da viel von Sachen, die Sie überall antreffen. — Der Zeitvertreib in Preßburg — auch ein Augarten, wo einem die Gelsen halb todt stechen sollen, — eine Hetze, und — was die Wiener nicht einmal haben, einen Trakteur im Walde, der eine gute Stunde von der Stadt entfernet ist, und von dem Pöbel

bel utriusque generis et conditionis fleißig besucht wird. In der Eremitage, wo so viele Jahre ein strenger Anachoret, entfernt von den Verführungen der bösen Welt, Nächte im Gebethe durchwachte, wohnt itzt eine Lais, welche vor dem Altare der Venus schon manchen Jüngling in die Geheimnisse dieser Göttin einweihte.

Heute sah ich den berühmten Schachspieler des berühmten Herrn Hofkammerraths von Kempele und seine redende Maschine. Ihre Majestät die verstorbene Kaiserin, ihre Durchlauchtigste Familie, viele kaiserliche und auswärtige Minister, Gelehrte und Künstler sahen ihn spielen, oder spielten selbst mit demselben, untersuchten die Maschine sorgfältig, und fanden nichts, was nur einigen Argwohn von Täuschung erwecken konnte; fanden nichts als Bewunderung.

Das Gerücht von diesem Automatum verbreitete sich über einen großen Theil von Europa. Zeitungsschreiber und Journalisten beschäftigten sich mit Kundmachung desselben, und, — wie es allezeit zu geschehen pflegt, wenn einer dem andern Wunderdinge nacherzählt, — immer irrig und widersprechend. Mein Freund, der sie fast täglich sah, und selbst öfters mit derselben spielte, setzte daher eine glaubwürdige Nachricht auf, die ich Ihnen gleichfalls mittheilen will.

Zufrieden mit dem Beyfalle, den man seinen Talenten gab, verachtete Herr von Kempele die ansehnlichen

Summen

Summen, die ihm für diese Maschine geboten würden; und mit Amtsgeschäften sowohl, als andern wichtigen mechanischen Versuchen beschäftiget, entzog er seinen Freunden und so vielen wißbegierigen Fremden das Vergnügen, dieses Meisterstück zu sehn, dadurch, daß er dasselbe, da es vom Einpacken und Fahren etwas gelitten hatte, zu repariren verabsäumte. Es lag also müßig, bis zur Ankunft der Nordischen Herrschaften in Wien, da denn des Kaisers Majestät, der ihnen den Aufenthalt in seiner Residenz auf alle Art angenehm zu machen suchte, sich auch der Maschine des Herrn von Kempele erinnerte, und ihm den Befehl zuschickte, sie auch vor ihnen spielen zu lassen. Diesen Befehl zu erfüllen, überwand der Herr Hofkammerrath alle Hindernisse, und stellte dieselbe in einigen Tagen wieder so her, daß er damit die hohen Gäste in die angenehmste Bewunderung versetzte, und auch von ihnen den Wunsch hörte, diese seine Maschine der Welt sehen zu lassen. Seine Majestät der Kaiser stimmten dieser gnädigen Aeusserung bey, und ertheilten ihm, wenn er einige fremde Länder damit besuchen wollte, die Erlaubniß, zwey Jahre darauf zu verwenden.

Dieses und die beständigen Wünsche des aufgeklärtern Publikums brachten ihn auch zu dem Entschlusse, diese Allerhöchste Erlaubniß zu benutzen. Da diese Maschine aber wegen des Zerlegens und Verpackens einige

Abänderun-

Abänderungen forderte, so brauchte er auch Zeit, solche in den Stand zu setzen, um lange Reisen damit vornehmen zu können.

Und diese Beschäftigung hinderte ihn nun, eine andre redende Maschine gänzlich zu Stande zu bringen. Er ist jedoch schon so weit damit gekommen, daß er die Möglichkeit einer solchen Maschine zeigen, und den Gelehrten eine neue und bisher unbekannte Erfindung zur Beurtheilung vorstellen kann.

Es ist davon nur erst der Kopf fertig, der eine Menge Fragen sehr deutlich und vernehmlich beantwortet. Die Stimme ist ein sanfter Alt; der Ton auch ganz angenehm, jedoch spricht er das R nur schnarrend aus. Wenn man etwas nicht recht versteht oder nicht verstehen will, so wiederholt er das Gesagte langsam; thut man aber dieses noch einmal, so sagt ers mit einer bösen und aufgebrachten Stimme. — Ich habe ihn in vier Sprachen, deutsch, lateinisch, italiänisch und französisch reden, und die schwersten Worte dieser Sprache ganz gut aussprechen gehört.

Und nun trifft gedachter Herr von Kempele alle Anstalten zu seiner nahen Reise, die er durch die Niederlande, Frankreich und England zu machen gedenket. Er wird diese Maschine durch seine mithabende Leute den Wißbegierigen zeigen lassen, und dadurch die Neugierde

und

und das Verlangen dieser aufgeklärten Nationen zu befriedigen suchen.

Beylage zu diesem Briefe.

Nachricht meines Freundes über den Schachspieler.

Herr Wolfgang von Kempele, königl. ungarischer Hofkammerrath, hatte im Jahre 1769, eben da er sich in kaiserlichen Geschäften zu Wien befand, die allerhöchste Gnade, von Ihrer Majestät der höchstseligen Kaiserinn Maria Theresia nach Hofe berufen zu werden, um einigen mathematischen Vorstellungen beyzuwohnen, die ein Franzos, Namens Pelletier aus den Observations Mathematiques des Ossanam und Gugot, welche größtentheils durch die magnetische Kraft hervorgebracht werden, zeigte. Ihre Majestät geruhten hierüber verschiedenes mit ihm zu sprechen, und der Hofkammerrath versicherte die Monarchin, daß er sich getraute, eine Maschine zu verfertigen, die alles das, was Allerhöchstdieselben eben anzusehen gewürdiget hätten, weit übertreffen sollte. Ihre Majestät feuerten ihn zu Ausführung seines Vorhabens mit den allergnädigsten Ausdrücken an, welches er als einen Befehl ansah, und in kurzer Zeit ein Automatum zu Stande brachte, welches alles, was man bisher von dergleichen Werken gesehen hat, sehr weit übertrifft.

Die

Die Maschine stellet einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkisch gekleidet ist, und an einem Tische sitzet, auf welchem ein Schachbret stehet. Dieser Tisch, der beyläufig drey und einen halben Wienerschuh lang, und zween und einen halben breit ist, stehet auf vier Füßen, die unten kleine Rollen haben, damit man ihn desto bequemer von einer Stelle zur andern fahren kann, welches der Herr Erfinder auch von Zeit zu Zeit thut, um allen Verdacht einer Gemeinschaft unter dem Tische zu vermeiden. In einiger Entfernung von dieser Maschine befindet sich ein gewöhnlicher kleiner Tisch, auf dem ein versperrtes Kästchen steht, welches aber mit der Maschine nicht die geringste Gemeinschaft hat. Sowohl der Tisch, als die Maschine selbst sind voller Räder, Hebeln und Springfedern. Der Herr von Kempele macht sich auch gar kein Bedenken, den inwendigen Theil seiner Maschine zu zeigen, besonders wenn er wahrnimmt, daß jemand einen darinn verborgenen Knaben muthmaßet. Ich habe den Tisch sowohl als die Maschine öfters sehr sorgfältig untersuchet, und ich kann daher mit aller Ueberzeugung versichern, daß auch nicht der mindeste Grund zu einem solchen Verdachte übrig bleibe.

Die Maschine habe ich zu verschiedenen malen spielen gesehen; besonders aber habe ich nicht ohne Erstaunen die mannichfaltigen und zusammengesetzten Bewegungen

gungen des Arms bemerket, womit sie spielt. Denn sie hebt den Arm auf, richtet ihn nach der Seite des Schachbretes, wo der Stein steht, der weggenommen werden soll, bringt, vermittelst einer Bewegung des Handgelenkes, die Hand an den Stein nieder, macht die Hand auf, macht sie wieder zu, um den Stein zu fassen, hebt ihn auf, und stellt ihn auf das Feld, wohin er kommen soll. Wenn dieses geschehen ist, so legt sie ihren Arm auf ein Polster, das neben dem Schachbrete liegt. Nimmt sie dem Gegenpart einen Stein, so bringt sie ihn mit einer einzigen Bewegung von dem Schachbrete, und führet durch eine solche Reihe von Bewegungen, als ich beschrieben habe, den Arm wieder herzu, ihren eigenen Stein zu nehmen und ihn auf das Feld zu stellen, wo derjenige stand, den sie genommen und weggestellet hat.

Man hat sich oft einer List bedient, die Maschine zu betrügen. Man ließ zum Beyspiele die Königin gehn, wie der Springer geht; aber die Maschine ergriff die Königin sogleich, und stellte sie wieder auf das Feld, wo sie vorher gelagert war. Und dieses alles geschieht mit einer so großen Fertigkeit, als der geschickteste Spieler nur immer zeigen kann.

Viele, sowohl innländische als fremde Gelehrte und Mathematiker, haben diese Maschine auf das genaueste und sorgfältigste untersucht, ohne nur auf die geringste Muthmaßung zu kommen, wie sie ihre Bewegung verrichtet. Ich war oft mit zwanzig und mehr Personen im Zimmer, wo sie spielte, alle richteten die Augen auf den Erfinder, der allezeit entweder bey dem Tische stand, oder in das nebenstehende Kästchen einige Augenblicke schaute, oder auch wohl etliche Schritte davon weggieng.

Allein

Allein nicht ein Einziger konnte auch nur die geringste Bewegung an ihm bemerken, die einen Einfluß in die Maschine hätte verrathen können. — Diejenigen, welche die Wirkung des Magnets bey den sonderbaren Vorstellungen zu Paris gesehen hatten, glaubten, daß der Magnet das Mittel wäre, das hier gebraucht würde, den Arm zu regieren. Allein, außerdem, daß man dieser Muthmaßung sehr viel entgegen setzen kann, so erbietet sich auch der Herr von Kempele, daß er einem jeden, dem es beliebte, erlauben wollte, den stärksten und auf das beste bewaffneten Magnet, oder so viel Eisen, als man wollte, an den Tisch zu bringen, indem er nicht zu befürchten hat, daß dadurch die Bewegung der Maschine auch nur im mindesten gestöret werden könnte. —

Es ist nöthig anzumerken, daß das Wunderbare dieser Maschine hauptsächlich darinn bestehe, daß sie nicht, wie andere der berühmtesten dieser Art, eine bestimmte Reihe von Bewegungen hat, sondern, daß sie sich allemal so beweget, wie es der durch die Bewegungen ihres Gegenparts vielfältig veränderte Plan des Spiels erfordert, woraus eine erstaunliche Menge von mannigfaltigen Verbindungen in den Bewegungen erwächst.

Der Herr Hofkammerrath ziehet von Zeit zu Zeit die Federn des Arms seiner Maschine auf, um dessen bewegende Kraft zu erneuern. Man bemerkt aber wohl, daß dieses mit der richtenden Kraft, oder mit dem Vermögen, den Arm hieher oder dorthin zu lenken, welches das größte Verdienst dieser Maschine ausmacht, nichts zu thun hat. Es ist wohl glaublich, daß der Herr Erfinder auf die Richtung jedes Zugs, den das Automatum thut, seinen Einfluß hat, wiewohl ich gesehen, daß er es

etliche Züge hintereinander zu thun, sich ganz allein überlassen hat. Und dieses mag auch, wie ich glaube, derjenige Umstand seyn, der unter allen, die diese Maschine betreffen, am schweresten begriffen werden kann.

Das Verdienst des Erfinders ist bey diesem Kunststücke desto größer, da er keine Künstler um sich hatte, welche die zu einem Werke von dieser Art erforderliche Geschicklichkeit besessen hätten, und daß er daher bey den meisten Stücken selbst Hand anlegen mußte.

Neun und vierzigster Brief.

Wein her! schrie mein würdiger Begleiter, als wir gestern eine Lustreise vornahmen und in Ratschdorf still hielten, und sogleich brachte ein muntrer Junge eine Flasche, die mit Gold gefüllt zu seyn schien. Freund, wenn Sie doch dieß edle Getränk in seiner Heimath selbst kosten könnten! — Ratschdorf, oder wie es andre nennen, Ratzersdorf, liegt eine halbe Stunde von Preßburg an einem Gebirge, das mit lauter Weinstöcken bepflanzt ist. Dieser Marktflecken gehört dem Carl Graf Palfy, dem vortreflichen königl. ungarischen Vicekanzler. Die Einwohner, welche etwan 600 Seelen ausmachen, nähren sich hauptsächlich vom Weinbau, der ziemlich einträglich ist, weil dieser Wein, der eine überaus diuretische Kraft besitzet, nicht nur bey allen vornehmen Tafeln getrunken, sondern auch stark verführet wird. Die ganze Gegend von Preßburg bis dahin, und weiter über St. Georgen, Pösing, Modra bis an die Neiterergespanschaft siehet einem einzigen Weingarten gleich!

Nachdem wir unsre Flasche ausgeleeret hatten, fuhren wir nach St. Georgen, einer wegen ihres köstlichen

Ausbruch

Ausbruchweins berühmten königlichen Freystadt. Die Bekantschaft, welche mein Führer mit den ansehnlichsten Familien dieses Orts hat, verschaffte uns gar bald eine Bouteille dieses Göttertranks. Hätte der Bruder des Engländischen Königs Eduard, der Herzog Georg von Clarence, welcher in einer Tonne Wein ersäuft wurde, nur jemals den St. Georgen Ausbruch gekostet, gewiß er würde ihn, und keinen Malvasier gewählet haben. — Aber der Ausbruch war auch so gut, daß wir eine zweyte Bouteille hernahmen, und vielleicht auch auf die dritte gekommen wären, wenn uns nicht die Nacht übereilet und zur Heimreise erinnert hätte.

Diese Stadt hat in den innerlichen Unruhen sehr viel gelitten, und kann sich kaum itzt noch recht erholen. Doch wird die Toleranz, dieses theure Geschenke des grossen, menschenfreundlichen Josephs, auch diesem Orte aufhelfen. Es werden sich Manufakturisten, die hier so viele Bequemlichkeiten finden, da niederlassen, und den Ort gar bald zu dem Ansehn bringen, das er wegen seiner vortreflichen Weine verdient. Aber mit Erstaunen hört' ich auch hier die Klagen der armen guten Protestanten, die sie in ganz Ungarn führen, daß sie, ohngeachtet sie durch die Landesgesetze bestätiget sind, noch immer ihrer Religionsfreyheit vergeblich entgegen sehen. Wahrhaftig ein widerlicher Zug in dem sonst so edlen Charakter der Ungarischen Nation, der noch eine ziemlich dicke Finsterniß in ihren Kenntnissen vermuthen läßt. Warum sind die deutschen Kaiserlichen Erblande so geneigt, diese weisen Verordnungen auf alle Art zu befolgen? Der deutsche Adel sowohl, als der Bürger, legt sich schon seit einiger Zeit mit allem Fleiße auf die Wissenschaften, und

findet in denselben das Kleinod, die Aufklärung ihres Verstandes, und die Besserung ihres Herzens. Aber der Unger — studirt sein Corpus Iuris, und folgt blindlings der dummen Leitung eigennützigen Mönche, — ach! und fühlt die wohlthätigen Absichten des alles beglückenden Josephs nicht.

Freund! wie gut schläft sich's doch, wenn man sich satt an dem St. Georgen Nektar getrunken hat! Mag doch der Muselmann sich immer durch den Gebrauch des Opiums die Einbildung erhitzen, um von seinen himmlischen Houris zu träumen. Weit schönere und reizendere Mädchen als diese entzückten mich diese Nacht über; tausend Amors gaukelten um mich her, und Venus selbst warf sich in meine Arme.

Bald möchte ich wünschen, immer in Preßburg zu bleiben, so sehr gefällt mir die herrliche Gegend da herum. Und die Leute sind so gut, so gefällig, daß sie einen fast zu Tode trinken. Heute war ich bey einem Picknick, welcher bey einem Manne gehalten ward, der gewiß der korpulenteste in den weiten Kaiserlichen Staaten ist. Er hält über vier Zentner Wienergewicht, und ist dabey demohngeachtet sehr gut proportionirt und angenehm gebildet. Er ist überdieß gefällig, überaus höflich und gesprächig, aber schon seit acht Jahren in seinem Zimmer eingeschlossen, weil ihm das Fahren zu beschwerlich, und das Gehen unmöglich ist. Die Gesellschaft bestand aus sechs geschmackvollen Personen, die ihm auch außerdem seine Einsamkeit erträglich machen. Hier trank ich zuerst den lieben Schomlauer und den geistreichen Sliwowitza, der aus Pflaumen gebrannt, und nach dem Kaffe getrunken wird. Diese Zusammenkunft

wird

wird hier gemeiniglich Loge genannt; sie ist aber keine Freymäurerloge, obgleich einige dieses Ordens unter dieser Gesellschaft seyn mögen. Man hat hier eine wirkliche Freymäurerloge, die aber, wie man mir sagte, eben keine der ächten seyn soll, welches ich um so viel eher glaube, weil ein Paar mir bekannte ächte Freymäurer allhier sie nie besuchen.

Nach Tische fuhr ich mit einigen guten Freunden nach Iwanka, einem Lustschlosse des Herrn Grafen Grasfalkowitz, das der Anlage nach ganz vortreflich werden kann. Unweit demselben steht das dem Ungarischen Hofkanzler Graf Franz Esterhasy gehörige Lustschloß Lanschütz auf einer sanften Erhöhung, welches durch den ausgesuchtesten Geschmack und die ländlichen Reize, alle in dieser Gegend sehr weit übertrifft. Die Einrichtung ist sehr schön, die Gärten und der Park überaus anlockend, — aber, wer Esterhaß gesehen hat, verliert diese sogleich aus dem Gesichte. Ich will Ihnen also davon nichts mehr sagen, um Ihre ganze Aufmerksamkeit auf das prächtige Esterhaß zu ziehen, welches ich Ihnen ehestens, wiewohl nur en migniature beschreiben werde; denn um es ganz und richtig zu schildern, müßte man ein Buch verfertigen.

Letzter Brief.

Esterhaß liegt in der Oedenburger Gespannschaft, ein Paar hundert Schritte vom Neusiedler See. Ueber diesen See ließ der Schöpfer dieses kostbaren und herrlichen Lustschlosses, der Fürst Esterhaßy, vor ein Paar Jahren einen Damm ziehen, der sich wohl auf eine halbe Stunde erstrecket, und den Weg von Preßburg da-

hin um 5 bis 6 Stunden abkürzet. Dieser Damm ist sehr massiv, und auf beyden Seiten mit Bäumen besetzt. Die ganze umliegende Gegend ist ein flaches Feld, auf welchem die fettesten Triften mit den ergiebigsten Aeckern abwechseln. Nur an dem Ufer der See hat die gütige Ceres auch dem Bachus ein Stück abgetreten, das so ziemlich gute Weine trägt. — Nun, wie gesagt, einige hundert Schritte jenseits des Dammes erhebt sich das majestätische Esterhaß, welches das einzige in seiner Art, und gewiß das prächtigste Schloß in den K. K. Erbländern ist.

Vor dem Hauptgebäude stehen beyderseits die Hauptwachen der fürstlichen Grenadier, die blau und roth montirt, und lauter schöne Leute über 6 Zoll hoch sind. Der Vorhof prangt mit einem großen Springbrunnen, dem gegen über die beyden Haupttreppen stehen. Das Gebäude ist sehr weitläuftig, und mit allen Regeln und Reizen der Architektur reichlich versehen. Drey Stockwerke enthalten über 500 Zimmer, die alle überaus prächtig eingerichtet sind. Hinter dem Hauptgebäude, dem grossen Garten zu, sind in gleicher Linie, mit nebenstehenden weitläuftigen Höfen, die übrigen herrschaftlichen Gebäude, nehmlich zwey für die Hausoffiziere, der Marstall auf 100 Pferde, sammt der Sommer- und Winterreitschule, das große Theater, die Bildergallerie, die Wohnungen der fürstlichen Kapelle, der Operisten und Komödianten, die Casernen für die Miliz, und das weitläuftige Wirthshaus. Zu Ende dieser Gebäude sind zwischen Alleen verschiedene Häuser für allerhand Professionisten, und diese Alleen führen auf der einen Seite zu dem nahen Dorfe Seplack, auf der andern aber

zu dem Dorfe Schüttin, so daß, wenn man in den Alleen vor oder hinter sich sieht, man die Kirche eines dieser Dörfer im Gesichte hat.

Der große Garten ist wohl eine Stunde lang, mit breiten Alleen zwischen hundertjährigen Bäumen durchschnitten, und mit einer Menge von Nebengängen versehen, die in ein dickes kühlendes Gebüsch führen, und das von dem Regelmäßigen ermüdete Auge durch ihre natürliche Wildheit erquicken. Ueberall sieht man kostbare Springbrunnen, und die vortreflichsten Statüen, Lauben und Ruhebänke. — In diesem Garten steht auch der Tempel der Sonne, der Diana, des Glücks und der Liebe, die alle sehr herrlich geziert und meublirt sind. Auf dem sogenannten ovalen Platze bauet man eben itzt noch an einem chinesischen Lusthause, welches Bagatelle genennet wird, drey Stockwerk hoch, mit einer Dachgallerie versehen, und überaus niedlich angelegt ist.

Die Orangerie ist sehr schön und zahlreich; und die Fasanerie ganz unvergleichlich. Noch ist in diesem Garten auch ein Marionettentheater, welches wegen der Pracht, und den überaus künstlich gemachten und sehr kostbar gekleideten Puppen — keines seines gleichen hat. Zu Ende dieses weitläuftigen Gartens, der durchaus mit eisernem Gitter eingeschlossen ist, öffnet sich ein dicker langer Wald, in welchem sowohl Hirsche, als wilde Schweine geheget werden, die ziemlich zahm sind, und den Spazierengehenden alle Augenblicke aufstoßen.

Die Einrichtung der Zimmer hat eine Pracht, deren Beschreibung fast unglaublich scheinen würde. Den Ueberfluß davon kann man aus der sogenannten Verrathskammer beurtheilen, in welcher alle diejenigen Kost-

barkeiten

barkeiten aufbewahret werden, die man in den Zimmern nicht anbringen konnte; und dieser sind so viel, daß man ein ganzes Schloß damit auszieren könnte. Man muß aber diese Vorrathskammer von dem fürstlichen Schatze wohl unterscheiden, indem dieser nicht in Esterhaß, sondern auf dem Bergschlosse Forchtenstein aufbewahret wird.

Das große Theater übertrifft gewiß an Pracht und Schönheit alles, was man von dieser Art sehen kann. Geld, Spiegel und der kostbarste Marmor sind dabey verschwendet worden; aber das Theater selbst zeuget von dem eigenen vortreflichen Geschmacke des Fürsten. — Alle Tage ist deutsches Schauspiel, mit italiänischer Opera buffa abwechselnd. Die Musik ist stark besetzt, und so vortreflich, als sie unter der Direktion eines so großen Tonkünstlers, des Herrn Kapellmeisters Heiden, nothwendig seyn muß. — Kurz, hier sind alle Gegenstände so zahlreich und so auffallend, daß sie auch auf den gefühllosesten und nachläßigsten Beschauer den größten Eindruck machen müssen.

Ende.







